THE LIBRARY OF
THE
UNIVERSITY OF
CALIFORNIA
LOS ANGELES

Digitized by Google

Digitized by Google

Deutsche Volksfeste

im

neunzehnten Jahrhundert.

Geschichte

ihrer Entstehung und Beschreibung ihrer Feier.

Herausgegeben

von

Fr. A. Reimann.

Weimar,
im Verlage des Landes-Industrie-Comptoirs.
1839.

Digitized by Google

(1448)

Digitized by Google

N 22/92 IV. 164
303
R 27

Vorwort.

Volksfeste im wahren, eigentlichen Sinne, wie freie Völker des Alterthums, wie Adel und Freistädte Deutschland's im Mittelalter sie feierten, — in einer zeitgemäßen Form hergestellt und eingeführt, dürften eines der sichersten, wirksamsten Mittel seyn, den Gemeingeist der Staatsbürger zu wecken, zu beleben und anzufeuern. Gemeinsinn, dieses Abzeichen der Volkssittlichkeit, der im Oeffentlichen und Freien entwickelten Tugend, erhob die Staaten Griechenland's zu unvertilgbarem Ruhme, gründete Rom's Größe und Weltherrlichkeit, Venedig's und der italienischen Städte langdauernde Macht und Reichthum der schweizerischen Eidgenossenschaft Freiheit und Ruhm, der Niederländer

Digitized by Google

Unabhängigkeit. Diesen Gemeinsinn zu erhalten, war das Streben der weisesten Gesetzgeber und in den Volksfesten fanden sie ein wichtiges Beförderungsmittel desselben. Wer kennt nicht die olympischen Spiele der Griechen und die glänzenden Feste der Römer?

Von jeher wurde in der neuern Zeit über Mangel an Gemeinsinn geklagt, ohne daß man eben den Grund desselben zu heben suchte. Gemeinsinn kann nur gedeihen, wo Oeffentlichkeit und gesetzmäßige Freiheit herrscht; aber in der fixen Luft politischer Heimlichkeit und Willkühr, wie sie seit dem 16. Jahrhundert größtentheils über Deutschland lagerte, erstickt jede Volkstugend. — „Die Tugend, die Volkstugend," sagt ein geistreicher Mann, „welche, da ihr der Spielraum der Oeffentlichkeit und Freiheit entzogen ward, nur Privatsache, zu einem bürgerlichen Pflichtensystem gegen den Nächsten und sich selbst geworden, hat daher ihr nationales Leben und ihren Einfluß auf das Vaterland verloren. Wo sie auch noch in den Niederungen und engern Kreisen sich erhalten hat, hat sie ihre wahre Lebensgröße und hohen Wuchs eingebüßt. So sehen

Digitized by Google

wir die Vaterlandsliebe in Steuerpflicht und Kriegsdienst, das Freiheitsgefühl in Rechtlichkeit, den Gemeingeist in Häuslichkeit, die Weisheit in Verständigkeit, den Heldenmuth in Arbeitsamkeit, den hohen Patriotismus in Bürgertreue, die Aufopferungsfähigkeit in alltägliche Gemeinnützigkeit eingeschrumpft oder niedergedrückt. Die herrliche, alte, stattliche Eiche, der man den Stamm von der Wurzel weg abgeholzt hat, damit ihr Schatten nicht den Wuchs des Grases verderbe, treibt nur noch niedriges Gebüsch und Gesträuch von Aestchen und Blättlein."

Die meisten deutschen Staaten erfreuen sich landständischer Verfassung; öffentliche Mittheilungen über das öffentliche Leben sind nicht nur gestattet, sondern auch durch Gesetze geschützt; Gerechtigkeit herrscht in den Gerichten und Sparsamkeit ist das Ziel der meisten Staatshaushalte — aber das Volk bleibt größtentheils ohne Interesse dafür. Der unselige Glaube, es sey bloß zum Geben verdammt, hat sich vom Vater auf den Sohn fortgepflanzt, es kennt keine andere Gemeinschaft, als die der Besteurung; es liebt sein Land und sein angestammtes Für-

stenhaus treu, aber instinctmäßig und mißt diese Liebe nur gar zu oft nach den Abgaben zu. Volksfeste erregen das Interesse der Menge für Oeffentlichkeit, rufen den Gemeinsinn hervor und bilden einen Damm gegen den Egoismus, der krebsartig die edelsten Theile des Staats vergiftet.

Wer das ganze Jahr nie aus seiner Werkstätte, Schreibstube oder seinem Studirzimmer kommt, wer nie sein Dorf verläßt, als um die Erzeugnisse seiner Aecker, Felder und Heerden auf den Markt zu bringen, wer nie mit größern Massen Menschen zusammen lebt, kann ein guter Mensch dabei bleiben; aber das Bewußtseyn, daß er nicht bloß seinem Hause, seiner Familie, seinem Dorf oder seiner Stadt, sondern auch dem Staat angehört, stumpft sich ab und er vergißt am Ende, was für Pflichten und Rechte er als Glied des Staats, als Staatsbürger, hat. Volksfeste wecken aus diesem politischen Schlafe.

Unter Volksfesten aber verstehen wir nicht Auftritte und Belustigungen, wo die eine Hälfte der Bevölkerung bloß ihren Sinnen fröhnt und im wilden Taumel der nie-

drigsten Lust ihre Nichtigkeit zu vergessen sucht und wo die andere Hälfte bloß zusieht, was die, welche in ihrem Wörterbuche Pöbel heißen, für Sprünge machen, — Belustigungen, die der Sittlichkeit unendlich schaden, indem sie Gelegenheit zur Unmäßigkeit, Ausschweifung und zum Spielen geben und wo die Beispiele der Alten schon früh die Jungen verderben. — Ein Volksfest in unserm Sinne soll alle Alter und Classen der Staatsbürger an einem, wo möglich durch geschichtliche Wichtigkeit ausgezeichneten Tage, zu einer einfachen, sinnvollen und erwecklichen Feier vereinen; der Reiche vergißt auf einen Tag wenigstens seinen Geldkasten, der Arme seine Sorgen, der Handwerker seine Werkstätte, der Staatsmann das Regieren, der Gelehrte seine Bücher; der Ungebildete lernt von dem Gebildeten Anstand; der Gebildete erwärmt sich an der natürlich kräftigen Fröhlichkeit der arbeitenden Classe; der Greis verjüngt sich am Feuer des Jünglings und der Jüngling wird durch die Gegenwart der Alten in den Schranken der Mäßigung gehalten. Herzliche Freude belebt und vereint Alle. In Allen erwacht das erhebende Ge-

fühl: wir sind glückliche Bürger eines glücklichen Landes; wir lieben unsern Fürsten und werden von ihm geliebt; wir leben unter Gesetzen, die Sicherheit und Ordnung erhalten, aber den freien Schwung des Geistes, eine naturgemäße Entwickelung der Kräfte und deren Anwendung nicht hemmen. Fröhliche Menschen sind nicht böse, nicht unversöhnlich; mancher Zwist, manche Abneigung, manches Vorurtheil wird getilgt im Jubel eines frohen Volksfestes. Und die sich in den Tagen des Glücks und der Freude kennen gelernt haben, werden sie nicht in der Stunde der Gefahr und Noth bereitwilliger, schneller, einiger seyn? Ein solches Volksfest bildet und erhebt das Volk; es erwacht in ihm das Bewußtseyn seines Werthes. Geburt, Vermögen, Anlage, Bildung und das Bedürfniß des Ganzen bilden mannichfaltige Verschiedenheiten des Standes, des Berufs und der Lebensart; solche Abstufungen des Glücks und der Bildung sind naturgemäß, in der Entwickelung des Staatslebens begründet; aber durch feste und unübersteigliche Schranken geschiedene Stände, Kasten, kennt kein constitutioneller Staat;

in ihm hat Jeder das Recht, das zu werden, wozu ihn seine Talente, Neigungen und Kräfte bestimmen; das Wohl des Ganzen soll das Ziel des Einzelnen seyn. Minister, Räthe, Gelehrte, Pfarrer, Officiere, Kaufleute, Handwerker und Bauern sind an dem festlichen Tag in bunten Kreisen gemischt; weder Anmaasung noch Prunk findet Platz; keine hohe, vornehme Miene schreckt den einfachen, ehrbaren Handwerker zurück; kein wegwerfender Blick, kein spöttelndes Lächeln des Vornehmern beleidigt den Gemeinern; der Fürst selbst mit seiner Familie erscheint in der Mitte seines fröhlichen Volks, erhöhet die Freude des Festes durch seine Theilnahme und der Jubel und Segen seiner Unterthanen begleiten ihn in die stillen Gemächer seines Schlosses zurück.

So schreibt ein mir unbekannter Schriftsteller und ich schreibe seine Worte nach, weil wir in dieser Hinsicht einerlei Meinung sind; ich füge nur noch hinzu, daß Volksfeste, wo solche eingerichtet werden sollen, aus dem Volke selbst hervorgehen müssen, wenn sie gedeihen und Nutzen bringen sollen. Versieht man es darin, so tragen solche Feste schon

im Entstehen den Keim baldigen Erlöschens; denn dieser nachgeahmten Lust fehlt ja das frische, kräftige Leben, das ein Volksfest athmen muß. Eben so verfehlt aber würde es seyn, obgleich es Viele anrathen, Feste aus dem Alterthum unverändert in unsere Zeiten zu verpflanzen; wir würden in einem derartigen Feste nur ein Gespenst erblicken, das uns, vermöge seiner mit der unsrigen nicht übereinstimmenden Natur, abstößt. Wohl aber wäre zu wünschen, daß Rohheiten aus den Volksfesten entfernt und sie überhaupt, so viel als möglich, unserer Zeit angepaßt würden; ihr Nutzen würde sich mehren und augenfälliger werden. —

Es bleibt mir nun nur noch Einiges in Bezug auf mein Werk, an dem ich nun seit fast sechs Jahren mit Lust und Liebe gearbeitet und von dem ich wünsche, daß es — wie manche Schwächen es auch an sich tragen mag — als ein Beitrag zur Sittengeschichte anerkannt werde und nachsichtige Beurtheilung erfahren möge, zu erörtern übrig; denn schon der Titel verlangt dieß. Ich habe dort nämlich gesagt: Deutsche Volksfeste und muß hinzufügen, daß ich

nicht bloß die Bundesstaaten zu Deutschland gerechnet, sondern Deutschland im weitesten Sinne verstanden habe; deßhalb findet man Schweizerfeste, das Fest des heiligen Vigilius zu Trient u. s. w. Als Volksfeste aber habe ich aufgenommen:

1. Feste, die eine geschichtliche Basis haben und von dem gesammten Deutschland, oder von mehreren deutschen Staaten, oder doch von Einem gefeiert werden (mit Ausnahme der meisten kirchlichen Feste).

2. Feste, welche nur von mehreren, oder auch nur von einer deutschen Stadt oder Dorfe begangen werden und vorgenannte Basis haben.

3. Diejenigen kirchlichen Feste, welche, durch Hinzutreten mehrerer Nebenumstände, zu Volksfesten werden, als das Weihnachtsfest ꝛc.

4. Gildenfeste und endlich

5. Kinderfeste, wenn ihnen die geschichtliche Basis nicht mangelt; denn beide, Gilden und Kinder, sind ja das Glied einer großen Kette und dürfen durchaus nicht mit Stillschweigen übergangen werden, da ihr Einfluß auf das Ganze bedeutend ist.

Fand ich nun irgendwo etwas über ein deutsches Volksfest, das meinem Plane ganz genügte, so nahm ich es auf und führte dankbar in der Quellenangabe den Ort an, dem ich die Darstellung der Feier oder die Angabe der Entstehung des Festes verdankte. Wo in einer Stadt ich von der gewöhnlichen Begehung eines Volksfestes etwas Abnormes fand, das führte ich, so weit es mir möglich, noch besonders an, wie, z. B., bei'm Weihnachtsfeste. Trotz vielfachen Forschens aber war es mir dennoch bei manchem Feste nicht möglich, die Entstehung aufzufinden und ich mußte mich, wenn auch ungern, mit der Erzählung, wie das Fest begangen wird, begnügen; nur die Hoffnung blieb mir, daß hierdurch Mancher, den mein Werk als Freund sich erwirbt und welcher die Ursache kennt, aus der dieses oder jenes Fest entsprungen, sich aufgefordert fühlen würde, mir seine Mittheilungen zu machen, damit ich sie bei einer — im glücklichen Falle — zweiten Auflage ergänzend benutzen könnte. Ja bisweilen kam es selbst vor, daß ich nur eine ganz kurze Andeutung eines Volksfestes hatte und mir blieb hier nichts übrig,

als, um so vollständig, als möglich, mein Werk herzustellen, diese skizzenhaften Wesen (wohl nicht immer reine Volksfeste) unter der Rubrik „Reminiscenzen" nach den Ländern zu ordnen, was ich bei den ausgeführten Volksfesten nicht gethan habe, um eine bunte Reihe zu erzielen und dadurch Eintönigkeit zu vermeiden. Aus diesem Grunde habe ich auch die verschiedenfarbige Darstellung gewählt und hoffe das Werk dadurch für ein größeres Publicum zugänglich gemacht zu haben; was wohl nicht der Fall gewesen wäre, wenn ich durchgehends eine Darstellung gewählt hätte, wie etwa in dem Todtaustragen ꝛc.; denn mancher nicht die Forschung im ernsten Gewande Liebende würde sich durch den kalten, gemessenen Gang der Zergliederung zurückgeschreckt gefühlt und das Buch bei Seite gelegt haben. Wohl mir, wenn ich diesem harten Begegnisse durch den eingeschlagenen Weg zuvorgekommen bin!

Daß ich übrigens keinen Zeitaufwand, keine Bitte, keine Geldkosten gespart habe, meine Schrift so vollständig, als möglich, in die Welt treten zu lassen, kann ich als ehrlicher Mann versichern und ich habe, neben

vielfachen Erfahrungen von Ungefälligkeit, manche freundliche, und zum Theil genügende Unterstützung erfahren, namentlich durch Herrn Hofrath Dr. Schreiber in Baden, Herrn Bibliothekar Dr. Klemm in Dresden, Herrn von Schlichtegroll in Tegernsee, den nun verstorbenen Hofrath Dr. St. Schütze, den Herrn Legationsrath, Professor Dr. Panse und Herrn Registrator Irrgang hier, denen ich hier nochmals meinen innigsten Dank für ihre mir erwiesene Freundlichkeit ausspreche. Vor einigen Wochen erst erhielt ich noch aus Hamburg einige Erläuterungen über das „Waisengrün", wohin ich mich mit der Bitte um Auskunft über die Entstehung dieses Festes gewandt hatte. Leider war der Druck des betreffenden Artikels schon beendigt, als der Brief ankam und obgleich er in Betreff der Entstehung des genannten Festes nichts enthält, so theile ich ihn doch hier im Auszuge mit, da diese Notiz nicht unwichtig zur genauen Kenntniß dieses dem Gefühle des Menschenfreundes so wohlthuenden Kinderfestes ist.

„Im Jahr 1633 bekam auch das Waisengrün, welches seit 1605 bloß in einem

Sommerbesuche der Waisen in dem Garten des jahrverwaltenden Provisors bestand, eine veränderte, dem Publicum mehr zusagende Gestalt. Es wurde ein feierlicher Umgang durch einige Hauptstraßen der Stadt damit verbunden und das Ganze dadurch zu einem Volksfeste erhoben, welches der Anstalt mit jedem Jahre mehr einbrachte. Zwei Musikanten, die dem Zuge geigend vorangingen, mußten nach der Mahlzeit, unter Zelten vor dem Steinthore, den Kindern zum Rasentanze aufspielen und selbst die Vorsteher hielten es nicht unter ihrer Würde, sich dem fröhlichen Gewühle anzuschließen. Späterhin scheint auch diese Kinderhöge (Kinderfreude) die Gräuel der sogenannten Gregoriusfeste anderer Städte getheilt zu haben. Unordnungen, die sich dabei um so unvermeidlicher einschleichen mußten, da der Zutritt Jedem gestattet war, machten die Wiederabschaffung derselben höchst wünschenswerth. Nachdem diese Unordnungen beseitigt, hat der Umzug seine jetzige Gestalt angenommen."

In Angabe der Quellen, aus denen ich geschöpft, bin ich so genau, wie möglich, gewesen; sollte aber ein von mir benutztes

Werk anzuführen vergessen worden seyn, so möge der Herr Verfasser desselben das Versehen freundlichst entschuldigen und die Ursache hiervon nicht etwa in absichtlichem Weglassen finden wollen. Wenn bei einem Feste nicht angegeben, woher ich den Stoff zu seiner Darstellung genommen, so verdanke ich es entweder reiner Privatmittheilung oder eigner Anschauung; gedruckte Hilfsmittel lagen mir dann nie vor.

Dieß wäre denn wohl Alles, was ich bei Erscheinung meines Werkes erklärend hinzuzufügen hätte. Möge es allenthalben Anklang finden und zum Studium der Sitten der Völker, das so reiche Ausbeute verspricht, anreizen. Dieß wäre mir der süßeste Lohn, und würde mich zur eifrigen Verfolgung meines Planes, die Volksfeste der übrigen Nationen und dann die Volksfeste bis zum 19. Jahrhundert zu geben, anspornen, wozu ich schon seit Jahren reiche Materialien gesammelt habe. Ein zweiter Band dieses Werkes wird folgen, sobald ich einen genugsamen Vorrath von Festen wieder besitze.

Der Verfasser.

Inhalt.

	Seite
Das Lamboifest zu Hanau	1
Die Wiese zu Günstedt	3
Der Hammeltanz in Hornberg	11
Der Sommergewinn oder das Todtaustragen	15
Osterfest, Osterfeuer und Ostereier	35
Das Nasenfest zu Basel	51
Schulfeste	65
Das Fritschifest zu Luzern	65
Die Eselswiese bei Querfurt	70
Der grüne Montag	73
Das Frohnleichnamsfest	77
Der Carneval, Fasching oder Fastelabend in Köln	83
Das Kirschfest zu Naumburg	140

*

Seite

Der Graskönig zu Groß-Vargula und das Laubmännchen in der Ruhl 157
Der Milchtanz zu Klein-Geschwenda 161
Langensalzer Volksfest der Fuhr- und Ackersleute . 165
Der Holzäpfeltanz 167
Die Reiter zu Fuß. Eine Kinderlustbarkeit zu Molschleben 170
Der Brigittenkirchtag zu Wien 173
Das Christfest 211
Der Hahnentanz in der Baar 228
Das Fahnenschwenken der Bäckerbursche . . . 233
Kirchweihe, Kirchmesse, Kirmse 237
Volksfest zu Questenberg am dritten Pfingstfesttage. 245
Der Stralower Fischzug 254
Das Martinsfest 281
Das Fest des heiligen Vigilius in Trient . . . 294
Der Hirtentanz oder Schäfermarkt 310
Das Sechseläuten in Zürich 322
Das Dreschflegelhängen 326
Das Eierlesen 328
Das Sichelhängen 331
Das Gänsigreiten 335
Das Breistehlen und der Haartanz 337
Der achtzehnte October 339
Die Meyer'sche Brücke 346
Das Poppenroder Brunnenfest 349
Das Rosenfest zu Capellendorf 352

Seite

Der Böttchertanz zu Frankfurt am Main . . . 355
Das Waisengrün zu Hamburg 358
Der Maientag 367
Das Schifferstechen zu Ulm 372
Das Bacchusfest in Belvedere bei Weimar . . 380
Das Octoberfest in München 383
Das Vogelschießen, (Mannschießen, Freischießen, Königschießen, Scheibenschießen) . . . 385
Das Johannis- oder Sonnenwendefeuer . . 397
Das Johannisfest zu Schöten 417
Das St. Rochusfest zu Bingen 433

Anhang.

Reminiscenzen einiger Belustigungen und Spiele.

Belustigungen aus dem Innkreise 447
Das Ochsenrennen 448
Das Rennschlittenfahren 448
Das Ringelstechen 449
Das Baumsteigen 449
Das Sacklaufen, das Hosenlaufen . . 449
Das Bockschieben 450
Das Ringen 450
Volksvergnügungen in Baiern 452
Volksfeste aus Tyrol und der Schweiz . . 455

Seite

Feste und Vergnügungen in Preußen 456
Provinz Westphalen 456
Provinz Sachsen 457
Belustigungen und Spiele in Kärnthen . . . 468

Verzeichniß der bei Ausarbeitung dieses Werkes benutzten Quellen 465

Das Lamboifest zu Hanau.

Seht, welch' ein Fest! des Tages werden sich
Die Kinder spät als Greise noch erinnern.
Schiller.

In dem Jahr 1630 bekam die Stadt Hanau, auf Befehl des Generals Wallenstein, österreichische Besatzung, unter Anführung des Obersten Brandis, ob sich gleich damals der regierende Graf von Hanau, Philipp Moritz, dagegen widersetzte; er ward gezwungen, sie aufzunehmen, und in seinem Schlosse als Staatsgefangener bewacht. Nach der Schlacht bei Leipzig, den 7. September 1631, zog der König von Schweden mit seinem Heere nach dem südlichen Deutschland und detaschirte von Würzburg aus ein kleines fliegendes Corps nach Hanau, um diese Festung durch einen unerwarteten Angriff zu nehmen, welcher auch vollkommen gelang. In einem Zeitraume von 24 Stunden hatte der schwedische Oberst Hubald, mit 6 Escadronen Reiter und einigen Hundert Dragonern, den Weg von Würzburg bis nach Hanau zurückgelegt und kam hinter dem Schlosse, jenseits der Kinzig an. Hier wurden über diese und den Stadtgraben in aller Eile Brücken geschlagen, mit Hülfe von Seilen und

Bretern, worauf die Schweden übersetzten, den Wall erstiegen, das hintere Schloßthor sprengten, und so durch das Schloß in die Altstadt eindrangen. Von hier aus ließ der Oberst Hubald eine Aufforderung an den Obersten Brandis ergehen, welcher in dem hohen Thurm auf dem Markte wohnte, und da dieser keine Vorkehrung zur Vertheidigung getroffen hatte, sie auch nicht mehr treffen konnte, indem die Schweden schon im Besitze der Altstadt waren, so sah er sich genöthigt, die Stadt zu übergeben.

Den 15. November 1631 kam der König von Schweden, Gustav Adolph, selbst nach Hanau und es trat nunmehr der Graf Philipp Moritz unter seinen Schutz. Das war denn die Ursache, daß Hanau von nun an eine schwedische Besatzung erhielt. Die gräfliche Familie hatte sich der Gnade des Königs in einem hohen Grade zu erfreuen, denn derselbe machte dem regierenden Grafen mehrere Aemter zum Geschenke, wie Orb, Rineck, Bartenstein, Lohrhaupten, den Biebergrund und das Freigericht; seinen Brüdern, Heinrich Ludwig und Jacob Johann, das ganze Amt Steinheim, worüber noch eine Urkunde vorhanden ist.

Nach der Schlacht bei Lützen, den 16. November 1632, in welcher der große König sein Leben verlor, übernahm der schwedische Reichskanzler Oxenstierna die Verwaltung und setzte in der Person des Herzogs Bernhard von Sachsen-Weimar einen erfahrnen Feldherrn an die Spitze der Armee, um in Baiern, Franken und den Rheingegenden den Oberbefehl zu führen. Fast zwei Jahre lang hatte Bern-

hard von Sachsen-Weimar durch kluge, wohlberechnete Märsche und glückliche Gefechte das in ihn gesetzte Vertrauen gerechtfertigt, bis den 4. September 1634 die unglückliche Schlacht bei Nördlingen am Eger alle seine Anstrengungen wieder vereitelte. Von nun an mußten die Schweden das Feld räumen und konnten lange nichts mehr gegen die Oesterreicher unternehmen. Die einzelnen zersprengten Corps, ohngefähr 8000 Mann, größtentheils Reiterei, sammelten sich erst wieder in der Gegend von Frankfurt. Der Graf von Hanau, da er einsehen mußte, daß die Stadt leicht unter diesen Umständen belagert werden könnte, floh mit seiner Familie nach Metz und von da nach Holland.

Der schwedische Oberst Hubald war, seit dem 1. September 1634, durch den Generalmajor Jacob Ramsai ersetzt worden. Dieser, ein sehr tapferer Mann, traf sogleich Anstalten, die Stadt in einen nachdrücklichen Vertheidigungsstand zu setzen. Er ließ die Vorstadt befestigen, verstärkte seine Garnison, theils durch hessische, theils durch weimarische Truppen, und vermehrte die Anzahl der bewaffneten Bürger, trug Sorge, daß die Stadt mit Lebensmitteln hinlänglich versehen wurde und gestattete den hülflosen Landleuten eine Zufluchtsstätte in der Stadt. Im Jahr 1635 sah Ramsai ein, daß es wohl zu einer Belagerung kommen werde, denn der kaiserliche Oberst Götz streifte schon bis in die Nähe der Stadt und hinderte dadurch die Landleute am Einernten; ja im September dieses Jahres erschien er mit 10 Regimentern und umzin-

gelte dieselbe. Zu diesen brachte der General Lamboi gegen das Ende November das nöthige Material, um die Belagerung der Stadt nun förmlich unternehmen zu können.

Die Oesterreicher suchten auf drei verschiedenen Puncten Schanzen aufzuwerfen, welches General Ramsai nicht geradezu geschehen ließ, sondern häufige Ausfälle machte; indessen konnte er es doch nicht verhindern, daß die Stadt ringsum mit Schanzen umgeben wurde. Im Monate December des Jahres 1635 fing die Beschießung der Stadt an und der Feind setzte ihr mit Kugeln und sogenannten Bettelsäcken sehr zu; aber die geringe Kenntniß der Belagerer in der Belagerungskunst, und namentlich im Dirigiren des Geschützes, war Ursache, daß viele Kugeln ihr Ziel gänzlich verfehlten. In dem Jahr 1636, und besonders seit dem Monat März, betrieb der General Lamboi die Belagerung mit mehr Nachdruck. Er hatte bis um diese Zeit seine Stellung durch Tranchéen und Redouten gedeckt, so daß er glaubte, weder die Belagerten noch eine Hülfe von Außen könne ihm schaden.

Der General Ramsai, da es ihm an Munition gebrach, sah sehr gut ein, daß, wenn keine Hülfe von Außen käme, er sich am Ende ergeben müßte. Aber auf diese hatte die bedrängte Stadt gerechnet; auch als die Noth auf das Höchste gestiegen war, als man schon das Fleisch von Pferden, Eseln, Katzen und Hunden aß, als die große Sterblichkeit durch Anfälle

von der Pest noch vermehrt wurde, da erschien die so sehnlichst erwartete Hülfe.

Amalia Elisabeth, Gemahlin des Landgrafen Wilhelm V., eine geborne Gräfin von Hanau und Schwester des damals regierenden Grafen von Hanau, hatte besondern Antheil an dem Schicksal ihrer Geburtsstadt genommen, daher von Zeit zu Zeit Boten aus der Stadt an sie abgesendet wurden, welche mit Gefahr ihres Lebens sich durch die Feinde stahlen. Die Fürstin wurde aufgefordert, ihre hohe Fürsprache bei dem fürstlichen Gemahl einzulegen, damit der bedrängten Stadt Hülfe werde. Es konnte diese Hülfe aber nicht eher eintreten, als gegen das Ende Mai 1636, weil der Landgraf früher, auf ein erhaltenes Schreiben des Kaisers, versprochen hatte, sich dem sächsischen Frieden anzuschließen, worauf von beiden Seiten ein Waffenstillstand eingetreten war. Als aber der Landgraf einsah, daß man sich weigere, die freie Religionsübung der Protestanten in den hessischen Landen zu gestatten, daß man ihm wegen der Entschädigung, welche Darmstadt verlangte und die er verworfen hatte, weiter kein Gehör gab, so brach er im Monat Mai 1636 alle Verbindungen ab und verband sich auf's Neue mit den Schweden. Als daher abermals ein Bote, unter dem Namen der kleine Heinrich, nach Cassel gesendet wurde, mit Briefen an die Landgräfin, worin ihr der bejammernswürdige Zustand der Stadt geschildert und zugleich auch hinzugefügt wurde, daß Lamboi nur noch seine Verstärkung erwarte, um die Stadt mit Sturm zu nehmen, da

wandte sie sich abermals an ihren Gemahl. Dieser säumte nun nicht, der Stadt mit möglichster Schnelle Hülfe zuzuführen. In der Nacht vom 11. auf den 12. Juni 1636 kam der Landgraf, in Begleitung des schwedischen Generals Lesle, mit etwa 6000 Mann zu Windecken an und ließ noch in derselben Nacht die Höhe an dem sogenannten Wartbäumchen besetzen.

Der Tag der Entscheidung, der 13. Juni, erschien. Das Heer bewegte sich auf der Bruchköbler Straße gegen Hanau, nachdem es zuvor die Vorposten des Feindes aus dem Walde vertrieben hatte. Die Schanzen an der Lamboibrücke wurden genommen und um 12 Uhr des Mittags war der Feind schon von dieser Seite bis Auheim hinaus geworfen und der Landgraf hielt durch das Nürnberger Thor seinen feierlichen Einzug unter dem Geläute der Glocken der Stadt; ihn begleitete der schwedische General Lesle und viele hohe Officiere seines Heeres. Der Jubel war sehr groß und es soll einem damaligen Rathsgliede, Namens de Lattre, als dieses die Feinde weichen sah, vor Freude das Leben gekostet haben. Die Einwohner erkannten in dem Landgrafen einzig ihren Retter und nachdem die Sieger Gott für den erfochtenen Sieg in der Kirche gedankt hatten, wurde der Nachmittag dazu verwendet, den Feind, welcher noch auf der andern Seite der Stadt im Besitze der Schanzen war, daraus zu vertreiben. Der von Schrecken ergriffene Feind hielt nicht lange Widerstand und so war auch bald von dieser Seite die Stadt wieder frei.

Von dieser Zeit an war der 13. Juni, als der Tag der Errettung Hanau's von der fürchterlichen Belagerung des Generals Lamboi, ein Fast- und Danktag. Er wurde still durch Gottesdienst in den Kirchen gefeiert, bis nach dem Jahre 1806, wo er immer mehr an Lebendigkeit gewann. Man freute sich, ein Ereigniß feiern zu können, an das sich so schöne Erinnerungen knüpften, indem man hoffte, auch bald von dem drückenden Joche der Franzosen befreit zu werden. Und so ist denn dieser Tag ein Tag der Freude und das Fest im Walde ein allgemeines Volksfest geworden, an dem viele tausend Ausländer Antheil nehmen.

Die Wiese zu Günstedt.

Ein Hauptvolksfest, besonders für die Bewohner des sächsischen Thüringens, ist der sogenannte Ablaß oder die Spende zu Günstedt, einem zum Königlichen Preußischen Kreise Weißensee gehörigen ansehnlichen Dorfe. Dieser Ablaß, der sich noch aus den Zeiten vor der Reformation herschreibt, wo der so berüchtigte Ablaßkrämer Tezel die leichtgläubigen Deutschen mit seinem geistlichen Waarenhandel brandschatzte, wird jährlich die Woche vor dem Himmelfahrtsfest auf einer ungeheueren, in der Nähe des Dorfes Günstedt befindlichen Wiese gehalten, die durch ihre weite Ausdehnung den schicklichsten Spielraum zu einem solchen Volksfeste darbietet und auch wirklich an diesen Tagen, besonders am ersten, einem großen Meßplatze gleicht. Eine Menge von Buden, mit allen für die Bedürfnisse der Landbewohner dienenden Waaren, ziehen sich in unabsehbaren Reihen auf ihrer Fläche hin und eine ungeheure Menschenmasse, die aus allen umliegenden Gegenden zu Wagen, zu Roß und zu Fuß hier zusammenströmt wimmelt in mannichfaltigen Gruppen

um sie her. Aus einer Menge Speise-, Punsch-, Wein- und Tanz-Buden tönt Tanz- und Tafelmusik, die mit den zum Theil sehr unreinen Harmonieen einer Menge Drehorgeln verschmilzt, welche schaarenweise den ihnen zuhörenden Musikliebhabern das Geld abzuleiern suchen. Bänkelsänger, die in wimmernden, herzzerreißenden Klagetönen durch in Reime gezwungene gräßliche Mordgeschichten den Zuhörern die Haare vor Entsetzen emporstehen machen, bilden einen grellen, schneidenden Contrast mit den lustigen Schwänken eines Policinello, der auf einer Marionetten-Bühne dem gaffenden Publicum seine Späße zum Besten giebt; hier übt ein Hundetanzmeister seine widerspenstigen Scholaren mit Hülfe einer Peitsche in Cotillons und Balletsprüngen, während nicht weit davon ein unbehülflicher Bär unter Kettengerassel zu der wilden Musik einer Trommel ernsthaft ein Solo tanzt. Unter den zahllosen Buden und Waarenständen auf der Wiese sind gewöhnlich die der Schuhmacher am meisten mit Käufern belagert, da sie ein Bedürfniß befriedigen, das Keiner, den die Natur mit ein Paar Füßen begabte, entbehren kann.

Aber auch an Erzeugnissen des Luxus fehlt es nicht auf diesem lärmvollen Tummelplatze der Schachersucht und des Vergnügens und die in den vorigen Zeiten mit den Fortschritten und Abwechselungen der Mode noch unbekannten Landleute haben jetzt hier die beste Gelegenheit, sich auch in die Geheimnisse dieser frivolen Göttin, der eigentlich sonst nur die Städter fröhnten, einweihen zu lassen; denn selbst an Putzhändlerinnen ist hier kein Mangel; sogar fand sich zur

Zeit, als die Perücken noch zu den hauptsächlichsten Zierden der männlichen Köpfe gehörten und selbst ihre Form nach Stand und Würden der damit geschmückten Personen modificirt war, ein sehr speculativer Haarkünstler mit einem vollständigen Apparate solcher Kopfdecorationen auf der Wiese ein.

Dieses in ganz Thüringen berühmte Volksfest dauert eigentlich zwei Tage, doch werden die meisten Geschäfte schon am ersten Tag abgethan und die meisten Fremden, nur die aus der Nähe ausgenommen, verlassen schon bei der Abenddämmerung des ersten Tages die Wiese und kehren nach ihrer Heimath zurück. Seit der preußischen Besitznahme ist den 22. September ein zweiter großer Markt auf dieser Wiese, der auch mit einem Viehmarkte verbunden ist; allein dieser wird wegen der späten Jahreszeit, in die er fällt, bei weitem nicht so stark besucht, wie der erstere, der schon seit langen Zeiten eins der vorzüglichsten Volksfeste dieses Theils von Thüringen war.

Der Hammeltanz in Hornberg.

Nationaltänze finden sich bei allen Völkern, selbst bei den rohesten, die noch nicht einmal feste Wohnsitze gewonnen haben. Es ist dem Menschen natürlich, seine Fröhlichkeit durch mancherlei angemessene Bewegungen auszudrücken und auch das Maas für diese verschiedenen Sprünge und Stellungen, oder den Tact mußte er zugleich in sich selbst entdecken. Die Vereinigung von Musik und Tanz ist daher eine der frühesten Erscheinungen im gesellschaftlichen Leben und da jene schon ursprünglich bei der gottesdienstlichen Feier gebraucht wurde, so gesellte sich nun auch bald dieser hinzu.

Ohne Zweifel nahm der Tanz schon in den ältesten Zeiten einen mimischen Character an, wie aus ihm dann auch wohl die ersten theatralischen Darstellungen hervorgingen. Dieß bestätigt sich historisch durch die Uranfänge der Tragödie bei den Griechen und die scenischen Spiele bei den Römern.

Die nationale Eigenthümlichkeit eines Volkes mußte sich nothwendig auch seinen Tänzen mittheilen.

Sie nahmen daher einen rein plastischen Character an bei den Hellenen und wurden bloßes Spiel in Rom, wo die bildende Kunst nur eingewandert war aus der Fremde und nie, bis auf die spätere Zeit, sich ganz heimisch machen konnte. Kriegerisch war der Tanz in Sparta und im alten Germanien, wie es die Bewohner selbst waren, und immer scheint er, in Form und Bedeutung, gleichen Schritt mit den Sitten, Gewohnheiten und Einrichtungen der Völker gehalten zu haben, bis er sich, wie alles öffentliche Leben, zuletzt überall in den engen Bezirk geselliger Kreise zurückziehen mußte.

Zu dem Wenigen, was sich von frühern Volksbelustigungen und Volksfesten in den Bergen und Thälern Baden's erhalten, gehören auch verschiedene Tänze, unter denen der Hammeltanz zu Hornberg begangen wird, aber auch in andern Gegenden noch vorkömmt.

Das Städtchen Hornberg liegt an der Gutag, in einem der schönsten Thäler des Schwarzwaldes, wo sich dem Landschafter herrliche Parthieen zu seinen Studien darbieten. Das Schloß, welches freundlich von seiner waldigen Höhe herabschaut, wurde bereits im eilften Jahrhunderte von den Freyen von Hornberg bewohnt, unter denen Arnold, im zwölften Jahrhundert, das Kloster Enz stiftete. Sie waren Herren der ganzen Umgegend, aber nach dem Erlöschen ihres Geschlechts, fiel ihr Besitzthum an das Kloster St. Georg und später an Würtemberg, bis es durch den Pariser Vertrag, im Jahr 1810, an Baden abgetreten wurde. Das Thal ist nicht unfruchtbar und eine vielbesuchte

Heerstraße nach Oberschwaben und der Schweiz zieht durch dasselbe hin.

Der Hornberger Hammeltanz unterscheidet sich wenig von den andern ähnlichen Tänzen. Ein Tuch an einem Stabe, der Preis der Tänzerin, bezeichnet den Schauplatz. Ein stattlicher Hammel, mit Bändern und Kränzen geziert, wird von Knaben herbeigeführt. Im Sonntagsputze sammeln sich die jungen Bursche mit ihren Mädchen und der Tanz beginnt im Freien nach der ländlichen Musik. Ein Pärchen walzt im Kreise herum, dann ein zweites, dann ein drittes, bis die Reihe durch ist, und nun beginnt sie wieder von vorn. In einem doppelten Reife, der an einer brennenden Lunte befestigt ist, hängt ein mit Wein gefülltes Glas, und dem Tänzer, welcher eben an der Reihe ist, da das Glas fällt, wird der Hammel als Preis zu Theil. Der Sieger muß dann die übrige Gesellschaft in der Schenke bewirthen, weswegen es immer so eingerichtet wird, daß das Loos des Tags auf einen Reichen falle.

Man sieht auch hier die uralte germanische Sitte, jedes Fest und jede öffentliche Handlung mit einem Trinkgelage zu beschließen, eine Sitte, die sich nicht bloß unter dem Volk erhalten hat. Andere Völker, welche uns die Neigung zum Trunk, als eine der Nation eigenthümliche sittliche Unart, vorwerfen, mögen hierin eine Bestätigung ihrer Meinung zu finden glauben. Man thut uns unrecht. Im deutschen Character liegt ein schönes Bedürfniß zur Mittheilung, eine entschiedene Neigung zur zwanglosen Freude, welche für wenige hei-

tere Stunden die beengenden Schranken des gesellschaftlichen Lebens aufhebt und alle Sorgen und Mühen in kurze Vergessenheit begräbt. Solche Feste und Spiele erscheinen als eine Wiederholung der Saturnalien, durch welche unter den Römern das Andenken an den freundlichen Traum einer goldnen Zeit erhalten wurde, welche Tibull so reizend schildert:

Unter Saturnus Gebot wie lebte man glücklich, bevor man
Durch die Erde so weit laufende Wege gebahnt!
Nirgends hatte noch Thüren ein Haus und nirgends im Felde
Stand, zu ordnen der Flur sichere Grenzen, ein Stein.

Haben auch dergleichen Volksspiele und Volksfeste längst ihre schöne ursprüngliche Bedeutung verloren, so verdienen sie doch noch eben so wohl erhalten zu werden, als unsere Kinderfeste. Der Quell liegt tief und wird nie versiegen. Aus der dumpfen Verengung strebt das frische Jugendleben hinaus in das Licht und die Freiheit und manche Hoffnung und Erinnerung knüpft sich an die sparsam zugemessenen Tage, welche mit ihrer harmlosen Freude jährlich wiederkehren.

Der Sommergewinn oder das Todaustragen.

Schon floh der grimme Winter, vom Sonnenglanz
Hoch überstrahlt, den Bärengefilden zu,
Schon blinken Erd' und Wasser wieder,
Weste bezähmten die Kraft des Nordes.
Messerschmid.

Im Monat März, an einigen Orten am Sonntag Oculi, zu Frankfurt a. M. jetzt zu Fastnacht (aus dem dort üblichen Gesang aber erhellt, daß es früher am Feste der heiligen Apollonia — am 9. Februar — geschah), an den meisten Orten aber am Sonntage Lätare, sind noch unter den Kindern gewisse festliche Gebräuche üblich, deren Begehung man den Sommergewinn oder auch das Todaustragen nennt. Nicht bloß in Böhmen, Polen, Schlesien, der Lausitz, vordem in Leipzig, Zwickau, Dresden und Meißen, findet man diese Feier, sondern auch in Orten, die von jenen weit entfernt sind, als in Speier, zu Oppenheim und zu Günthersblum in der Pfalz, zu Mannheim, Nürnberg, Eisenach, zu Unterhain, Manken-

bach, Unterweißbach und an einigen andern Orten des Amtes Schwarzburg.

Die Feier dieses Festes ist mannichfach motivirt, doch kann man zwei Haupthandlungen desselben feststellen, da Verschiedenheit der Gesänge, Ausscheidung einiger Gebräuche, oder Vermehrung derselben das Wesentliche der Feier nicht ändern kann.

An den genannten Tagen pflegen Kinder, meistens der ärmern Classe, entweder beiderlei Geschlechts, oder auch bloß Knaben und in Nürnberg bloß Mädchen aus benachbarten Dörfern — nur in Leipzig war der Gebrauch bis zu den Huren gesunken — einen Umzug durch alle Straßen und vor allen Häusern zu halten und zu verrichten, was vielleicht im Alterthume Erwachsene selbst zu thun kein Bedenken trugen. Sie ziehen mit weißen, geschälten Stäben, hölzernen Gabeln und hölzernen Degen bewaffnet aus und an einigen Orten sind diese Waffen mit Bändern kindisch verziert, auch wohl mit Bretzeln, oder kleinen Kuchen behangen. Einer von den Knaben, zuweilen auch eine erwachsene Person, geht an der Spitze des Zuges in Stroh gehüllt und stellt den Winter, eine andere, mit Epheu verziert, den Sommer vor. Auf einem freien Platze hält der Zug und der Sommer und Winter beginnen unter dem fortwährenden Gesange der Uebrigen:

Stab aus! Stab aus!
Stecht dem Tod die Augen aus!

einen Zweikampf mit ihren hölzernen Waffen, werden endlich handgemein, bis der Winter überwältigt und

ihm die Strohhülle, wie ein Spolium, ausgezogen wird. Auf jenen Gesang bezieht es sich auch, wenn man den Sonntag Lätare an einigen Orten den Stab-aus-Sonntag nennt.

Die zweite Art der Feier, welche vorzüglich in Böhmen, Polen, Schlesien, der Lausitz, Nürnberg, Pommersfelden in Franken und einigen andern Orten Statt findet, ist diese:

Kinder tragen groteske Puppen und Bilder umher, Mißgestalten von Stroh oder von Lumpen, die sie zuletzt entweder mit Fackeln verbrennen, oder in einen Fluß, Sumpf, oder Graben werfen. An einigen Orten wählt man sogar die Nähe des Galgens, damit es desto mehr einer Execution ähnlich sehe. Hierbei wird nun gewöhnlich ein Lied gesungen, etwa:

Nun treiben wir den Tod hinaus,
Den alten Weibern in das Haus,
Den Reichen in den Kasten,
Heute ist Mitfasten!

An einigen Orten setzt man in der zweiten Zeile Juden für die alten Weiber, in der dritten Jungen (sc. Weibern für Reichen) und die letzte Zeile heißt auch wohl: Heute wollen wir fasten! In andern Gegenden singt man:

Nun treiben wir den Tod aus,
Dem alten Juden in seinen Bauch,
Dem jungen in den Rücken,
Das ist sein Ungelücke!
Wir treiben ihn über Berg und tiefe Thal,
Daß er nicht wieder kommen soll!
Wir treiben ihn über die Haide,
Das thun wir den Schäfern zu Leide.

An andern Orten fängt das Lied so an:

Den Tod haben wir ausgetrieben,
Den Winter bringen wir wieder!

Hat man an dem Tode, der Puppe, die Execution vollzogen, so laufen die Knaben schnell davon, gleich, als wenn er wieder aufstehen und sie erhaschen könnte.

Zuweilen theilen sich die Knaben in zwei Partheien; die eine trägt und vernichtet den Tod, die andere schlägt immer nach denen, die den Tod tragen; und der Gesang wird oft auch von Erwachsenen mitgesungen.

In Böhmen heißt das bei dieser Gelegenheit gesungene Lied in deutscher Uebersetzung:

Nun tragen wir den Tod aus dem Dorfe,
Den Frühling in das Dorf!
Willkommen, angenehmer Frühling,
Grün hervorkommendes Getreide!

Von der Execution zurückkehrend, tragen an einigen Orten die Knaben einen Baum, geschmückt mit silbernen Gürteln, goldnen Hauben, Perlen, Winterkränzen, Kartenblättern, bunten Eierschaalen, gefärbtem Papier u. s. w. und singen dabei:

Nun haben wir den Tod ausgetrieben
Und bringen den lieben Sommer wieder,
Den Sommer und die Mayen,
Die Blümlein sind mancherleyen.

Unter diesem Gesange ziehen sie von Haus zu Haus und erhalten ein Almosen; den geputzten Baum pflanzen sie zuletzt einem der vornehmsten neuverheiratheten Weiber, als ein Omen der Fruchtbarkeit, vor die Thür. Ist die Procession aus einander gegangen,

so treibt man in einigen Dörfern noch den Scherz einen verfertigten Strohmann den Leuten in die Fenster sehen zu lassen, was andeuten soll, daß der Tod Jemanden aus diesem Haus in diesem Jahr abholen werde; doch ist es nicht gar zu ernstlich gemeint und für diesen Tod ist ein Kraut gewachsen, ein Geschenk, auf das es eigentlich abgesehen ist.

Das Volksthümliche verlor sich aber nach und nach bei diesem Fest und es sank zur solennen Bettelei herab. So besonders in Frankfurt. Dort kommen zu Fastnacht die Kinder armer Leute, mit Körben versehen, vor die Häuser und singen:

Hawele, hawele Leone*),
Die Fastnacht geht bald one **).
Unten in dem Hünkelhauf' ***)
Hängt ein Korb voll Eyer h'raus,
Droben in der Fürste †)
Hängen die Bratwürste.
Gebt uns von den langen,
Laßt die kurzen hangen.
Glück schlag in's Haus,
Komm nimmermehr heraus.

*) Heißt wahrscheinlich heilige Apollone und das Fest dieser Heiligen, welches der Fastnacht vorhergeht, war der Tag dieser Frühlingsverkündigung. Weil man es aber nach der Reformation für anstößig hielt, das Gedächtniß dieser entthronten Heiligen fortzupflanzen, so wurde die Ceremonie auf Fastnacht selbst verlegt und der Reim des Namens wegen verunstaltet.

**) One = an.

***) Hühnerhaus.

†) Fürste = Giebel des Hauses.

Violen und die Blumen
Bringen uns den Sommer.
Ri Ra Rum!
Der Winter ist bald h'rum,
Der Sommer ist so keck
Und wirft den Winter in Dreck *).

Läßt man die Jungen auf die Gabe warten, so fahren sie fort:

Wenn ihr uns was geben wollt,
So gebt uns alsobald;
Denn unsere Händ' und Füße
Werden uns allzukalt.

Bekommen sie noch nichts, so singen sie nach einer kleinen Pause:

Stamaus! Stamaus! **)
Kehrt der Magd das Hemd aus!

Und wenn sie sehen, daß sie ganz umsonst gesungen haben, so schließen sie mit dem Reim:

Stockfisch, Stockfisch!
Giebt uns alle Jahre nichts
Wann ich kömm', so hast nichts.

In einigen Gegenden, wo diese Gebräuche ebenfalls zur Bettelei herabgesunken sind, singen sie, nach Beendigung der Ceremonien:

---

*) Bezieht sich wahrscheinlich auf den Zweikampf, der zwischen Sommer und Winter an einigen Orten stattfindet und in dem der Winter, der Ordnung gemäß, unterliegen muß.

**) Soll wahrscheinlich heißen Stabaus! Stabaus! der Magd zur Strafe für ihre Langsamkeit, den Bettelnden die Gabe zu reichen.

Durt drieben steht ein huches Haus,
Da steht 'n schiener Herre raus,
He wird sich wuhl bedenken
Und wird uns etwas schenken.

Haben sie etwas bekommen, so singen sie dankend:

Habt Dank, ihr lieben Herren mein,
Das Himmelreich soll euer seyn,
Dazu die himmlische Krone,
Gott wird's euch wuhl belohne!

Erhalten sie aber nichts, so rächen sie sich durch folgende Verse:

Stecken wir den Sommer uff de Keller,
Kratzhals, Krümmhals hat kein Heller,
He geb uns gern en Gröschle,
He hat og keins im Täschle.

In Nürnberg war auch ein Lied gebräuchlich, welches aber offenbar neu, da es so deutlich die niedrigste Bettelsprache redet; es lautet so:

Heunt iß Mitt-Faßta,
Wuhl iß bohs!
Mer *) trog'n a Taud'n **) in's Wassa,
Wuhl iß bohs!
Mer trogna nei und widder raus, ***)
Mer trogna vur Bibbermohn's Haus.
Der Bibbermohn wolt sterba,
Wolln mer sei Gut ererba,
Sei Silber und sei raudhes †) Guhld,
Domit werd' unser Beutl vuhl!

*) Wir.
**) Todten.
***) Hinter jeder Zeile wird der Refrain: wuhl iß bohs, wiederholt.
†) Rothes.

Woh's gibt mer'n altn Männerla?
A Seidla Wein in's Kännala.
Woh's gibt mer'n altn Weiberla?
A Weckla und a Dreierla.
Woh's gibt mer'n junga Mahdla?
Die Blümla aff der Haba.
Woh's gibt mer'n junga Boubna?
A Händla vuler Routa.
Woh's gibt mer'n junga Knechta?
A Messerla, daß sie fechta.
Woh's gibt mer'n junga Roßbouba?
Mer solln seini Rößla loubn.
Das Mahdla will in d'Körchn göhn,
Das Röckla soll vul Faltn stöhn.
Das Röckla vuler Falta,
Mahdla nehm kan Alta!
Nehmst du dir an altn Mohn,
Su lickt er in der Höllen krohnk.
Nehm du dir an junga Knabn,
Daß er d'Wöign *) vurs Bett kohn trogn.
Laßt uns nit verdröißa!
Um zwölf wolln mer schlöißa!
Aches Lahb **) und Wintergröin
Stöiht unnern rauthe Kränzla schöin!
Der Taud ***), der haut an Panzer ohn,
Henkn vill hundert Läus dron!
Gäbt uns a bißla Schmalza!
Die Suppn iß versalza!
Wollt ihr uns kan Schmalz nit gäbn,
Su lauß'n mer euch'n Taud nit sögn †)!

*) Wiege.

**) Eichenlaub.

***) Tod.

†) Sehen.

Mer höir'n a Dreierla klinga,
Drum wöhr'n mer uns derſpringa!
Werd uns denn a Sechſerla draus,
Senn mer gout Gſelln und ſchlogns nit aus!
Mer haut uns ridli und dihrli*) gebn, —
Der löib Gott lauß aß mit Freudn erlöbn! —
Wenn mer das Jaur widderum ſinga,
Daß mer euch alli mit Freudn finna!
Behöit euch Gott heuara **)
Für Waſſer und für Feuara!
Das Feuer nimmt bald überhohn
Und macht daraus an arma Mohn!

Dieſes war die gewöhnliche Feier des Feſtes; doch nahm man faſt in jeder Stadt eine Aenderung damit vor, um ſie ſich bequemer und auffallender zu machen. Auch die Geſänge erlitten durch den verſchiedenen Dialect der Singenden mancherlei Veränderung; doch wäre es zu unwichtig und weitläufig, die geringen Abweichungen der Geſänge und der Feier einzeln durchzugehen. Aber faſt allenthalben ſind jetzt die Lieder verrauſcht, die dieſem Tage zu Ehren von Jung und Alt ertönten; ſie ruhen nun im beſtäubten, wenig geöffneten Sarkophage der Chroniken jener Zeit. Wenige Spuren dieſes Feſtes ſind zurückgeblieben, da die Obrigkeit verbietend einſchreiten mußte, weil das Volk dabei ſich oft große Ausſchweifungen erlaubte und „Mord und Todtſchlag" nichts Seltenes waren.

In Eiſenach war ich einſt Zeuge der Feier dieſes Tages; zwar hat ſie noch den alten Namen „Som-

*) Redlich und ehrlich.

**) Heuer.

mergewinn", aber die frühern, bei Begehung dieses Festes üblichen Gebräuche sind weggefallen und es ist nun die sogenannte Kirmse der Georgenvorstadt (Ehrenstieg oder Stieg schlechthin), des Stadtviertels, in dem dieser Tag festlich begangen wird. Die frühere, viel ceremoniellere Feier*) wurde durch einen Be-

*) Nachdem das Strohbild verbrannt oder in's Wasser geworfen war, kehrte das junge Mannsvolk unter dem Gesange:

Den Tod haben wir ausgetrieben,
Den Sommer bringen wir wieder;
Das Leben ist zu Hause geblieben;
Drum singet fröhliche Lieder.

Oder:

Hätten wir den Tod nicht ausgetrieben,
So wär' er dieß Jahr wohl hinne geblieben.

in die Stadt zurück, grüne Fichten- oder Tannenreiser an den Hüten oder in der Hand tragend, als Zeichen der Freude und Hoffnung auf den nun bald zurückkehrenden Frühling. Und hiervon mag wohl noch die Gewohnheit herkommen, Tannenzweige an diesem Tage zu putzen und Kindern eine Freude damit zu machen. War nun auch diese Feierlichkeit mit den Tannenzweigen vorüber, so folgte den Nachmittag gewöhnlich eine Turnübung, die darin bestand, daß man eine hohe, sehr glatt gemachte Tanne, die mit vielen bunten Bändern und einigen Tüchern geschmückt war, auf einem freien Platz in die Erde befestigte, damit jeder, der dazu Lust und Geschicklichkeit hatte, daran hinaufzuklimmen versuchen möchte; und wer so glücklich war, den Gipfel derselben zu erreichen, erhielt die Bänder und die Tücher, die daran hingen, zur Belohnung. Um die Tanne aber wurde von den jungen

fehl der Obrigkeit abgeschafft, die sich durch vielerlei Ueppigkeiten und Unglücksfälle, zu denen diese Gebräuche Anlaß gaben, dazu bewogen sah; gestattete jedoch „die unschuldigern Ergötzlichkeiten der Kinder". — Die jetzige Feier ist einfach. Die Bewohner der genannten Vorstadt halten ein Tanzfest und alle Hausbesitzer jenes Stadtviertels, welche an der Sommerseite wohnen, von der neuen Straße an bis zum Stiege, geben Kaffeegesellschaften. Dabei beschenkt man in ganz Eisenach die Kinder mit geschmückten Tannenzweigen, künstlich aus Hollunder gefertigten Vögeln, Eiern, die ausgeblasen und mit buntgemaltem und vergoldeten Hollunder belegt sind ꝛc. Es gehört übrigens dort in allen Ständen zum guten Tone, das Volk bei seinem auf freien Plätzen stattfindenden Tanz im Stiege zu besuchen, wo es einem Jahrmarkte gleicht, da Speise- und Trinkbuden natürlich nicht fehlen.

Leuten ein froher, mit Musik und Gesang begleiteter Tanz gehalten. Der Beschluß des Festes war, daß gegen Abend die Jungfrauen und Jünglinge unter einem starken Zulaufe von Menschen auf die Spitze des Mädelsteins (eines Berges westlich von der Stadt) zogen, daselbst einen an ein Rad gebundenen Strohmann anzündeten, den sie gleichfalls den Tod (d. h. den Winter) nannten, und so beide den Berg hinunterlaufen ließen. Dieses auf die Vorstadt zueilende Feuerrad sollte sicherlich die wiederkehrende Sonne andeuten; denn unter einem Rade mit acht schlichten Speichen, an welchen der Ring oder die Felgen mit lodernden Flammen brannten, stellten die alten Deutschen die Sonne vor.

Ueber die Bedeutung dieses Festes ist Vieles und mitunter sehr Wunderliches geschrieben worden und nur wenige der älteren Schriftsteller haben die wahre Bedeutung desselben geahnet. Fast Alle neigten sich dahin, daß es ein Erinnerungsfest zur Abschaffung des Götzendienstes und Annahme des Christenthums sey und erzählen: Gerade am 5ten oder 7ten März im Jahr 965 habe der erste christliche Herzog in Polen befohlen, die Götzenbilder zu vernichten und in Sümpfe, Teiche oder Seeen zu werfen. Hat aber auch Polen damals wirklich an einem Tage alle Götzen abgeschafft, so kann doch nicht bewiesen werden, daß das ganze Deutschland einst an einem und eben demselben Tage — von einerlei Jahre mit Polen kann so die Rede nicht seyn — das Christenthum angenommen habe. Und wollte man behaupten, daß ein solches Gedächtnißfest der Bekehrung zur christlichen Religion von andern Völkern in der Folge den Polen sey nachgeahmt worden, so würde doch eine solche Nachahmung nur bei den nächsten Ländern, nicht aber von so entfernten Gegenden, wie die Pfalz und Franken, sich denken lassen, oder sie müßte sich über die ganze christliche Kirche erstreckt haben, was aber dadurch widerlegt wird, daß oft die allernächsten Orte in den Gegenden, wo jene Frühlingsfeier üblich ist, nichts davon wissen. Ferner widerspricht diesem, daß anfangs die Völker meistens zum Christenthume gezwungen werden mußten und also schwerlich Volksfeste deßhalb gefeiert haben; wäre

es auf Anordnung der Priester geschehen, so müßte seine Allgemeinheit weit größer seyn.

Andere wollen unter der Figur bald diese, bald jene Gottheit vorgestellt wissen, ohne auch nur den geringsten Beweis für diese ihre Meinung anzuführen; Andere kamen der richtigen Deutung näher, indem sie angaben, daß jene Gewohnheit noch aus den Zeiten des Heidenthums selbst herstamme und, gleich vielen alten Herkommen, hier und da nicht habe vertilgt werden können. So hielten sich die meisten dieser Ausleger zu sehr an die wörtliche Deutung und ahneten selten, daß die tiefe Volkspoesie noch einen reineren, kindlichern Sinn in die Begehung dieses Festes gelegt haben möge. —

Dieses Fest ist ohnstreitig slavischen Ursprungs, denn die älteste Feier desselben finden wir bei den Polen, einer slavischen Nation. Im Jahr 984 nahm der Herzog von Polen die christliche Religion an; allein es ist bekannt, wie schwer es hielt, daß sein Volk das Christenthum annähm, wie sie im Verborgenen noch ihre Götter verehrten und hartnäckig auf ihren Gebräuchen beharrten, die man ihnen nicht mit Gewalt rauben durfte, ohne fürchten zu müssen, dadurch die gänzliche Annahme der christlichen Religion auf lange Zeit hinaus zu hindern. Die Slaven aber waren durch viele Länder verbreitet; sie wohnten um Meißen und Leipzig, im Mecklenburgischen und in der Lausitz schon im 4ten Jahrhundert, in Pommern und im Brandenburgischen und unter Carl dem Großen kamen sie nach Franken und in die Pfalz; in der Folge

kamen einige ganz slavische Provinzen mit dem deutschen Reich in genauere Verbindung, Schlesien, (wo schon zu der Römer Zeit Slaven wohnten), Böhmen, Mähren, Krain und Tyrol, und hie und da ließen sich in andern deutschen Provinzen einzelne Colonieen nieder, wodurch dieß Fest immer mehr verbreitet wurde und in Gegenden kam, die es sonst nicht gekannt hatten, auch die Feier desselben sogar in Gegenden Eingang fand, wo keine Slaven wohnten, sondern die nur an die slavischen Besitzungen grenzten, als in Dresden, dem Erzgebirge und dem Voigtland von Meißen her, in den thüringischen Orten von Leipzig, Braunschweig, Hildesheim und Halberstadt, in Lüneburg, Frankfurt a. M. aus der Pfalz, Baiern vielleicht aus dem Oesterreichischen, in Friesland und Oldenburg aus Niedersachsen.

Alle alte Völker unterschieden bloß zwei Jahreszeiten, Sommer und Winter, und begannen ihr Jahr mit dem 25sten März. Bei'm Beginne des Jahres nun brachte man den Göttern seinen Dank für den glücklich durchlebten Winter und betete vielleicht zu den bösen Göttern des Todes und der Krankheit (averruncandi causae sagten die Römer) um fernere Abwendung von Lebensgefahren in dem neuen Jahre *). Man hielt deßhalb vermuthlich einen Um-

*) So erwähnt Künneth in den Fränkischen Sammlungen eines Liedes, das bei der Feier des Sommergewinnes gesungen worden:

Heib aus, treib aus!
Der Fasten ist ein Aug' aus!

gang, wobei man nicht den Tod, nicht den Todesgott, nicht den Krodo, nicht den Winter in effigie verbrennen oder ersäufen wollte, sondern man dachte sich unter dem Bilde den Dämon, der bisher die Sonne in ihren wohlthätigen Wirkungen gehindert hatte. Und ist denn nicht der Winter der Tod der Natur, wo alle ihre Kräfte schlummern? Und so verwandte Ideen, die als Ursache und Wirkung zusammenhängen, können auch ganz füglich unter einander vertauscht werden. Volk, Kinder und Dichter haben, so wie die Sinnlichkeit, auch insbesondere die Personification mit einander gemein. So personificirt Thomson seine Jahreszeiten, wie Petrarch den Tod triumphiren läßt. Oder man wollte statt des Menschen oder des Volks ein Bild darbringen, so wie bei den Römern die oscilla seit Herkules Zeit an die Stelle der Menschenopfer traten, die man vordem, dem Saturn zu Ehren, in die Tiber geworfen hatte*). Denn wenn die Heiden auch in einzelnen Fällen die Götzen, die ihre

---

Heut über drei Wochen
Woll'n wir Osterbratlein kochen.

in dessen übrigem Theile Allen ein glückliches Jahr, den Alten Gesundheit, den Ehegatten Friede und Kindersegen, den Junggesellen Weiber und den Jungfern Männer in komischen Ausdrücken gewünscht werden.

*) Eben so urtheilt Pfeifer in den Origg. Lips. L. III., und Schneider im Leipziger Chronicon sagt: „Vorgebende, es würden dadurch die jungen Weiber fruchtbar gemacht, die Stadt gereinigt, und von den Einwohnern in selbem Jahre die Pest und andere zufällige Krankheiten abgewendet".

Hoffnungen vereitelten, mißhandelten, so geschah es doch nicht mit einer öffentlichen Ceremonie; und jener Sitte lag ja nicht im Entferntesten Unwille, sondern vielmehr Freude zum Grunde, wie ganz deutlich aus den Gesängen hervorgeht. Auch erhellt aus ihnen, daß man dem wiederkehrenden Frühling die Lieder sang und den Umgang hielt. So ist das zu Speier gesungene Lied eine wahre Siegeshymne zu Ehren des obsiegenden Lenzes; man sang:

Tra, ri, ro,
Der Sommer, der ist do!
Wir woll'n naus in Garten,
Und woll'n des Sommers warten,
Jo, jo, jo!
Der Sommer, der ist do!

Tra, ri, ro,
Der Sommer, der ist do!
Zum Biere, zum Biere!
Der Winter leit gefangen!
Und wer nicht dazu kömmt,
Den schlagen wir mit Stangen!
Jo, jo, jo!
Der Sommer, der ist do!

Tra, ri, ro,
Der Sommer, der ist do!
Der Sommer, der Sommer!
Der Winter hat's verloren!
Jo, jo, jo!
Der Sommer, der ist do!

Dasselbe Gefühl liegt auch dem in Frankfurt üblichen Liede zum Grunde.

Die Völker, welche am Wasser wohnten, opferten bei dieser Feier vielleicht dem Gotte des Flusses,

von dem das Wohl der Gegend größtentheils abhing; andere zogen das Verbrennen des Bildes vor, weil sie dabei an die Sonne dachten, die mit dem Frühlinge die Erde neu belebt. So entstand die Verschiedenheit der Vernichtung des Bildes. Feuer und Wasser waren aber bei den alten Völkern — nicht allein bei den Griechen und Römern — zwei der üblichsten Mittel der Reinigung. So glaubte man Krankheiten durch Feuer vertreiben zu können*) und daß ein neugeborner Knabe unverwundbar werde, wenn man ihn in's Wasser tauche**), und die alten Dänen pflegten mit den mit Wein gefüllten Bechern erst durch eine Flamme zu fahren, ehe sie tranken***).

Nach Einführung des Christenthums suchten nun die Priester, da sie den neubekehrten Völkern die alten Gebräuche, welchen sie fest anhingen, und die sie gleichsam mit der Muttermilch eingesogen hatten, ohne rückwirkenden Nachtheil auf ein Mal nicht nehmen konnten, noch wollten, diesen Ceremonieen eine religiöse Bedeutung unterzulegen, oder mit einer religiösen Feier zu verbinden. Daher kam dann die verbreitete Meinung, daß ein religiöses Ereigniß die Veranlassung zu diesem Fest abgegeben habe.

So scheint auch Luther geglaubt zu haben, daß diese Feier sich einzig auf die Abschaffung des Götzendienstes beziehe, indem er das bei der Frühlingsfeier übliche Volkslied unter folgendem Titel parodirte:

---

*) In der Voluspa, Strophe 122.

**) Runacapitel.

***) *Keysler*, Antiq. select. septentr., pag. 331.

„Dr. Martin Luther's letzter Gesang zum Valet dem Römischen Papst, gemacht für die Kinder zum Mitfasten, anstatt den Tod auszutragen, den leidigen Papst damit aus der Kirche zu jagen.“ Es ist ganz in dem Geiste der damaligen Zeit verfaßt und lautet wie folgt:

Nun treiben wir den Papst heraus
Aus Christus Kirch' und Gotteshaus,
Darin er mördlich hat regiert,
Und unzählig viel Seelen verführt.

Troll dich aus, du verdammter Sohn,
Du rothe Braut von Babylon,
Du bist der Greuel, der Antichrist,
Voll Lügen und voll arger List.

Dein Ablaßbrief, Bull und Decret
Liegt nun versiegelt im Secret,
Damit du stahlst der Welt ihr Gut,
Und schändest dadurch Christi Blut.

Der römisch' Götz ist ausgethan,
Den rechten Papst wir nehmen an,
Das ist Gottes Sohn, der Fels und Christ,
Auf den seine Kirch' erbauet ist.

Er ist der höchste Priester zart,
Am Kreutz er aufgeopfert ward,
Sein Blut für uns're Sünd' vergoß,
Recht Ablaß aus seinen Wunden floß.

Sein' Kirchen er durch sein Wort regiert,
Gott Vater selbst ihn investirt,
Er ist das Haupt der Christenheit,
Dem sey Lob, Preis in Ewigkeit.

Es gehet einem Sommer zu,
Verleih uns, Christus, Fried und Ruh!

Beſcher' uns, Herr, ein ſelig's Jahr!
Für'm Papſt und Türken uns bewahr!

(Nunc Italum Lycaona
Damnamus ex ecclesia,
Qui septa Christi diruit,
Psychasque mille perdidit.

I Pestis, i sacerrima,
Superba cocco pessima,
Soteris hostis unici
Dolique latra centupli.

Signetur indulgentiae
Decreta, bulla stercore!
Queis hausta gaza retibus
Sanguisque Christi perditus.

Baale pulso Romulo
Quo tunc foremus arbitro?
Sit Papa Christus! credulae
Firmator hic Ecclesiae.

Hic est sacerdos maximus
Agnusque palo traditus,
Per sancta culpis vulnera
Effluxit indulgentia.

Hic verbo membra convocat,
Vox Patris hunc inaugurat.
Quid? Christus est Corona, Rex,
Lux, Vita, Sponsus, Pontifex.

Est dulce ver ad limina,
Des, Christe, pacis munera,
Des tempus anni faustius
Papaeque franges impetus.)

Die Tradition fügt noch hinzu, Luther habe bei der erſten Abſingung dieſes Liedes auch durch Kna-

ben zu Wittenberg die Insignien des Papstthums in die Elbe tragen lassen.

Dafür aber, daß dieses Fest heidnischen Ursprungs sey, spricht noch vorzüglich, daß von jeher Lieder dabei üblich gewesen; denn es ist hinreichend bekannt, welche zauberische Kraft alle heidnische Völker den Gesängen bei gottesdienstlichen Handlungen zuschrieben, und wie sie insbesondere geglaubt, daß sie **ad mala averruncanda** mit Nutzen gebraucht werden könnten, aus welcher Ursache, z. B., die Römer sie zu ihren **ludis saecularibus** für wesentlich nothwendig hielten. Auch erzählt der ungenannte Verfasser einer **Vita Ottonis** von den Slaven in Deutschland, daß sie bei einem Feste, das sie zu Anfange des Frühlings gefeiert, wieder vom Christenthum abgefallen wären; woraus also das Daseyn einer Frühlingsfeier noch vor Einführung des Christenthums augenscheinlich erhellt.

Daß man dieses Fest in der Folge gerade auf den Sonntag Lätare verlegt habe, erklärt Anton aus der Aehnlichkeit des Worts Lätare mit dem slavischen Worte Ljeto, das Frühling oder Sommer bedeutet.

Allmälig wurde dieses Fest bloße Volkslustbarkeit, wurde immer mehr nur von den untersten Classen des Volkes gefeiert, — bis es in ein Bettelfest ausartete, das endlich, wie alle Betteleien, die Polizei an vielen Orten abschaffte.

Osterfest, Osterfeuer und Ostereier.

In Deutschland ist es, wenn auch nicht an allen, doch an vielen Orten gebräuchlich, sich zu Ostern zu beschenken, theils mit gefärbten oder gemalten Eiern, theils mit andern werthvolleren Gegenständen. In den Straßen und auf dem Anger rotten sich die Kinder zusammen, treiben mit den gefärbten Eiern ein Spiel, indem sie die gleichartigen Theile derselben — Spitze auf Spitze ꝛc. — oder auch wohl die entgegengesetzten auf einander schlagen und derjenige, dessen Ei nach dieser Operation noch unversehrt ist, das zerbrochene des Andern gewinnt.

Jung und Alt sammeln sich aber auf dem Anger und beginnen unter fröhlichem Jubel ein Ballspiel.

Gehen wir nun an die Untersuchung der Entstehung dieses Festes und seiner Gebräuche selbst.

In einigen Provinzen, die man vormals zu Deutschland rechnete, fing man das Jahr von Ostern an.

Guicciardini*) sagt: „In Brabant fängt man das Jahr mit dem Mittage des Charfreytags an, und dieß nicht sowohl wegen des Todes, als vielmehr wegen der Empfängniß des Heilandes, der, nach der Meinung der Kirchenlehrer, an eben dem Tage des Jahres empfangen worden ist, an welchem man ihn kreuzigte. In Flandern setzt man den Anfang des Jahres auf den heiligen Sabbat; es beginnt mit der eilften Stunde des Tages, wenn der Priester die Weihung der Osterkerze vollendet hat. Wegen der Nähe des Festes aber fängt man es gemeiniglich vom Ostertage selbst an, welches auch in Frankreich an vielen Orten gewöhnlich ist." Ein Zusatz berichtet, die Gelderer, Friesen, Gröninger und Andere seyen, als man nach der Gregorianischen Verbesserung des Kalenders den neuen Styl habe einführen wollen, hartnäckig auf der Beibehaltung des alten bestanden.

Rechnete man nun in einigen Gegenden das Jahr von Ostern an, so ist kein Wunder, wenn man sich zu Ostern beschenkte: denn wer weiß nicht, daß bei mehren Nationen die Gewohnheit, bei dem Anfange eines neuen Jahres einander Geschenke zu machen, im Schwange gegangen ist und noch geht?

Das Osterfest war ferner der Christen ältestes und höchstes Triumph- und Freudenfest, an welchem sie sich des Siegs Jesu über Tod und Grab, der Erlösung aus der geistlichen Sclaverei, so wie der Un-

*) Er war um 1523 zu Florenz geboren und starb im Jahr 1589 zu Antwerpen.

sterblichkeit freueten. Diese geistliche Freude suchte man durch mancherlei, oft sehr sonderbare Gebräuche, auszudrücken. Constantin der Große machte die Nacht vor dem Ostertage durch die Freudenfeuer *), welche er anzünden ließ, so hell, als den Tag. Man durchwachte diese Nacht, nicht nur, weil man es für unschicklich hielt, in der Nacht zu schlafen, in welcher die Sonne der Gerechtigkeit aus dem Grabe hervorgegangen sey, sondern auch, weil man glaubte, Christus werde zu eben der Stunde der Nacht, in welcher er aufer-

*) Im größten Theile des nördlichen Deutschlands, — im südlichen weiß man nichts davon, — namentlich in Niedersachsen, Westphalen und Niederhessen, vermuthlich auch in Friesland und Jütland, herrscht in Städten und Dörfern noch die Sitte, gegen Abend des Osterfeiertages auf Bergen und Hügeln ein großes Feuer von Stroh, Holz und Rasen, unter Zulauf und Frohlocken des Volkes anzuzünden, das, nach der allgemeinen Meinung, dem auferstandenen Christus, als dem Lichte der Welt, gewidmet ist. In den Gegenden an der Weser pflegt man ein Theerfaß auf einer strohumwundenen Tanne zu befestigen und es in der Nacht anzubrennen. Knechte und Mägde und wer dazu kommt, tanzen singend und jubelnd um die Flamme; Hüte werden geschwenkt, Tücher hineingeworfen. Alle Gebirge leuchten so rings herum. Bei'm Nachhausegehen nimmt jeder der Fröhlichen einen Brand von dem Feuer, als ein Mittel gegen alle Feuersbrünste, besonders aber gegen Blitzzündung, mit. An einigen Orten zog man sonst mit weißen Stäben zum Osterfeuer hinaus und stimmte Osterlieder an, bei deren Halleluja die Stäbe an einander geschlagen wurden.

standen sey, zum Gerichte kommen. Man löschte alles alte Feuer in den Kirchen aus und zündete neues an; man weihete die große, mit Löchern, in welche man Weihrauch steckte, versehene Wachskerze; die Fasten hörten auf; die Altäre wurden prächtig gekleidet; die Glocken, welche die stille Woche hindurch geschwiegen hatten, ließen sich hören.

Am Osterfeste selbst grüßte man in der ältesten Kirche mit den Worten: der Herr ist auferstanden, worauf der Andere erwiderte: Er ist wahrhaftig auferstanden; in den christlichen Versammlungen erscholl das Halleluja *), welches während der Fasten nicht angestimmt wurde; wer Anspruch auf den Christennamen machte, ging wenigstens um die österliche Zeit zum heiligen Abendmahle; man stellte Processionen an, hing in den Kirchen Fahnen auf, erzählte Ostermährlein und Späße, selbst Zoten (**obscoenae et omnis generis nugae**) auf der Kanzel **), veranstaltete

*) In dem Ostergesange: Surrexit Christus hodie etc. kommt das Halleluja funfzehnmal vor.

**) Man nannte diese Sitte, das Volk zu Ostern in der Kirche lachend zu machen, Ostergelächter (risus paschales), hie und da auch Isaac (Lacher). Wir wollen einige Pröbchen von den Späßen geben: Ein Geistlicher erzählte, wie pfiffig der heilige Petrus bisweilen die Gastwirthe geprellt, wenn er hie und da gepredigt habe. Ein Anderer stellte auf der Kanzel den Kuckuk vor, wie er aus einer hohlen Weide rief, und ein Dritter predigte folgendergestalt: „Da der Sone Gottes für die Vorburg der Hellen kam, vnd mit seim

an einigen Orten sogar Possenspiele vor der versammelten Gemeinde und zwar zur Ehre des Auferstandenen; ja es gab Bischöfe, die mit ihrem untergebenen Clerus zum Zeichen der Osterfreude tanzten und den Ball schlugen, und das nannte man: die Decemberfreiheit; eine Nachäffung dessen, was bei den Saturnalien der Römer geschah.

Man darf auch nicht vergessen, zu sagen, daß am zweiten Osterfeiertage die Weiber ihre Männer schlugen, und daß am dritten die Männer das Vergeltungsrecht übten, welches, wie man gemeiniglich glaubt, eine Erinnerung an die Pflicht der Ehegatten, einander zu bessern und sich zu heiligen Zeiten zu enthalten, gewesen seyn soll*).

Da nun zur Osterzeit alles, theils an Triumph und christliche Freiheit und Gleichheit erinnerte, theils Freude athmete, so konnten die gemeinschaftlichen Freudenmahlzeiten nicht wegbleiben. Man gab dergleichen heilige Schmäuse, mit Einwilligung des Bischofs, schon zu des Athanasius**) Zeiten, dem Volke in den

---

Kreuz anstieß, haben zwen Teufel ihre langen Nasen zu Riegeln fürgesteckt; als aber Christus anklopft, daß Thür und Angel mit Gewalt aufging, hat er den zweien Teufeln ihre Nasen abgestoßen."

*) Könnte man aber nicht vielmehr annehmen, es sey auf die durch Christum erlangte Freiheit gegangen und man habe den Spruch: Hie ist kein Mann noch Weib ꝛc., versinnlichen wollen?

**) Er war um 296 zu Alexandrien geboren, wohnte 325 der Kirchenversammlung zu Nicäa bei und zeich-

Kirchen, und Walafrid Strabo*) berichtet, an einigen Orten sey die Gewohnheit, daß man am Osterfest ein Lamm darbringe, welches man auf den Altar oder an die Seite desselben setzte und wovon man hernach esse. Da hieß es nun, wie sich Luther's Gesang ausdrückt: Wir essen und leben wohl ꝛc. Bei solchen Gastmählern, die etwas Aehnliches von den alten Liebesmählern der ersten Christen hatten, dachte gewiß mancher bessere Christ an Jesu Gebot: „Wenn Du ein Gastmahl giebst, so lade die Armen, Lahmen und Tauben und die Dir nicht Gleiches vergelten können," und schickte wenigstens dergleichen Hülfsbedürftigen etwas, wenn er sie auch nicht einlud. Da sich überdieß die Freude gern mittheilt und allenthalben frohe Gesich-

---

nete sich durch Vertheidigung der rechtgläubigen Lehre aus. Im folgenden Jahre zum Patriarchen von Alexandrien erwählt, wurde er 335, auf Anstiften der Arianer, abgesetzt und, ungehört, von Kaiser Constantin nach Trier verwiesen. Eine Krankheit des Kaisers bewog diesen zwar, ihn zurückzurufen; allein seine Feinde nöthigten ihn von Neuem, sich zu entfernen, bis ihn endlich der Bischof Julius von Rom, 342, für unschuldig erklärte. Constantius verwies ihn von Neuem; er trat aber 360 wieder in Alexandrien auf, wurde von Julian wieder verwiesen, kehrte dann 365 unter Jovian wieder zurück, um 367 unter Kaiser Valens abermals verwiesen und wieder zurückgerufen zu werden. Nach vielem Ungemach starb er den 2. Mai 373.

*) Strabo oder Strabus, aus Alemannien oder Schwaben, war 807 geboren, trat in dem Kloster Reichenau in den Mönchsstand und starb 849 als Abt aselbst.

ter sehen möchte, war es natürlich, daß mancher Herr auf den Gedanken kam, seinen Knecht, zum Zeichen der erlangten geistlichen Freiheit, zu beschenken, und daß Eltern ihren Kindern, Freunde ihren Freunden, Reichere den Aermern durch Geschenke ein Vergnügen zu machen suchten. So weiß man aus der Geschichte, daß es in Frankreich bis in das verflossene Jahrhundert Sitte war, zu Ostern, auf Fürbitte des Erzbischofs zu Paris, einen Gefangenen loszulassen, daß ein griechischer Kaiser am Sonntage Palmarum goldne Münzen unter seine Diener vertheilte, daß der Erzbischof zu Constantinopel, Tarasius, am Ostertage nach geendigter Communion den Armen an einem gewissen Orte der Hauptkirche eine Mahlzeit gab, sie dabei in seinem priesterlichen Schmucke bediente und ihnen Wein einschenkte.

Von diesem Gebrauche, zur Zeit einer allgemeinen Freude zur Freude Anderer beizutragen, schreiben sich auch viele Stiftungen her, wovon noch in unsern Tagen Mancher Genuß hat: z. B., daß man zu Ostern Mehl unter die Armen austheilt, daß Personen, welche in öffentlichen Aemtern stehen, Wein und Bier bekommen und dergleichen; daher auch unfehlbar die an vielen Orten noch übliche Gewohnheit, seinen Freunden Kuchen zu schicken, den Hospitälern und Waisenhäusern etwas von seinem Ueberflusse zukommen zu lassen.

Das Osterfest war endlich das eigentliche Taufest in der alten christlichen Welt. Zu Ostern, später auch zu Pfingsten, wurden die Catechumenen durch die Taufe in die christliche Kirche aufgenommen; außer im

Nothfalle, durfte dieß zu keiner andern Zeit geschehen. Bekanntlich legten sie am grünen Donnerstag eine Probe ihres christlichen Wissens und ihr Glaubensbekenntniß ab, und wurden vorläufig gewaschen, am Osterfeste getauft und gingen dann in weißen Kleidern oder in **Albis** bis **Dominica Quasimodogeniti**, da sie dieselben ablegten. Der Tauftag war nun ihr geistlicher Geburtstag. Wie der Geistliche den Tag, an welchem er das erstemal Messe las, als seinen geistlichen Geburtstag betrachtete, wie man den Todestag eines Märtyrers seinen Geburtstag (zum ewigen Leben) nannte: so sah man auch den Tag der Wiedergeburt als den rechten Geburtstag der Christen an. Was die Römer bei der leiblichen Geburt eines Kindes zu beobachten pflegten, das beobachteten auch die Christen größtentheils bei der geistigen Geburt. Jene gaben dem Neugebornen Milch und Honig zu genießen, und diese theilten es dem Wiedergebornen auch mit; jene behängten den Hals des Kindes mit gewissen Sächelchen, um es gegen Bezauberungen zu sichern, und die Christen ließen den Neugepflanzten geweihete Kreuze und **Agnos Dei** anhängen; jene stellten bei der Geburt eines Kindes Gastereien an, und diese gaben Kindtaufschmäuse; jene beschenkten die Kindbetterin und das neugeborne Kind, und diese, besonders die Taufzeugen, gaben Pathengeld; jene wiederholten das Geschenk, so oft das **Festum Genethliacum**, oder der Tag, an welchem das Kind geboren war, jährlich eintrat, und diese schränkten ihre Großmuth nicht bloß auf den Tauftag ein, sondern gaben auch Beweise davon,

so oft dieser Tag wiederkehrte. Man nannte das Geschenk, das man dem Täufling am Tauftage reichte, 'ανάδημα; die Geschenke aber, die man ihm machte, wenn er seinem Susceptor oder Pathen den ersten Besuch machte, hießen 'οπτήρια. Erlaubte man sich auch in spätern Zeiten zu jeder Zeit zu taufen, so blieb doch Ostern die eigentliche Zeit der Confirmation, und man konnte auch zu Ostern einem Menschen, der im verflossenen Jahre getauft war, in Hinsicht auf seine geistige Geburt etwas schenken, so wie die Römer den in's Kindbette gekommenen Weibern am ersten März, welcher Tag deßwegen auch **calenda foeminea** hieß, Geschenke zu machen pflegten. Bei Ertheilung solcher Pathengeschenke bekamen auch die Taufzeugen eine gute Gelegenheit, den Taufsohn oder die Tauftochter an ihr Taufversprechen zu erinnern und ihnen gute Ermahnungen zu geben, welches ihnen die Kirche zur Pflicht machte.

Aus diesem Gesagten läßt sich, meines Erachtens, der Ursprung folgender noch üblicher Gewohnheiten erklären. Wenn ein Kind das erste Mal zu seinem Pathen gebracht wird, so beschenkt man es mit Eiern, und diese Eier heißen Waschеier, welches wahrscheinlich eine Beziehung auf die geistliche Abwaschung in der Taufe hat *). Im Baireuthischen Vogtlande giebt an einigen Orten jeder Landmann, der auf Ehre hält, den Kindern, die er über der Taufe gehalten

*) So nennt man auch das Geldstück, welches der Taufzeuge dem Kinde bei der Taufe giebt, den Waschpfennig.

hat, jährlich zu Ostern einen gebackenen Ring und Eier, und dieß thut er jedem Pathen so lange, bis derselbe zum heiligen Abendmahle gegangen ist. Im Fürstenthum Altenburg sehen es die Landleute als eine Ehrensache an, denjenigen ihrer Pathen, welche zum heiligen Abendmahle gelassen werden, am grünen Donnerstage stattliche Geschenke zu machen, und diese Geschenke nennt man den grünen Thorstig. Bei diesen Schenkungen figurirt auch immer das rothe Ei, auf welches man mancherlei Figuren, auch Denksprüche gekritzelt hat.

Warum gab und giebt man nun bei den Ostergeschenken eben Eier? Ich unternehme es nicht, diese Frage befriedigend zu beantworten, ich theile nur einige Gedanken mit, die vielleicht zur Beantwortung derselben etwas beitragen können.

1. Vor der Entdeckung von America gab es wenig Geld in Deutschland und der gemeine Mann hatte dessen noch weniger. Wenn er sich mildthätig beweisen wollte, so gab er von den Naturproducten, womit ihn der Himmel gesegnet hatte, und zwar um so reichlicher, je mehr sein Vieh hergab und je reicher seine Ernte ausgefallen war. Die Clerisei, welche die Kunst, die Herzen da zu fassen, wo sie sich lenken lassen, von jeher verstand, stellte daher ihre Bitten oder ihr Beten, aus welchem in der Folge Gerechtsame wurden, zur schicklichsten Zeit an; sie erbat sich um Michael von jedem Hofe einige Busen Flachs, um Walpurgis Butter, Wolle, Wachs und im Ostermonate oder April, da die Hühner gut legen,

Eier. So entstand die Schenkung, welche man das Osterei oder Rennei nennt.

Die Oblationen oder Schenkungen, die man Gott und der Kirche machte, wurden nach kanonischen Grundsätzen in vier Theile getheilt; den einen bekam der Bischof, den zweiten der Ortspfarrer, den dritten die Armen und der vierte gehörte zur Erhaltung der Kirchengebäude und zur Herbeischaffung und Erhaltung dessen, was zum Gottesdienste gehörte. Von diesem letzten Umstande schreibt sich, ohne Zweifel, das Oblatenei her, welches, nach alten Kirchrechnungen, von dem, welches der Pfarrer bekommt, verschieden ist. Hier haben wir schon eine mehrfache Schenkung. Der Landmann gab den Geistlichen; diese mußten von der Einnahme nicht nur an die Kirche verrechnen, sondern auch den Armen geben. Wo wollten nun Geistliche, deren Diöcesen, oder Parochieen sehr groß waren, mit allen Eiern hin? Sie gehören zu den Waaren, die sich nicht immer halten, und wer weiß, ob man in älteren Zeiten die Kunst, sie aufzubewahren, so gut verstand, als heutzutage; verzehren konnte man sie doch auch nicht auf ein Mal; Handel damit treiben durfte der Geistliche nicht, und hätte er es auch thun dürfen, wer nahm sie ihm ab, da in Deutschland die Manufacturen noch nicht blühten, da es noch keine Wochenmärkte gab, wie bei uns, da der freie Mann selbst Oeconomie trieb und eben zu Ostern, wegen der vorhergehenden Fasten, mit Eiern im Ueberflusse versehen seyn mußte? Es blieb also nichts übrig, als Präsente damit zu machen, vielleicht oft in der Ab-

ſicht, etwas Anderes dafür zu bekommen. Sieht ſich doch wohl noch jetzt hie und da ein proteſtantiſcher Stadtgeiſtlicher, dem die Catechumenen von eingepfarrten Gemeinden an ihrem Confirmationstage zwölf bis dreizehn Schock Eier in's Haus bringen, in die Nothwendigkeit verſetzt, ſich mit ſeinen Bekannten in eine Art von Tauſch einzulaſſen, wie etwa bei'm Schlachten ſtattfindet, da man denjenigen eine Schlachtſchüſſel ſchickt, von welchen man gewiß weiß, daß ſie auch ſchlachten.

2. Weil man glaubte, man dürfe am Oſterfeſte nichts eſſen, außer was der Prieſter geweiht habe, ſo trug man an einigen Orten Lebensmittel in die Hallen der Kirche, wo ſie der Prieſter in ſeinem Ornate durch Kreuzmachen und Weihwaſſer ſegnete, wofür er von Allem etwas zu ſeiner Nothdurft bekam. Solche geweihte Speiſen kaufte man, weil man ſie als nützlich zum Heile der Seele anſah. Auch Eier ließ man weihen und das geſchah mit folgender Formel: **Adveniat Domine benedictionis tuae gratia huic ovorum creaturae, ut cibus salubris fiat tuis fidelibus cum gratiarum actione sumentibus per Christum.** Durch eine ſolche Weihung bekam folglich ein Ei einen Werth und man konnte Ehre einlegen, wenn man dergleichen geweihte Eier andern Oſtergeſchenken beifügte, oder ſie auch ohne Zuthat überſchickte.

3. Da die Chriſten während der vierzigtägigen Faſten eben ſo wenig Eier als Fleiſch eſſen durften, ſo ließ ſich präſumiren, daß ſich jeder, wenn die Er-

laubniß, beides zu genießen, mit dem Ostertage wieder eintrat, auch an das Fleisch und die Eier halten würde. Diese gehörten nun zu den Dingen, die man eben darum als Leckerbissen ansieht, weil man sie lange hat entbehren müssen.

4. Es ist bekannt, daß die Christen bei ihrem Osterfeste Manches, was die Juden bei ihrem Passah zu beobachten pflegten, beibehielten und demselben nur eine christliche Deutung gaben. Sie aßen, z. B., nicht nur vor dem Concilium zu Nicäa, sondern auch nach demselben hie und da ein Lamm, ungesäuerte Kuchen, bittere Kräuter ꝛc. Bei der Passahfeier der neueren Juden spielt aber auch das Ei eine Rolle. Um die ungesäuerten Kuchen schmackhafter zu machen, versetzte man den Teig mit Mandeln und auch mit Eiern. Man stellt ferner eine Schüssel auf, worin neben einem gebratenen Bug von einem jungen Lamm oder einer Ziege auch ein hartgebratenes Ei liegt. Wenn nach dem ersten Becher der auf den Tisch gestellte mittlere Kuchen verzehrt wird, so wird der Braten mit dem gebratenen Ei vom Tische weggenommen, bis der Spruch: Also war das Brod der Armuth, das unsere Väter in Aegypten aßen ꝛc., geendigt ist, und dann wieder auf denselben gesetzt. Die Schule Hillel's*) behauptete auch, man dürfe ein am

*) Hillel war ein berühmter jüdischer Lehrer und Schüler des Schammai. Sein Leben fällt kurz vor die Zeit der Geburt Christi. Babylon war seine Vaterstadt. Im 40sten Jahre kam er nach Jerusalem, wur-

Feiertage gelegtes Ei nicht essen. Die Rabbinen, welche den Aussprüchen Hillel's mehr, als jenen des Schammai folgten, mußten sich also wohl für die Passahfeier mit Eiern versehen, die vor dem Feste gelegt waren.

Man könnte also mit einiger Wahrscheinlichkeit behaupten, das Ei sey wegen des Hanges der Christen, jüdische Gebräuche beizubehalten, auch von den christlichen Ostermahlzeiten nicht weggeblieben; man habe es folglich, in der Voraussetzung, daß zu Ostern Jedermann Eier zu genießen pflege, füglich unter die Geschenke bringen können, womit man seine Freunde regalirte. So viel ist gewiß, daß man an vielen Orten zu Ostern eine eigene Art von Kuchen bäckt, desgleichen man an andern Festen nicht bereitet, und wozu Eier gebraucht werden.

5. Mit Figuren, die wie Eier gestaltet waren, bemerkte man bei den römischen Wettrennen, wie oft der Renner das Ziel erreichte. Mehrere alte Philoso-

---

de im 80sten Jahre Vorsteher der Synagoge daselbst und soll 120 Jahre alt geworden seyn. Tiefe Weisheit und Gelehrsamkeit wird ihm beigelegt. Den Lehrsätzen seines Lehrers blieb er nicht ganz treu, sondern änderte sie theils um, theils stellte er neue auf, worüber ein heftiger Streit zwischen den Anhängern der alten und neuen Lehre entstand, welcher drei Jahre dauerte. Endlich, erzählt der Talmud, kam eine Stimme vom Himmel herab und sprach: „Die Lehre des Schammai, wie des Hillel, ist Gottes Wort, doch soll das Urtheil für das Haus des Hillel seyn". So wurde der Streit entschieden.

phen ließen alle endliche Dinge aus einem Eie entstehen, und bei den Mysterien des Bacchus und der Ceres war das Ei eine heilige Sache, wegen seiner Aehnlichkeit mit dem Wesen, welches Alles erzeugt und in sich schließt: ὁ μιμημα τοῦ τα παντα γενῶντος και περιεχοντος ἐν ἑαυτῷ. Hätte nun das Ei nicht ein Sinnbild seyn können, daß der Catechumene durch die Erlangung der Taufe auf der Laufbahn des Christen eine bemerkungswerthe Tour gemacht habe? Hätte es nicht an einem Feste, an welchem man den Anfang des Jahrs, die Wiedergeburt zur Hoffnung der Unsterblichkeit durch Jesu Auferstehung und die neue Geburt aus Wasser und Geist feierte, als schickliches Symbol von diesem Allen gelten können? Doch das sey ein bloßer Einfall, der vielleicht nur manchem Liebhaber weit hergeholter und gelehrt klingender Erörterungen behagen dürfte.

Forschen wir, woher der Name Ostern entstanden, so möchte es wohl am wahrscheinlichsten seyn, daß dieß Fest seine deutsche Benennung von dem Feste der Göttin Ostera, welches die alten Sachsen in demselben Zeitpuncte des Frühlings zu feiern pflegten, in welchem das christliche Osterfest fällt, erhalten hat. Mit dieser Erklärung besteht sehr wohl die Adelungsche Meinung, daß Ostern von dem veralteten Worte Oster, Osten abzuleiten sey, worin der allgemeine Begriff des Aufgehens und Auferstehens liegt, wie in dem Namen jener Göttin, welche unsern Verfahren die Schöpferin des Wiederauflebens der Natur im Frühlinge war.

Andere wollen Ostern von dem lateinischen Worte **hostia**, ein Opferthier, ableiten, weil Christus für unsere Sünden geopfert worden sey. Diese Ableitung ist viel zu künstlich, als daß sie einige Wahrscheinlichkeit haben sollte. Noch Andere leiten es von dem veralteten Worte **Urstand**, d. i., Auferstand, ab.

Das Nasenfest.

Hekatomben verdient, wer für das Vaterland blutet
Und des Bürgers Pflicht selbst mit dem Tode bezahlt.
Kapf.

Kein Volk unter den neuern hat so merkwürdige Denkmäler von Tapferkeit der Vorfahren aufzuweisen, als die Schweiz. Einzig in seiner Art war das nun zerstörte Beinhaus bei Murten, welches die Schädel und Gebeine der Burgundischen Ritter aufbewahrte. Wie viele geweihte Orte giebt es nicht sonst bei Sempach, am Vierwaldstädter See und anderwärts! Wären die Eidgenossen immer treu und einig unter einander gewesen, sie wären unüberwindlich geblieben und man hätte sie nicht einmal gereizt, weil die Nachbarn mehr Gewinn davon hatten, wenn dieß Alpenland eine ruhige Vormauer blieb, als wenn sie es mit großen Opfern erkämpften. Aber durch Eifersucht und getheiltes Interesse erschlaffte nach und nach das Band, was sie umschlang, und auch die neuere Zeit hat ihren Stüssi und ihren Graf.

Aus jener Zeit, wo diese Männer Unglück und Verderben über die Eidgenossen brachten, glänzt ein

Denkmal ihrer Tapferkeit hervor, das bloß in der Schlacht bei Thermopylä ein würdiges Gegenstück findet. Schade, daß die Nemesis, von Greifensee her, sie zu ihrem Verderben mit thörichtem Uebermuth erfüllte! Aber sie büßten dafür, jedoch mit einem Glanze, den keine Zeit verwischen kann; denn ihr Sühnopfer ward durch ewigen Ruhm gekrönt.

Es war im Angesichte von Basel, bei St. Jacob an der Birs (die aus der Felsenwand, durch welche Julius Cäsar sich den Weg in's Münsterthal brach, wie aus einer Röhre entspringt und in Röhren aufgefangen, durch ihren Fall nahe dabei schon eine Mühle treibt und dann oberhalb Basel in den Rhein fällt), wo zwölfhundert Eidgenossen von Uri, Schwyz, Unterwalden, Bern, Solothurn, Glarus den tollen Muth hatten, sich gegen ein Heer von dreißigtausend Armagnacs, Engländern und Deutschen Reitern zu wehren, ein Hülfsheer, was der Kaiser, jedoch nur in weit minderer Zahl, gegen die Eidgenossen herbeigerufen hatte. Ein Sieg über eine große Anzahl dieser Feinde hatte sie so übermüthig gemacht, daß sie weder des klugen Raths ihrer Anführer, noch der Hülfe achteten, die ihnen Basel, um sie in ihre Stadt aufzunehmen, durch Ausrückung von dreitausend Mann vergeblich anbot. Es war daher kein Wunder, daß sie durch das Französische Geschütz, achttausend Mann schwere Cavallerie und die ganze Macht der Armagnaken in ihren Gliedern durchbrochen und in Unordnung gebracht wurden. Die größere Hälfte suchte sich, von allen Seiten abgeschnitten, einen Weg

nach Basel zu bahnen, aber umsonst. Fünfhundert jedoch bemächtigten sich des Gartens und Hospitals bei St. Jacob. Jene waren bald umringt und niedergemacht; diese schlugen den drei Mal erneuerten Sturm drei Mal ab und richteten durch Ausfälle unter den Feinden eine große Niederlage an. Aber die Französische Artillerie warf endlich die Mauern des Gartens nieder; die Deutschen Ritter und Armagnacs drangen von allen Seiten ein, und die Capelle und das Hospital wurden in Brand gesteckt.

„Neunundneunzig Eidgenossen, von ihren Brüdern durch die Flamme getrennt, wurden in dem Gewölbe des Kellers nach vielen Wochen erstickt und ausgedörrt, an Mauern stehend angetroffen. Alle übrigen, in der Todesnoth Löwen, gefühllos für den Schmerz der Wunden, für die Schwere der an ihnen hängenden Pfeile, lang selbst die Entkräftung der Verblutung besiegend, stachen, schlugen, schossen, rechts, links, mit Pfeilen aus ihren eignen Wunden, der mit nur noch Einer Hand, der nur noch auf die Kniee, der auf den Arm gestützt, also daß keiner, ohne die Gesellschaft fünf oder sechs todt herumliegender Feinde sich dem Tod unterwarf, und um den halbentseelten Leichnam anderer, die weit voraus bei dem Feind gefallen, der selbst verwundete Freund, welcher ihn zurücktrug, wie eine Gasse von Erschlagenen machte*). Die sämmtlichen bei St. Jacob und in der Aue gestandenen Eidgenossen, eilfhundert und neunzig an der

*) Johannes von Müller 4. Bd. S. 87.

Zahl, blieben auf der Wahlstatt; nur zehen Mann, welche der Zufall von ihnen getrennt hatte, waren gerettet, aber sie wurden verachtet und ihrer Ehren entsetzt." —

Darf man sich wundern, daß die Schweiz den Reisenden fesselt? Ueberall spricht ihn eine erhabene Naturscene oder ein idyllischer Reiz, überall ein heiliger Boden der Vaterlandsliebe oder ein Denkmal der alten Tapferkeit an. Nirgends ist eine merkwürdige Stätte, die nicht jedes Kind zu bestimmen weiß und wovon es nicht den Inhalt der Geschichte kennt. Die berühmten Namen erben von Munde zu Munde fort und nur Untreue an eigenen alterthümlichen Sitten hat dieses Heldengeschlecht, hier mehr, dort weniger, schwächen können.

Die berühmte Schlacht bei St. Jacob wird von den Einwohnern von Basel noch jährlich durch eine Art von Volksfest gefeiert. Der ehemalige Zweck hat sich zwar verwischt, aber die Gewohnheit hat sich erhalten. Der Gartenraum, innerhalb welchem die fünfhundert Eidgenossen den ruhmvollen Tod für's Vaterland starben, ist mit Mauern umgeben und der Boden, den ihr Blut gedüngt hat, mit blauen Reben bepflanzt, deren Trauben für dieses Jahresfest allein gekeltert werden. Gerade im Monat August, wo diese Schlacht (1444) vorfiel, treten aus dem Rheine ganze Heere von Fischen in die Birs, an deren daselbst befindlichem Wehr sie sich in solchem Gedränge einfinden, daß man sie oft mit bloßen Händen ergreifen kann. Sie recken gewöhnlich die Köpfe ein wenig aus dem

Wasser hervor, wovon sie wahrscheinlich den Namen Nasen erhalten haben. Man liebt sie gebacken und wegen ihrer fast regelmäßigen Ankunft dauern die Wallfahrten nach St. Jacob, von Vornehmen und Niedrigen, alten und jungen Leuten, gewöhnlich drei Wochen hindurch, um gebackene Nasen zu essen und — Schweizerblut zu trinken. So benennt man den rothen Wein, der auf diesem Campo santo erzeugt wird.

Dieses Volksfest dient jetzt bloß noch zu Veranlassung einer geselligen Unterhaltung, die im Sommer seltener ist, als im Winter. Besonders willkommen ist sie den jungen Leuten beiderlei Geschlechts, die dadurch Gelegenheit bekommen, sich zu sehen und zu sprechen. Wiewohl nun aber die Nasen eigentlich bloß zum Essen bestimmt sind, so soll es doch vorkommen, daß dabei mitunter auch ungebackene Nasen gespendet und Nasen gedreht und aufgeheftet werden.

Schul-Feste.

Die Entstehung der Schulfeste, auch Gregoriusfeste genannt, fällt, so wie die der Deutschen Schaubühne, ungefähr in die Mitte des 15ten Jahrhunderts; die lächerlichen Aufzüge, welche die damalige Geistlichkeit meistens um die Fastenzeit in Kirchen und Klöstern vorstellte, gaben ohne Zweifel die erste Veranlassung dazu. Man ordnete gewisse Processionen an, bei denen gesungen wurde; so wurde, z. B., der erste Mai an mehreren Orten von der Schuljugend dadurch gefeiert, daß sie mit ihren Lehrern eine große Procession um die Saatfelder machte und dabei geistliche Lieder sang. Man wollte, wie es scheint, dieses Vergnügen auch nützlich für die Stadt machen; denn was konnte nun den Saaten schaden! Nachher folgte ein festliches Mahl, womit die Obrigkeit der Stadt ihre Jugend erquickte und belohnte. Gewöhnlich wurde dabei die fromme Gutmüthigkeit der Bürger und Zuschauer in Anspruch genommen und so ward aus dieser Feierlichkeit eine wahre Bettelei, welche an einigen Orten dem heiligen Gregorius, einem

angeblichen großen Schulfreunde, zu Ehren, an dessen Namenstage (den 12. März), an andern Orten am Tage vor Nicolai gefeiert und mit einem, gemeiniglich auf öffentliche Kosten veranstalteten, Mahle beschlossen wurde.

In Mühlhausen in Thüringen wurde das Gregoriusfest ehemals sehr feierlich, aber dabei auf eine etwas sonderbare Weise begangen. Am Tage des Heiligen nämlich oder, wenn es das Wetter nicht erlaubte, auf einen andern Tag im Monat März zogen die sämmtlichen Schulknaben in einer langen Processión durch alle Straßen der Stadt. Sie waren in das Kostüm der meisten Professionen und Handwerker gekleidet, z. B., die Bäcker mit weißen, die Gerber mit lohgelben, die Tuchmacher mit grünen Schürzen, die Schuhmacher, Schmiede, Böttcher aber mit ledernen Schurzfellen. Jeder hatte sein Handwerksgeräthe, das er in den Händen trug, mit buntfarbigen Bandschleifen geschmückt; die Knaben selbst aber waren mit goldenen und silbernen Spitzen, Cocarden an den Hüten, die Anführer hingegen mit seidenen Schärpen geziert. Nach dem langen Zuge der Handwerker folgten die Läufer mit langen, roth angemalten und mit vergoldeten Knöpfen versehenen Stäben. Ihre weißleinewandenen Hemden waren mit seidenen Bandschleifen geziert und ihre tafftenen Laufersschürzen mit Gold verbrämt. Gleich hinter diesen kamen die Pfaffen, ebenfalls Knaben, die sich in lange, weite Chorröcke gesteckt hatten. Neben dem Zuge her sprangen verkleidete Schäfer in arkadischer Tracht, die Säcke, mit Heckfel gefüllt,

trugen. Hierauf folgten mehrere Heiducken und Türken und hinter diesen erschien der Bischof Gregorius in bischöflichem Ornate, unter einem Himmel, der von vier Trabanten über ihm getragen wurde. Nun folgte eine Compagnie Soldaten, ebenfalls Schulknaben. Diese machten den Schluß dieses grotesken Zugs, worauf die Chorschüler in ihren gewöhnlichen Kleidern folgten, die eigends dazu ausgewählte Lieder sangen.

In der Folge wurden mit den Figuranten dieses sonderbaren Aufzugs mehrere Veränderungen vorgenommen, z. B., daß der Bischof nicht mehr in Pontificalibus, sondern in bürgerlicher Kleidung, mit einem mit Tressen verbrämten Hut auf dem Kopf, auf einem Pferde sitzend erschien, das von einem Stadtsoldaten geführt wurde Acht Trabanten begleiteten ihn zu beiden Seiten.

Diese sonderbare Procession, die immer eine zahlreiche Menge fremder und einheimischer Zuschauer herbeizog, wurde eine lange Reihe von Jahren hindurch auf obenerwähnte Art gehalten. Da es aber den Eltern der Kinder, die dabei figurirten, viele Kosten verursachte, ein solcher grotesker Maskenzug auch dem Geiste der Zeit nicht mehr angemessen schien, so wollte sich zuletzt niemand mehr dazu verstehen, und da die muthwilligen Jungen auch mit der geistlichen Kleidung allerlei Unfug getrieben hatten, so wurde den Küstern verboten, für's Künftige ihnen die Chorröcke zu leihen, die daher nun aus dem Zuge wegblieben; auch durfte der Bischof Gregorius nicht mehr da-

bei erscheinen, was schon der Procession viel von ihrem Glanze benahm. Im Jahre 1750 wurde endlich durch einen Rathsbefehl dieser alte Gebrauch, als dem Zeitgeiste nicht mehr entsprechend, gänzlich abgeschafft und das Geld, was die Chorschüler bei dieser Gelegenheit erhalten hatten, wurde von den Kirchen-Aerarien ersetzt.

Ganz einerlei mit diesem Feste, den Namen und die Zeit, da es gefeiert wurde, abgerechnet, war das Nicolai-Fest. In Hamburg wurde es jährlich am Gedächtnißtage des bethlehemitischen Kindermordes, am St. Andreasabende, des Tags vor Nicolai gefeiert und der Rath bewirthete die Schüler mit einem Freudenmahle. Die Knaben erwählten aus ihrer Mitte einen Abt, der den Namen **Episcopus Puerorum** erhielt, der in einer besondern Kleidung an Sonn- und Festtagen mit Pompe von ihnen in die Kirche geführt wurde. Auch in Braunschweig war es üblich, wo jeder neue Canonicus zum Eintritte und zu diesem Behufe $1\frac{1}{2}$ Mark erlegen mußte. —

Es waren unstreitig Nachbildungen der im alten Rom gebräuchlichen **Quinquatria**, da nämlich im Frühlinge die Lehrer mit Musik herumzogen und Geschenke (**minervalia**) sammelten. Seit dem 9ten Jahrhunderte scheinen sie von Gregor IV., dem heiligen Gregorius zu Ehren, eingeführt zu seyn. Gewöhnlich verband man mit dieser Feierlichkeit auch Comödien, deren schon früh Erwähnung geschieht und welche jedes Mal eine Geschichte aus der Bibel zum Gegenstande hatten. Im Jahre 1322 führten die

Dominicaner zu Eisenach eine Comödie auf, woran die Schüler Theil nahmen; die Fabel dazu war aus dem Gleichnisse von den zehn Jungfrauen genommen. Jesus, dessen Ankunft sie nach der Verfassung dieses Stücks erwarteten, wurde als der strengste Richter dargestellt, der den fünf thörichten Jungfrauen, ungeachtet der anhaltenden Bitte der Maria und anderer Freunde, keine Verzeihung angedeihen ließ.

Man sah solchen Darstellungen mit einer ungewöhnlichen Theilnahme zu und erlaubte sich nicht, an der Wahrheit der heiligen Action zu zweifeln. Auch Friedrich mit der gebissenen Wange war einst Zuschauer derselben und entsetzte sich über die von Jesu bezeigte Strenge; ja, daß er sich nicht einmal durch die Vorbitte seiner Mutter Maria von seiner Strenge abbringen ließ, verursachte Friedrich tiefes Nachdenken. Viele behaupten sogar, daß er dadurch auf schwermüthige Gedanken gerathen sey.

Die Gegenstände, die man bearbeitete, nahm man aus der Bibel und gab so die Geschichte des armen Lazarus, des verlorenen Sohnes, der keuschen Susanna u. dergl. Diese Vorstellungen waren übrigens ganz dem Genius der Zeit angemessen. Zoten, ungesittete Possen und pöbelhafter Witz wechselten mit geistlichen Gesängen ab. Engel, Teufel, Heilige, Könige und Hanswurst spielten ihre Rollen durch einander. Daß der Inhalt dieser Fastnachtsspiele und Schulcomödien nicht bis auf uns gekommen, dürfen wir uns, wegen ihres abgeschmackten, ja oft elenden Inhalts, nicht dauern lassen; wir würden sie auch nie

vollständig erhalten, denn nur der Plan derselben war da, die Rollen selbst veränderte jeder Schauspieler bei der Vorstellung; nur die Schulcomödien machten eine Ausnahme. Im Jahre 1412 führten die Schüler in Bauzen ein Schauspiel von der heiligen Dorothea auf. Um 1450 findet man schon in Nürnberg ein eigenes Theater, zu dem vermuthlich der große Eifer des berühmten Meistersängers Hans Schnepper, genannt Rosenblüt, Veranlassung gab; einige von seinen Vorstellungen findet man in Gottsched's dramatischem Vorrathe. Memmingen, Straßburg, Augsburg und mehrere große schwäbische Städte folgten bald dieser Einrichtung. Der berühmteste Schriftsteller für das damalige Theater war ohnstreitig der Meistersänger Hans Sachs, der im J. 1494 zu Nürnberg geboren ward. Seine geschriebenen Stücke haben schon etwas mehr Vollkommenheit, als die übrigen damals gewöhnlichen; auch sie führte man in Schulen, in Gymnasien auf. Ob sie nun schon für unsere Ohren wenig Reiz mehr haben, so kann man doch letztern, wenn man nicht ungerecht seyn will, Witz und Laune nicht gänzlich absprechen.

Die Schulcomödien dauerten indessen fort bis in das folgende Jahrhundert, erhielten sich aber meistens in den Klöstern und wurden nach dem **Chronicon Sancti Petri Erfurtens. a Clericis et Scholaribus** aufgeführt; junge Knaben übernahmen die Frauenzimmerrollen. Diese Schulcomödien waren auch zuweilen, besonders nach der Reformation, nur dialogisirte Vorstellungen, in welchen ein Zwischenredner

Jugend zur gottseeligen Uebung, auch der ganzen gemeinen Bürgerschaft zur Lehre, Trost und Vermahnung; und zwar von der Ausführung Loth's und dem endlichen Untergange von Sodom und Gomorrha; damit auch alles recht natürlich zuging, so brannte man zu dem Endzwecke ein kleines Feuerwerk ab.

Dergleichen Nachrichten von andern Städten reichen nun ungefähr bis 1610, von welchem Zeitpunct an sich zwar die Comödien nach und nach verlieren, die Umgänge und Aufzüge aber an den meisten Orten fortdauern, da sie zu den Einkünften der Lehrer gehören. Zuweilen wurden auch kleine Schauspiele wieder gespielt und dazu besonders die des Weißischen Kinderfreundes gebraucht. In der katholischen Kirche sind sie aber, und meistens in den Collegien der Jesuiten, ununterbrochen fortgesetzt worden.

Das Fritschifest zu Luzern.

Ein mehr als gewöhnlicher Hang zum geselligen Leben und Vergnügen war von jeher dem Character der Luzernerschen Stadtbürger eigen. Denn wenn wir die Geschichtsbücher dieser Stadt über die geselligen Verhältnisse früherer Jahrhunderte befragen, so erzählen sie uns, wie schon frühzeitig Alles mit einander fröhlich und munter lebte und der Freudenfülle genoß und wie alltäglich die Altväter ihre Abendstunden bei Wein und Spiel fröhlich zubrachten. In einer gemeinen Trinkstube pflegten sich gewöhnlich jeden Tag sowohl Fremde, als Bürger, und vor allen die in der Geschichte der Städte so wichtigen Zünfte zu versammeln und vergaßen da, bis spät in der Nacht, der Mühen des Tages und der Lasten der Berufsgeschäfte. Daß diese beliebten Trinkgelage manchmal in ungeziemenden Taumel ausarteten, ist bei der rohen Sitte der damaligen Zeit wohl denkbar, und daß sie bis spät in der Nacht sich zuweilen ausdehnten, beweist schon die Geschichte der verrathenen Mordnacht im Jahr 1333.

Eine andere Art geselliger Freude gewährte den alten Luzernern der Besuch von Lustbarkeiten in andern eidgenössischen Orten, oder der Empfang fremder Gäste zu solchen Vergnügungen in der eignen Heimath. Bald gab die Fastnachtszeit, bald ein Freischießen, bald die sogenannten Schützenspiele, bald das Kirchweihfest einen Anlaß zu solchem fröhlichen Zusammentreffen, wobei immer das freundlichste Gastrecht gegenseitig ausgeübt und auf mehrere Tage verlängert wurde.

So lesen wir, aus Mangel älterer schriftlicher Belege, wie im Jahre 1444 die Bürger Luzern's in Mehrzahl einer Fastnachtslust und im Jahr 1472 einem sogenannten Gesellenschützenspiel in Zürich beiwohnten, und wie hinwieder die Bürger von Zürich den gethanen Besuch der Luzerner in gleichen Jahren freundnachbarlich erwiderten. Gleiche Besuche und Gegenbesuche fanden noch in dem sechszehnten Jahrhunderte mit Solothurn, Uri, Zug und andern Orten statt, und wer kennt nicht die allberühmten drolligen Streiche des sogenannten Bruders Fritschi von Luzern, welcher beinahe ein halbes Jahrhundert hindurch die Jovialität der Eidgenossen aufzuregen und zu unterhalten vermochte!

Noch eine beliebte Art geselligen Vergnügens der Vorzeit waren die sogenannten Osterspiele, welche meistens in Comödien und Schauspielen aus der alt- und neutestamentarischen Geschichte bestanden, gewöhnlich von Priestern und Bürgern während der Osterfeiertage auf dem Weinmarkt unter offenem Himmel aufgeführt wurden und meistens zwei bis drei Tage dauerten. Eine Menge Menschen aus allen benach-

barten Orten strömte zu diesen beliebten Vergnügungen, deren beträchtliche Kosten die Obrigkeit gewöhnlich übernahm und wobei die Gastfreundschaft der Luzerner sich immer rühmlich hervorthat. Einige dieser Schauspiele, die Passionsgeschichte, 1480, das jüngste Gericht, 1549, die Legende vom heiligen Wilhelm, 1596, die Historie der heiligen Apostel, 1599, die Lebensgeschichte des heiligen Leodegar, 1606, der abtrünnige Kaiser Julian, 1624 aufgeführt, und andere mehr sind zum Theil noch im Urtexte vorhanden und beurkunden den Geist und Geschmack des damaligen Zeitalters.

In der gegenwärtigen Zeit und bei der veränderten Culturstufe hat sich der Geist und die Vergnügungsart der Luzerner wohl um Vieles und in Vielem verändert, aber der Hang und Trieb zum geselligen Leben ist immer noch der gleiche der frühesten Vorzeit geblieben. Von den größern und beliebtern Lustbarkeiten der ehemaligen Luzernerwelt und unter dem Titel von Volksfesten hat heutigen Tages nur noch der Umzug des Bruders Fritschi am sogenannten schmutzigen Donnerstage sich erhalten. Es ist dieses eine frohe Gedächtnißfeier zu Ehren des in der Luzerner Stadtgeschichte hochgefeierten Bruders Fritschi, welcher, wie oben schon angedeutet worden, zu Ende des funfzehnten Jahrhunderts lebte und überall seiner lustigen Schwänke wegen in der Eidgenossenschaft berühmt war. Der gute, reiche, joviale Mann machte nämlich vor seinem Ableben ein Testament, das er mit einigen Schenkungen begleitete, des Inhalts: daß all-

jährlich am Tage seines gewohnten Zunftbesuches bei'm Safran (Fritschizunft) eine Gesellschaft von Zunftbrüdern sich versammeln und von da, mit Spielleuten begleitet, sein großer Pokal, der Fritschikopf genannt, künstlich von Holz geschnitzt und mit Silber verziert, durch einen Mann seines Wuchses in der Stadt herumgetragen und daraus jedermann, wer es begehre, ein Trunk Wein verabreicht werde. Darauf soll die Gesellschaft, mit Gewehr und Harnisch ausgerüstet, über den Hof hinaus nach der Halden, der Gegend seines Aufenthalts, ziehen und von da wieder nach der Stadt auf seine Zunftstube zurückkehren, um daselbst den Abend unter Lust und Tanz fröhlich zuzubringen. Seit dieser Zeit hat, obiger Anordnung gemäß, dieser drollige Umzug immerfort auf den letzten Donnerstag in der Fastnacht stattgefunden, mit mehr oder weniger Geräusch und Aufwand. In den ersten Jahren nach Bruder Fritschi's Hinscheiden nahm die Obrigkeit selbst Theil an dem fröhlichen Volksfeste, oder wenigstens viele ihrer Mitglieder. Einige buntgeschmückte Knaben führten die erste Reihe des Zugs an; ihnen folgte die ältere Mannschaft, mit aller Art Kriegsrüstungen und Freiheitstrophäen ausgerüstet. Dann kam der Träger des großen Pokals, von einem stattlichen Fähnrich mit dem Banner der Gesellschaft zum Safran und einem Hauptmanne zu Pferd in voller Rüstung begleitet, welcher den Bruder Fritschi unter angeordneten Ceremonien nach der Stadt zu führen und auf seine Zunft zu begleiten hatte. Darauf erschien zu Pferde der Bruder Fritschi und seine theure

Ehehälfte, beide weiß und blau, der Farbe des Cantons, angezogen und in groteske Greisenmaske vermummt. So ging der Zug von Hof aus und durch die Weggisgasse nach der Groß- und Kleinstadt und endete bei'm Hause der Gesellschaft zum Safran, wo ein frugales Mahl Aller wartete und der festliche Fastnachtstag unter Jubel und Tanz beschlossen wurde.

In spätern Jahren änderte öfters nach Zeit und Sitte dieses bunte Volksfest; aber immer blieb die Hauptsache oder Darstellung des Zuges des jovialen Bruders Fritschi nach seinem Gesellschaftshause zum Safran sich gleich und unverändert. Auch heutzutage dauert noch diese alte Gedächtnißfeier fort, mehr oder weniger belebt und ausgerüstet, nach Zeit und Umständen oft sehr stille und einförmig, oft von sehr schönen Zügen und allegorischen Darstellungen begleitet und dann immer von einer großen Menge Schaulustiger von der Landschaft und aus den umliegenden Gegenden besucht.

Die Eselswiese bei Querfurt.

Ein berühmter Jahrmarkt, der für die ganze dortige Gegend zum Volksfeste geworden ist, an dem Alt und Jung Antheil nimmt, und der deßhalb eine große Celebrität erlangt hat, ist die sogenannte Eselswiese bei Querfurt, einem Städtchen im sächsischen Thüringen. Hier wird alle Jahre Mittwochs nach Ostern, auf einer nahe bei dem Orte befindlichen großen Wiese, ein Jahrmarkt gehalten, wozu folgende Geschichte die Veranlassung gewesen seyn soll:

Bruno, ein edler Herr von Querfurt, der gegen das Ende des zehnten Jahrhunderts lebte, wollte auf seinem Leibesel nach Preußen reiten, um daselbst ungebeten die Heiden zu bekehren. Als er aber auf dieser Wiese von seinen Verwandten und Freunden Abschied genommen hatte, so stand der kluge Esel, als wenn er angenagelt gewesen wäre, und konnte weder durch Güte noch mit Gewalt von der Stelle gebracht werden. Da er nach allen versuchten Zwangsmitteln dennoch nicht vom Flecke zu bringen war und hier, wo er so festgebannt stand, keine Heiden zu finden wa-

ren, an denen Bruno seinen Bekehrungseifer hätte üben können, so blieb ihm weiter nichts übrig, als für dießmal seine fromme Ritterfahrt einzustellen. Aber er konnte demungeachtet nicht ruhen, der Beruf, den er in sich fühlte, war nicht zu unterdrücken und der Bekehrungseifer, womit er sich den Himmel verdienen wollte, trieb ihn unaufhaltsam fort. Nach kurzem Verweilen in seiner Heimath also bestieg er einen andern Esel, der nicht so stätig war wie sein Vorgänger und zog dennoch nach Preußen, wo er auch im Jahr 1009 für seine frommen Bemühungen und ausgestandenen Strapatzen die Märtyrerkrone, die er so sehnlichst gewünscht hatte, zum Lohne erhielt. An dem Orte, wo der Esel stille stand, ward nachher eine Capelle erbaut, wohin bald zahlreiche Wallfahrten von allen Orten und Gegenden des damals noch sehr abergläubigen Thüringen's geschahen, welche, da sie nicht alle im Orte selbst Unterkunft fanden, auf dieser Wiese bivouakiren mußten und nachher diesen berühmten Jahrmarkt veranlaßten.

„So hat Bruno's stehender Esel", sagt Spangenberg *) in seiner Querfurthischen Chronik sehr witzig, „viele Leute zum Gehen und Laufen gebracht". —

Die Gewohnheit unserer Vorfahren, dergleichen

*) Er war den 17. Juni 1528 zu Nordhausen geboren, studirte zu Wittenberg, wurde Prediger und Schulinspector zu Eisleben und später Generaldecan und Schloßprediger zu Mansfeld, wo er aber 1575 als Flacianer abgesetzt wurde, worauf er mehrere Länder durchirrte und den 10. Februar 1604 zu Straßburg starb.

Volksfeste besonders an solchen Orten zu veranstalten, wo ausgedehnte Wiesen den damaligen Ablaßpredigern den schicklichsten Raum darboten, eine ungeheure Menschenmenge um sich her zu versammeln und diese durch nachdrückliche Ermahnung und Drohungen mit den Höllenstrafen, im Falle halsstarriger Unbußfertigkeit, zur Abnahme ihres Ablaßkrams zu bewegen, ist bloß eine Modification der schon im alten heidnischen Deutschland üblichen Sitte, die Verehrung ihrer-in den heiligen Hainen aufgestellten Götzen, eines Püsterich, Wodan, Stufo, oder der Freia, mit fröhlichen, lärmvollen Trinkgelagen und für das ganze versammelte Volk angestellten Festen zu verbinden. Da aber der Ablaß, trotz der Menge der noch immer im Schwange gehenden Sünden, doch endlich immer mehr in Abfall zu gerathen und unter die ungangbaren Waarenartikel zu gehören anfing, so wurden statt seiner andere, den Bedürfnissen der Landleute mehr entsprechende Dinge auf den beibehaltenen Jahrmärkten feilgeboten und dadurch diese Volksfeste für die Gegend auch dann noch, als die Absicht, der sie ihren Ursprung verdankten, nicht mehr dieselbe war, bis auf den heutigen Tag beibehalten.

Der grüne Montag.

Eins der Hauptvolksfeste der Erfurter, das noch bis auf den heutigen Tag von Alt und Jung mit fröhlichem Jubel gefeiert wird, ist der sogenannte grüne Montag, dessen Ursprung noch aus den Zeiten der republicanischen Verfassung Erfurt's sich herschreibt, wo aus den sogenannten fünf großen Handwerkern, nämlich den Tuchmachern, Fleischhauern, Kürschnern, Schmieden und Gerbern oder Löbern, Rathsmeister gewählt wurden, die an der Führung des Erfurtischen Staatsruders mit Antheil nahmen. Aber nicht allein die obgenannten, sondern auch die übrigen Handwerker, besonders diejenigen, die mit dem Hammer arbeiten, feiern diesen Tag, und besonders sind die Läden der Schuhmacher bei dieser Gelegenheit mit grünen Zweigen und Büschen geziert und am Eingange der Schuhgasse prangt gewöhnlich ein mit Blumengewinden und Kränzen verzierter Ehrenbogen.

Gegen Mittag zieht aber, zumal wenn die Witterung den festlichen Tag begünstigt, die halbe Bevölkerung Erfurt's in buntem, fröhlichen Gemisch hinauf

zum nahen Steigerwald, an dessen Saume, so wie in den Schattengängen des Innern desselben, sich Alles lagert und der Freude und dem Frohseyn unbefangen sich hingiebt. Ueberall sieht man das Pannier dieser Göttin lustig flattern — und alle Kümmernisse und so manche Tage voller Gram und Sorgen werden hier, im Schooße der schönen Natur, im wohlthätig-kühlen Schatten des Waldes und unter den freundlichen Strahlen der Sonne, die durch das dunkle Laubdach der Bäume die fröhlichen Gruppen belauscht, vergessen. Das Echo des Waldes wiederholt die Jubelgesänge, die bei'm Klange der Becher überall ertönen und erst, wenn die Abschiedsstrahlen der sinkenden Sonne an den hohen Wipfeln der alten Eichen des Steigerwaldes verglimmen und drüben in der Stadt die Abendglocke lautet, verschwindet allmälig das fröhliche Gewühl unter den Bäumen und am Saume des Waldes wird's leer. Die Wege und Pfade nach der Stadt sind dann mit Schaaren von Menschen bedeckt, die noch im traulichen Familienkreise zu Hause sich mit Vergnügen der frohen Stunden erinnern, die ihnen dieß ächt deutsche Volksfest gewährte.

Im verflossenen Jahrhundert war die Feier dieses Tages viel feierlicher und im Jahre 1786 berichtete ein Augenzeuge von ihr: Der heutige Tag ist ein sonderliches Fest für die hiesigen, mit dem Hammer arbeitenden und unter dem heiligen Stabe stehenden Handwerker, welche zu dessen Anzeige auch ihre Läden mit grünenden Büschen ausgeziert haben. Diese Handwerker ziehen um 9 Uhr in blauen, mit Tressen besetzten

Mänteln zu dem Kurfürstlichen weltlichen Gerichte, um ihre Obermeister allda bestätigen zu lassen, welches auf folgende Art zugeht: Wenn sie vor die Versammlung gekommen sind, hält der Obermeister an den präsidirenden Stadtschultheißen folgende Anrede: „Das „Handwerk derer — — bittet Kurfürstliche hochlöbliche „weltliche Gerichte, nach alter Gewohnheit, ihren neuen „Obermeister zu bestätigen, den alten aber seines Amtes zu entlassen.“ Der Schultheiß antwortet nun hierauf dem Handwerk mit den Worten: „Kurfürstliche weltliche Gerichte finden hierin kein Bedenken, „wenn vorher der neue Obermeister durch das gewöhnliche Jurament bestätigt seyn wird, welches der Herr „Secretarius ihm gleich vorlesen wird.“ Unter dieser Zeit nun hat der Handwerksdiener die Handwerksordnung und den Stab hergebracht, die vor den Stadtschultheiß gelegt werden. Der Secretär fängt hierauf an, dem Obermeister folgenden Eid vorzulesen: „Nach „alter Gewohnheit sollet Ihr geloben und schwören, dem „Handwerk treulich vorzuseyn und das Handwerk bei „altem Herkommen bleiben zu lassen und also zu richten und zu schlichten um eine halbe Mark (die Schmiede haben eine ganze), darunter und nicht darüber, den „Reichen wie den Armen, weder um Gunst noch Gabe, „oder Freundschaft und Feindschaft, und daß Ihr anders „nicht richten wollt, als wenn Euch Euer Gewissen weiset, recht zu thun. Solches sollet Ihr geloben und darauf schwören.“ Nach Ableistung dieses Eides wird der alte Obermeister seines Dienstes entlassen, der neue aber in Kurfürstlichem Namen bestätigt und das Hand-

Ansehen der Leipziger Messe gaben.*) Diese Procession existirte in den alten Zeiten Erfurt's nicht; sie war ein Werk der Jesuiten, aus deren Pfarrkirche zu S. Lorenz sie auch ausging. Sie bestand nach dem, noch im Jahr 1801 gedruckten, sogenannten Processionsbüchelchen, das gleichsam zum Programm der Festlichkeiten und Sehenswürdigkeiten diente, aus einer Menge Figuren und Sinnbilder aus dem alten und neuen Testamente, die, nebst den sämmtlichen Schulen mit vorgetragenem Kreuz und Fahnen, den Zug eröffneten, dem die ganze Geistlichkeit und alle Dikasterien, den Statthalter an ihrer Spitze, so wie eine unabsehbare Menge Personen von beiderlei Geschlecht folgten. Sie ging aus oben schon gedachter S. Lorenz-Kirche über den Anger, wo an bestimmten Orten Altäre errichtet waren, durch den sogenannten, der ehemaligen Statthalterei gegenüber befindlichen Hirschgarten, wo ebenfalls ein Altar errichtet war, um das heilige Sacrament darauf der Verehrung der Gläubigen auszusetzen und auf demselben Wege nach der Lorenzkirche wieder zurück. Es herrschte viel Pomp bei diesem Feste, denn sowohl das Kurmainzische Regiment, als das damals hier in Besatzung liegende Kaiserlich-Königliche Bataillon paradirten dabei mit fliegenden Fahnen und klingendem Spiele; bei jedem Altare, wo das Hochwür-

*) Ich habe die Beschreibung des Frohnleichnamsfestes zu Erfurt, obgleich es jetzt dort nicht mehr öffentlich gefeiert wird, deßhalb gewählt, weil dieses Fest nirgends, wo es feierlich begangen wurde und noch wird, so zum wahren Volksfeste geworden war und ist, als gerade hier.

digste (so wird die geweihte Hostie genannt) ausgesetzt wurde, donnerten, wenn der Seegen vom Weihbischofe gegeben wurde, die Kanonen vom Petersberge, alle Glocken der katholischen Kirchen und Klöster läuteten und die aufmarschirten Truppen feuerten. Alles ward von der Pracht und Herrlichkeit der Anzüge, vom bunten Schimmer der Farben, von Weihrauchswolken und rauschender Musik, wie von der Andacht, begeistert.

Die Stadt zog großen Nutzen von diesem Feste. Alle Kaufläden waren angefüllt von Fremden, besonders lös'ten die Schuhmacher viel Geld und in den zahlreichen Gasthöfen war oft kein Unterkommen. Aus allen öffentlichen Häusern tönte Musik und wo man nur hinsah, wimmelten die Straßen, öffentlichen Gärten und Spaziergänge von Menschengruppen.

Dieses Fest mit der großen Procession wurde auf die eben beschriebene Weise bis zum Jahre 1802 gefeiert, wo es das Erzbischöfliche Vicariat zu Mainz abschaffen wollte, weil es viel Kosten verursache und die Procession mit den bildlichen Darstellungen dem Geiste der Zeit nicht mehr angemessen sey. Allein auf die Vorstellung der städtischen Behörden, daß die Nahrung der Einwohner dadurch einen empfindlichen Stoß erhalten werde, wurde die Procession zwar beibehalten, aber das Ganze dem Geiste der Zeit mehr angepaßt und so abgeändert wurde es im Jahr 1802, bei einem ungeheuren Zusammenflusse von Fremden, zum Letztenmale gehalten. Die bald darauf eintretende Regierungsveränderung und die Occupation der Stadt durch die preußischen Truppen waren Ursache, daß es ganz abgeschafft

wurde, so daß nur das Andenken an diesen merkwürdigen, vergnügten und für viele Gewerbe sehr einträglichen Tag noch in der Erinnerung derer, die ihn einst sahen, zurückgeblieben ist. —

Frohnleichnam, von dem altdeutschen Frohn (d. i. Herr) und Leichnam (d. i. Leib) der Leib des Herrn, in der Kirchensprache **corpus Domini Jesu Christi**, bezeichnet die zum heiligen Abendmahl geweihte Hostie, die, nach dem Lehrbegriffe der katholischen Kirche, durch die Consecration in den Leib Jesu verwandelt ist *). Dieser schon im 12. Jahrhunderte herrschend gewordene Lehrbegriff hatte bald die Anbetung der geweihten Hostie zur Folge, welche man nun mit Recht als den wirklichen Leib Jesu verehren zu müssen glaubte.

Die katholische Kirche hat der geweihten Hostie ein eignes Fest gewidmet, welches unter dem Namen Frohnleichnamsfest allgemein bekannt und berühmt ist. Der Ursprung dieses Festes wird verschieden angegeben; gewöhnlich aber nimmt man an, daß er sich von den Visionen herschreibt, deren sich zwei Nonnen zu Lüttich, Juliane und Isabelle, im Jahr 1230 rühmten. Die erste wollte dabei den Mond in vollem Glanze, jedoch mit einer Lücke an seiner Rundung, gesehen und durch besondere göttliche Belehrung erfahren haben, dieser Mond bedeute die christliche Kirche und

*) Andere sagen: Fron (nicht Frohn) heißt soviel als heilig (sanctus) und Leichnam bedeutet hier nicht Cadaver, sondern Corpus carnosum; Fronleichnamsfest ist also ein Fest des heiligen Leichnams.

die Lücke den Mangel eines einzigen Festes, nämlich der Anbetung des Leibes Christi in der Hostie, welches sie zu feiern anfangen und der Welt ankündigen sollte. Hierdurch kam der damalige Archidiaconus Jacob zu Lüttich, der später unter dem Namen Urban IV. Papst wurde, auf die Idee der Einführung des Frohnleichnamsfestes *) und ein Wunder, das Rafael Sanzio durch ein größeres, durch seine herrliche Messe von Bolsena (ein Frescogemälde im Vatican von unübertrefflichem Colorit), verewigt hat, bestärkte ihn darin. In seiner Gegenwart fielen einem Meßpriester zu Bolsena, der noch nicht an die Verwandlung des Brodes in den Leib Christi glaubte, während der Consecration Blutstropfen auf sein Chorhemde und bildeten, da er sie in den Falten desselben verbergen wollte, blutige Gestalten einer Hostie. **) Das blutige Gewand wird

*) Johann Blaer (er war aus Diest in Brabant gebürtig, weßhalb er auch Diestemius genannt wird, trat in den Benedictiner-Orden, ward gegen 1495 Prior des Klosters S. Jacob bei Lüttich und schrieb historiam revelationis Beatae Julianae Corneliensi 1230 factae, welche sowohl zu Douai besonders gedruckt, als auch in Bzovii Annalibus ad annum 1230 befindlich ist) erzählt, daß der Cardinal Hugo, Legat des päpstlichen Stuhls in den Niederlanden, dieses Fest zum Erstenmal in der Martinskirche zu Lüttich sehr prächtig habe feiern lassen, bemerkt jedoch, daß dieß mit Unwillen der Canonicorum geschehen sey. Seine eignen Worte darüber sind: id non ex devotione aut obedientia, sed vel ex simulatione aut timore, ut exitus probavit, fecerunt.

**) Andere erzählen, daß durch des Priesters Unvorsichtigkeit etwas von dem Blute auf das Altartuch gefal-

noch jetzt zu Civita Vecchia als Reliquie vorgezeigt. Urban IV. erließ 1264, als in demselben Jahre, da dieß geschehen war, eine Bulle, worin er das Frohnleichnamsfest für die ganze Christenheit auf den Donnerstag in der vollen Woche nach Pfingsten anordnete und den ihm beiwohnenden Bußfertigen vierzig bis hundert Tage Ablaß versprach. Erklärlich ist nun der Eifer, mit dem dieß Fest seitdem als eines der größten und wichtigsten in der katholischen Kirche gefeiert wird. Wesentlich gehören dazu glänzende Processionen, die jede Nation nach ihrem Character mit besonderm Gepränge schmückt.

---

len sey, worauf der Priester, um seine Unvorsichtigkeit zu verbergen, denjenigen Theil des Tuchs, welcher von dem Blute benetzt worden, vielfach zusammengewickelt habe, demnach aber der Flecken in Gestalt der Hostie auf jeder Falte des Tuchs zu sehen gewesen sey. Der oben angeführte Blaer erzählt dieß Wunder mit folgenden Worten: Sacerdos igitur quidam Bolseniam veniens, quod est oppidum non longe distans ab urbe veteri, in qua Urbanus IV. cum curia residebat, dum celebraret missam, inter verba consecrationis, dubius in fide, vidit carneis oculis hostiam in forma pietatis et de ea sanguinem fluere in calicem. Eine ähnliche Legende von blutigen Hostien hat die Stiftung des niedersächsischen Klosters Wasserleben im Jahr 1226 befördert. Vergleiche darüber Chron Halberstadt. ap. Abel. antiqu. Saxon. tom. III. p. 328 sq.

Der Carneval, Fasching oder Fastelabend zu Cöln.

Carneval, der heit're Zecher,
Hat den Momus uns gesandt,
Als er sich mit vollem Becher
Raschen Flugs zum Rhein gewandt;
Grüßt die alten Jocus-Brüder,
Küsset sie mit Freundlichkeit,
Wecket Sang und Klang der Lieder
Und die Herzen sind bereit!
Von der Sorge zu gesunden,
Voll von Lieb' und Lust entbrannt,
Haben Männer sich verbunden,
Mit Humor und Scherz bekannt!
Laßt die bunten Kappen klingen,
Volle Gläser klingen drein,
Kräftig Rheinland's Lieder singen
Und vor Wonne laut juchhei'n!
Laßt uns — denn wir bau'n die Berge,
Wo die gold'nen Trauben glüh'n —
Wenn im Sumpfland frost'ge Störche
Fort nach faulen Wassern zieh'n.
Momus hat uns Glück beschieden,
Freude! sey das Losungswort,
Mit der Pflicht — der Welt in Frieden.

Sing't und kling't und jauchzet fort!
Seh't die hellen Kerzen leuchten,
Seht der Kappen bunte Pracht!
Frisch die Kehlen zu befeuchten,
Winket Bacchus Zaubermacht.
Freude regt die Rosen-Schwingen,
Zündet Geister fern und nah —
Auf! zum Tempel laßt uns dringen,
Brüder auf! — Victoria!
Momus, Heil!

J. H. Kaufmann.

Carneval, Fasching heißen die letzten Tage vor der Fastenzeit, vorzüglich der Sonntag, Montag und Dienstag vor Aschermittwoch. Diese Tage sind in katholischen Städten, von uralten Zeiten her, der Freude geweiht, die dann durch ihren Zauber wieder bindet, was Stand, Rang, Amt u. s. w. streng getheilt haben. Jeder, in welchem der Sinn für unschuldiges Vergnügen nicht ganz erstickt ist, nimmt an diesen Tagen, maskirt oder unmaskirt, in Privatzirkeln, auf öffentlichen Plätzen, auf Bällen, Redouten ꝛc. Theil an der allgemeinen Freude. Und in der That, unter allen Idiotismen ist wohl das Verlangen, ein periodischer Narr zu seyn, der unschädlichste, besonders wenn er, so wie am Rhein, in herkömmliche Sitten und Gewohnheiten eingreift, wenn bei der Gekkenzunft so viel Intelligenz, Witz und Verstand vorherrscht, wenn auch die Bessern, Reichern und Klügern, wie hier, durch active oder Beitrags-Theilnahme diesem erheiternden Spiele sich nicht entziehen, weil hier-

durch der sittliche Zweck der Ordnung bei einem solchen Volksfest erreicht werden soll und wird.

Venedig*), Rom**) und Cöln zeichneten sich stets durch ihren Carneval aus. Wir wenden uns nur hier zur Beschreibung des Carnevals in Cöln, da dieser Band der Schilderung von Volksfesten Deutschland's gewidmet ist.

---

*) Der Carneval zu Venedig ist der berühmteste. Er fängt allemal nach Weihnachten an; die Lustbarkeiten sind Schauspiele, Redouten, die Vergnügungen des Marcusplatzes und bisweilen, bei Besuchen großer Fürsten, noch eine regatta oder ein Wettrennen in Böten. Die Redouten, bei welchen sonst die Hazardspiele die Hauptsache waren, haben seit dem Verbote dieser Spiele im Jahre 1774 sehr viel verloren. Wirklich bewirkte dieses Verbot, daß im Jahre darauf der Carneval wenig von Fremden besucht wurde. Als aber bald darauf das Spiel in allen Provinzen Italien's verboten ward, trat der berühmte Carneval wieder in seine alten Rechte. Nach diesem gab es in Venedig noch einen zweiten Carneval, die venetianische Messe, welche auch das Himmelfahrts- und Bucentaurenfest hieß, weil es gewöhnlich am Himmelfahrtstag anfing und weil man die Ceremonie der Vermählung des Dogen mit dem adriatischen Meere damit verbunden hatte. Es dauerte vierzehn Tage; jedoch durften keine Charactermasken, sondern bloß venetianische Domino's getragen werden.

**) Der Carneval zu Rom, von welchem uns Göthe eine treffliche Beschreibung geliefert hat, dauert nur acht Tage und besteht vorzüglich in Maskeraden und Wettrennen.

Zwei Tage vor Aschermittwoch ist wenigstens die Hälfte der Einwohner von Cöln (dem Cölnischen Sprachgebrauche gemäß zu reden) geck, d. i. närrisch. Die Tage selbst führen den Namen: die Rastäge. Eigentlich und wenn man auf die Wortforschung Rücksicht nehmen wollte, hätte es deßwegen vorhin, statt geck, rasend heißen müssen. Gewöhnlich werden sie auch der Fastelabend genannt und Fastelabend halten heißt dann, sich vor dem Anfange der Fastenzeit recht lustig machen, sich noch einmal was Rechts zu Gute thun; der Cölner nennt dieß ganz kurz: sich recht vermachen.

Die Klostergeistlichkeit macht, wie billig, den Anfang des Fastelabends und begeht denselben die Woche vorher. Es geht dabei recht lustig zu. Kutte und Schleier wird dann auf die Seite gelegt und man vermummt sich recht possierlich. Versteht sich aber von selbst, daß dieß nur in den Klöstern selbst geschieht. Der Carneval, den die Nonnen halten, hat den eigenen Namen: die Mützenbestapelung. Es findet übrigens noch eine besondere Ursache statt, warum der **Clerus regularis** die Fastnachtsfeier zuerst vornimmt, die weiter unten angeführt werden soll.

Der Adel und die reichen Particuliers bringen diese Tage, wie an andern Orten auch, mit Partieen, Soupers, Redouten und Bällen zu. Die Bürgerschaft belustigt sich auf die ihr ganz eigene Weise; aber durchgängig, vom bemittelten Bürger an bis zum Packträger und Bettler herunter, hält Alles Fastelabend. Junge Leute und alte Gecken mitunter kleiden sich in Cha-

racter-Masken, was auch das andere Geschlecht thut, und so vermummt durchstreifen sie dann einzeln oder in ganzen Banden mit Trommeln und Musik die Straßen, welche immer mit einer Menge neugieriger Zuschauer angefüllt sind. Einige parodiren in ihrem Anzuge die herrschenden Kleidermoden und machen dieselben durch Carricatur und Uebertreibung lächerlich. Andere, die in Banden herumziehen, machen größere Vorstellungen, z. B., des Begräbnisses des Marlborough, eines Trödelmarktes ꝛc. Daß bei dergleichen Vorstellungen der Nationalwitz in seiner größten Stärke und Lebhaftigkeit erscheint, ist leicht zu denken. Zu verwundern würde es seyn, wenn der Sectengeist sich hier nicht mit in's Spiel mischen sollte, — und in der That trägt auch er redlich das Seinige zu dieser grossen Farce bei.

Nicht selten wandelt auch einigen Damen aus den höhern Classen die Lust an, an diesen Vergnügungen Theil zu nehmen. —

Leute, die keine Maske bezahlen können und sich doch gern verkleiden wollen — denn es muß gemaskerirt seyn, dawider hilft schlechterdings nichts — umwickeln sich von Kopf bis zu den Füßen mit Stroh und so stellen sie denn auch leibhafte Strohmänner vor.

Treibt nun die einbrechende Nacht die ganze ehrsame Narrengesellschaft nach Hause, so fängt gleich das Schmausen an und da geht's sicher nicht karg her, sollt' auch das ganze Jahr hindurch bei Einem oder dem Andern Schmalhans Küchenmeister seyn. Diese Gewohnheit, auf den Fastelabend recht volle Teller und Gläser zu

haben, ist bei dem größten Haufen so tief eingewurzelt, daß diejenigen, deren öconomische Umstände an der Auszehrung laboriren, das Geld dazu borgen oder Mobilien deßhalb versetzen. Leute, deren Rechnungen in diesem Monate müssen abgetragen werden, klagen häufig darüber, daß sie so wenig zu Gelde kommen können und die mitleidigen Christen, die auf Pfänder ausleihen, können nicht genug rühmen, wie viel sie zu dieser Zeit zu thun haben.

Während daß nun die halbe Stadt, von trunkener Freude hingerissen, herumtaumelt und jauchzet und jubilirt, beschäftigt man sich an den heiligen Orten der Stadt mit ernsthaftern Gegenständen. In der Exjesuiten-Kirche wird vierzigstündiges Gebet gehalten und in einigen Klöstern gleichfalls gebetet und zwar — für die Sünden, welche die Faschingsnarren begehen. Die Mönche können auch jetzt dieses Geschäft ganz bequem abwarten, denn sie haben allemal ihren Fastelabend, wie ich oben schon gesagt, die Woche vorher gefeiert.

Aber Narren, sollte man sagen, könnten nicht sündigen? — Doch die Faschingsnarren sind's ja nur in Hinsicht des Anzugs und der Franzose sagt: **l'habit ne fait pas le moine.** Vermuthlich ist dieser Gebrauch, die allenfallsige Begehung von Sünden **per anticipationem**, oder die begangenen auf frischer That gleich bei Gott abzubitten, noch ein Stückchen von der theologischen Quacksalberei mancher Söhne des Inigo, dergleichen sie mehr sollen ausgeübt haben, um der ganzen Christenheit zu zeigen, daß dem Menschen

nicht einmal Gift schaden könne, weil sie durch Gegengift die Wirkungen desselben gleich zu vertreiben wüßten.

Mit dem Anbruche des Aschtages verschwindet Alles, was Fastnachtslustbarkeit heißt. Nun geht man zur Kirche und holt sich ein Aschenkreuzchen, oder kürzer, man läßt sich äschern. Diejenigen, welche bis an das Morgenlicht fortgeschwärmt haben, werfen dann nur ihre Faschingskleider ab, legen andere an und gehen sogleich in die Kirche. Der Contrast dieses Tages gegen die vorhergehenden ist zum Erstaunen auffallend. Man wähnt nicht mehr in einer und ebenderselben Stadt zu seyn, so ruhig, so still, so einsam ist es überall.

So wurde dieses schöne, wohl das schönste der deutschen Volksfeste bis zu Ende des vorigen Jahrhunderts, bis zur Zeit der französischen Invasion, alljährlich mit großer Lust und Fröhlichkeit gefeiert; da jedoch verlor sich mit der Geistesfreiheit auch Lust und Scherz. Aber im Jahr 1824 regte sich das neckische Leben wieder. Damals trat nämlich eine Gesellschaft heiter-verständiger Männer zusammen, welche durch die läßliche Fiction, daß die Königin Venetia, geneigt, auch einmal auswärts nach einem Spaße sich umzusehen, dem König Carneval zu Cöln einen Besuch abstatten werde, gar schickliche Einleitung fand, worauf denn Alles sorgfältig vorbereitet und zuletzt musterhaft ausgeführt wurde.

Der Gedanke, die Einholung und Verlobung der Prinzessin Venetia mit dem Könige Carneval zu begehen, hatte sich aller Köpfe bemächtigt; die Reise-

route der fahrenden Prinzessin war, ein wichtiger Zeitungsartikel geworden; Programm und Gedichte hatten die Einbildungskraft in gemessener Folge genährt und man glaubte, in der That, zuletzt selbst an diese Zauberdame, welche sogar die öffentlichen Behörden nicht verläugneten. Endlich erschien sie mit großem Gefolge und ward sammt ihrem edlen Freunde in verschiedenen Aufzügen auf's Anständigste und mit würdigem Ernste zu Aller Freude wirklich öffentlich sichtbar.

Wie nun damals Staffeten das Nahen und die Ankunft der Prinzessin Venetia verkündeten, so wird es jetzt mit dem Harlekin getrieben, über dessen Annäherung unaufhörlich Couriere Nachricht bringen.

Um jedoch unsern Lesern, die noch nie einem Carneval beiwohnten, es möglich zu machen, eine solche Lustbarkeit sich, so viel als dieß möglich ist, zu vergegenwärtigen, lassen wir hier eine gedrängte Darstellung dieses höchst ergötzlichen und sinnigen Festes, wie es im Jahr 1824 gefeiert wurde, folgen. Daß der Aufzug nie ein und derselbe ist, sondern jedes Jahr ein anderer gehalten wird, versteht sich von selbst.

Mit innigem Entzücken hatte Venetia, die stolze Königin des Meeres, im vorigen Jahre in ihrer Inselresidenz vernommen, daß der Held Carneval in Cöln am Rhein wieder seinen heitern Thron bestiegen habe, und ihr edler, biederherziger, allgeliebter Gesandte, der Graf Geniosottile, accreditirt am Hofe des Helden, wußte auf diplomatischem Wege, durch seine weisen und jovialen Berichte, das Herz seiner hohen Gebieterin so für den Helden einzunehmen und Hochdieselbe

so zu begeistern durch die niedlichen Floskeln seiner malerischen Schilderung, daß die Erhabene sich entschloß, in höchsteigner Person dieses Jahr sich an das Hoflager des Gepriesenen zu begeben und sich von dessen persönlicher Anmuth, vom frohen Geist seiner Vasallen und von der Herrlichkeit seines einzigen Festes mit eigenen Augen zu überzeugen. Wir verdanken ferner diese außerordentliche Gunst der hohen Weisheit und tiefen Gelahrtheit des Leibarztes der Fürstin, des Barons **Toccacuore**, welcher in einer gründlich durchdachten, einzigtiefsinnigen, fast unverständlich gelehrten Dissertation*) die Einladung des Gesandten zu unterstützen suchte, indem er klar bewies, daß die vielbesuchten Bäder und Heilquellen der Duffesbaach in der Nähe der ehrwürdigen **Colonia Agrippina** für Hochdero Gesundheit die ersprießlichsten in Europa wären. Seine Durchlaucht der Doge von Venedig, **il Duca Guardino Atalante**, erhielt den ehrenvollen Auftrag, die **Illustrissima** zu begleiten, welches diesen um so mehr erfreute, da er als großer Antiquarius die Alterthümer der ursprünglich-römischen, mit Italien verwandten **Colonia Ubiorum** in Augenschein nehmen wollte, besonders die vielfach beschriebenen und mit gelehrten Commentaren beleuchteten Aquaducte der Duffesbaach. Schneller, als ein Lauffeuer verbrei-

*) Diese weltberühmte mystische Dissertation erschien in der Universitäts-Buchhandlung in Dülken in Arabischer Sprache, nebst einer Uebersetzung in's Hebräische vom allbekannten dortigen Professor Pancratius Schellencappius.

tete sich diese frohe Kunde über Helvetien den Rhein hinab und wohin sie nur kam, war der Jubel unbeschreiblich. Freilich erhoben sich, wie bei allen wichtigen Ereignissen, in den öffentlichen Blättern Zweifel, sowohl über diese ihre Reise selbst, als über die Route, welche sie einschlagen würde, um so mehr, weil mehrere, sonst befreundete Nachbarstädte sich auch diese Ehre des Besuchs anzumaßen suchten, welches aber den tiefersehenden Diplomaten um so unwahrscheinlicher vorkam, da in jenen Städten nicht einmal ein Venetianischer Gesandte residirte. Gleichwie aber die heilbringende Sonne alle finstern Gewölke endlich verscheucht, so verjagte auch alle diese Zweifel folgende buchstäbliche Nachricht, welche uns die Cölner Zeitung bald darauf mittheilte.

„Cöln, den 6. Februar 1824.

So eben überbringt uns ein außerordentlicher Courier die höchst erfreuliche Nachricht, daß die **Signora Venetia** auf der Brigantine **Arlechino**, geführt vom Contre-Admiral **Sempre Allegro**, in Livorno glücklich gelandet ist und sich von dort aus in die berühmten Heilquellen der Duffesbaach, in unserer Nachbarschaft, begeben wird. Die Gesellschaft der Badegäste wird um so glänzender seyn, da wir vernommen, daß der sämmtliche Hofstaat des Cölnischen Helden Carneval dahin abgegangen ist, um für die Signora eine Ihrer würdige Aufnahme zu bereiten."

Ob dieser gewissen Kunde spiegelte sich eine allgemeine Freude in den Augen aller Bewohner von Cöln,

welche durch die in dem nämlichen Blatte den Tag darauf folgende geniale Bekanntmachung noch erhöht wurde.

„Cöln, den 7. Februar 1824.

Da es dem Cölnischen Publicum nach der gestern mitgetheilten, zwar erfreulichen, aber, wie es uns scheint, noch einer Bestätigung bedürfenden Courier-Aussage nicht unangenehm seyn wird, etwas Näheres und Bestimmteres in Beziehung auf den uns bevorstehenden Besuch der Venetianischen Carnevalsfürstin zu erfahren, so theilen wir demselben das mit, was das heutige Fastnachtsblatt in seinem offiziellen Abschnitte darüber enthält, und wünschen, daß wir bald im Stande seyn werden, den Carnevalsfreunden die beruhigende Nachricht von der glücklich beendigten Seefahrt mitzutheilen.

In jeder Hinsicht zu verbürgende Correspondenz-Nachrichten bestätigen das schon längst in Umlauf gekommene Gerücht, daß die **Signora Altissima** des Carnevals beschlossen hat, der Carnevalsfeier dieses Jahres in Cöln beizuwohnen. — Der in den Lagunen fast vermoderte Bucentaurus wird ausgerüstet, um die **Signora Altissima** aufzunehmen; die zur Begleitung auserlesene Schaar, die hohen Hofchargen wetteifern in ihren Einrichtungen, damit die Ueberfahrt der heitern Herrscherin so glücklich von Statten gehe, als ihr Einzug hierselbst glänzend seyn soll. Mit dem Beherrscher der Winde sowohl, als mit jenem der Meeresfluthen sind Auxiliarverträge abgeschlossen —

zum Ueberflusse mit der Phönixgesellschaft Assecuranz-Negotiationen eröffnet. — Alles ist geschehen, was die sichere Hoffnung gewähren kann, daß die **Signora Altissima** am Jahrestage der Thronbesteigung unseres vielgeliebten Helden Carneval's, also am 29sten Februar d. J, hier eintreffe. Unter den Hof- und Dienstleuten ist Alles in der größten Bewegung, einen dem liebenswürdigen Character der beiden Herrscher angemessenen herrlichen Empfang zu bereiten. Man erwartet binnen Kurzem die Publication der auf die Festlichkeiten Bezug habenden Verordnungen und zweifelt nicht, daß der den Cölnern angeborne Frohsinn bei dieser Gelegenheit Veranlassung nehmen wird, zu zeigen, daß sie auch unter dem Herrscherstabe der Freude treue, liebende Unterthanen sind. Der zum Freudenmeister bestellte Hanswurst läuft voll Geschäftigkeit hin und her, denn er will dem Venetianischen **Arlechino** nicht nachstehen, — der Hofpoet dichtet, die Capelle probirt, — die verschiedenen Deputationen memoriren, der lustige Rath macht Plane, — kurz, Alles ist im Gange, ein Freudenfest zu geben, wie es diese Stadt noch nicht gesehen.

Obschon wir uns bis zur Publication des Festprogrammes mit Hypothesen über die Art der Feier begnügen müssen, so sind wir doch autorisirt, Folgendes schon jetzt bekannt zu machen:

1. Wird der Einzug der Herrscherin Sonntag den 29. Februar, Nachmittags 3 Uhr, durch das Severinsthor stattfinden.

2. Wird die feierliche Präsentation Montag den 1. März, Morgens 9 Uhr, auf dem Neumarkte, wo zu diesem Ende alles vorbereitet wird, erfolgen. Die fremden Gesandten werden hier ihre Aufwartung machen und die herkömmlichen Geschenke überreichen.

3. Wird an demselben Abende, um 9 Uhr, ein großer Maskenball gegeben werden, auf welchem unser Held mit dem lieben Gaste sich der frohen Menge zeigen und unter den üblichen Feierlichkeiten den ersten Tanz beginnen wird. Der wahrhaft prachtvolle Saal des Kaufhauses Gürzenich ist zu diesem Feste bestimmt; tausend Hände sind damit beschäftigt, ihn auf's Prächtigste einzurichten und zu decoriren. Binnen Kurzem werden die Eingangskarten ausgetheilt werden, wobei das Publicum darauf aufmerksam gemacht wird, daß die Zahl der auszugebenden Einlaßbillete nach Maasgabe des Raums limitirt worden ist, wonach es räthlich erscheint, sich deren baldmöglichst zu verschaffen."

Diese Anzeige vermehrte den allgemeinen Jubel des Volkes, welches sich in seinen Hoffnungen nicht getäuscht hatte. Hierauf wetteiferte alles in den glücklichen Ringmauern der thurmreichen Colonia, vom Helden Carneval bis auf den Geringsten; Groß und Klein, Jung und Alt, Alles war in geschäftiger Bewegung zum würdigen Empfange der Illustrissima. Die vorzüglichsten Gebäude und Gasthöfe wurden für die höchsten und hohen Herrschaften bestellt und auf's Eleganteste eingerichtet; zur Aufnahme der Fürstin selbst war der Kaiserliche Hof

gewählt. Ein festordnendes Commité, aus den Ersten der Stadt zusammengesetzt, leitete das Ganze mit weiser Gewandtheit, geschmackvoller Sachkenntniß und lös'te die höchst schwierige Aufgabe auf's Vollkommenste. Die Herren von der Feder und die Herren vom Leder, Nähr-, Wehr- und Lehrstand, Alles rang mit tausend regsamen Händen nach einem und demselben allbeglückenden Ziele. Der lustige Rath verkündete sein geistreiches Programm, der Hofpoet bestieg sein allzeitfertiges Musenroß und sang joviale Fastnachtslieder. Auch die Cölnischen Funken, diese lorbeergekrönten, niebesiegten Helden, wurden wieder in's Leben zurückgerufen und von Neuem angeworben durch folgende öffentliche Bekanntmachung.

„Cöln, den 14. Februar 1824.

Zur Verherrlichung des am künftigen Fasching stattfindenden Zuges, so wie zur Bewachung unseres Helden Carneval's, haben bereits mehrere Fastnachtsfreunde sich dahin vereint, auch eine Ehrenwache zu Fuß, und zwar die vormaligen Vertheidiger unserer Vaterstadt vorstellend, zu errichten.

Damit dieselbe jedoch sowohl hinsichtlich ihrer Stärke, als ihres Costüms der berittenen Garde nicht nachstehe, so wird diese Anzeige hiermit zur öffentlichen Kenntniß gebracht, mit dem Aufruf an Diejenigen, welche an dieser Feierlichkeit mit Theil nehmen wollen, sich am nächstkünftigen Sonntage den 15. d. M. Nachmittags 2 Uhr in dem dazu neueingerichteten Werbhause, Comödienstraße Nr. 3899, ein-

zufinden, wo ihnen das Nähere hierüber mitgetheilt wird.

De Saach hęt Ihl, drǒm Häreu! meld ůch glich,
Domet dernoh nit noch Muntor gebrich.
Un dem et nu gefällt,
Met zo trecken en ęt Feld,
Dă kritt als Handgeld noh der aalen Wies
Ei Rǒggelchen, veer Luth lemmesche Kies,
Ne Stăz, freseerte Hooren
Un ei Gläschen Clooren*).

An diese Einladung schloß sich einen Tag später nachstehender

Aufruf an die Cölner
zur
Ehrengarde der Venetia.

Alaaf! alaaf eer Cǒllsche Jungen!
Eer sollt han en große Ehr;
En der Schmierstrohs trefft eer ungen
Mich em Werfhuhs em Quartehr;
Sin se auch ens Knatsch versunken,
Stont se doch, de Cǒllsche Funcken,
Durch ůch vun den Duhden op,
Und sint widder bovven drop.

Nit zo hauen, nit zo stechen,
We't gehǒt dem tapfern Held,
Geinem auch den Hals zo brechen,
Treckt eer nu nit en ęt Feld,
Auch nit op de Fühlinger Heiden: —
Ekkers well ich ůch vereiden
Ei Paar Dăg lang als Vasall
Fǒr den Helden Carneval.

*) Klaren Branntwein.

Ruhde Röck met wiissen Kragen
Kritt eer dann öm ören Liif,
Un ich schnall'n üch öm den Magen
An de Sick 'nen Zabel stiif;
Un vun Nürnberg lohss'n ich kummen
Flinten, Piiffen un auch Trummen;
Unger de Nas mohlt Alt und Junk
Sich den Baat met schwatzem Unk.

Sontags mutt eer vör aach Oren
All ald op dem Rümaat stohn:
(Wann et rähnt, dörft eer nit schoren)
Mutt dem Tack noh leren gohn. —
Künnt eer dann good exerzeren,
Dann sollt eer auch paraderen
Vör'm Hutell glich an der Dödr
Als de eschde Gard d'Hunnödr.

Dann noh Cöllen — Kameraden! —
Es zo uns de Domina
Vun dem Helden engeladen
Op Visit — Venetia:
Se räch stattlich zo empfangen,
Es dem Helden si Verlangen;
Dröm muß jeder dun sin Beß,
Zo verherrlichen dit Feß.

Nu, wer Loß hett, muß sich zauen,
Hä kritt Geld glich op de Hand,
Dat gitt hä dann singer Frauen
För zo kauffen Proviant.
Un hä muß et sich zor Ehren
Rechnen an, met zo vermehren
Uus der edlen Natiuhn
He dat Cöllsche Battaljuhn.

Vun Künnigsfeld, Kummandant.

Der lebendige Verkehr der Couriere und Staffetten gab der Freude der Cölner einen immer höheren Aufschwung, vorzüglich als sie in der Zeitung bald nachher folgende Nachricht lasen:

Cöln, den 21. Februar 1824.

So eben erhalten wir die sichere, ungezweifelte Nachricht von Lyon, daß der Haushofmeister, der Leibarzt und der Mundschenk der erlauchten Venetia, im Gefolge von mehreren Nobilis, gedachte Stadt passirt sind, um ungehemmt ihre Reise nach Deutschland fortzusetzen und in Cöln die gehörigen Vorbereitungen zum Empfange der Erhabenen zu treffen. Es steht nach dieser Nachricht fest, daß gedachte Chargen Donnerstag den 26. dieses allhier eintreffen und durch das Severinsthor ihren Einzug halten werden.

Wie untrüglich dieser Bericht war, bestätigte einige Tage darauf nachstehende extraordinäre

Telegraphische Nachricht.

Todter-Jude *) den 26. Februar 1824,
Nachmittags 3 Uhr.

So eben passirte hier der Marchese Grannasato, Haushofmeister und erster Quartiermacher der erlauchten Venetia, nebst den Grafen Bassavista, Kämmerer und Peruchaccio, Leibarzt, dem Oberförster Cervaccio, dem Mundschenken Buonvino

*) Der Todte-Jude ist ein vor dem Severinsthore gelegenes Wirthshaus, eine Viertelstunde von der Stadt.

und Gefolge und überbrachten uns die feste Zusicherung, daß ihre Beherrscherin, die sehnlichst erwartete Holde, künftigen Sonntag Nachmittags unfehlbar in Cöln eintreffen werde.

Wirklich erschienen auch eine Stunde später die genannten hohen wälschen Magnaten, nebst großem Gefolge, in vier- und dreispännigen Wagen, von blasenden Postillionen und Läufern geführt und von zahllosen Zuschauern begleitet.

Wir können uns nicht enthalten, eine flüchtige Bezeichnung dieser characteristisch-costümirten Masken in gedrängter Kürze vorzulegen.

Mit Erstaunen sahen wir in einem vierspännigen Wagen den hochnasigen Marchesen Grannasato, welcher wohl seinen Familiennamen dieser ehemals kurfürstlich genannten vornehmen Eigenschaft dem auf seinem Antlitze hervorragenden Bergrücken verdanken mochte. Sein edler Anstand und sein ganz consequentes Geberdenspiel vereinigten in ihm den strengen und den lebenslustigen Hofmann. Seine Dienerschaft, aus Mohren bestehend, war elegant und der Charge ihres Herrn angemessen.

Einer dieser Mohren war ein wirklicher Mohr von Geburt; treulich copirte diesen sein maskirter College und es erregte ein befriedigendes Lachen, daß mitunter das Publicum sich in Wetten einließ, um den ächten von dem unächten, oder umgekehrt, zu unterscheiden.

Nicht minder interessant war der Geheimsecretair Graf Bassavista, welcher im prachtvollen Gallaklei-

de sich in seinem dreispännigen Wagen bequem ausstreckte und von den aus allen Fenstern hinunterblitzenden Augen der schönen Deutschen Blondinen und Brunetten so entzückt und verblendet war, daß er zu seinen natürlichen noch zwei Brillenaugen nehmen mußte, wozu noch ein fünftes Auge, eine scharfsehende Lorgnette kam, gleichsam als wollte er als Geheimsecretair auch die geheimsten Winkel der Herzen der Schönen durchschauen.

Ihm zur Seite saß der Geheimsecretair und Leibchirurgus Peruchaccio, welcher, die nordische Luft fürchtend, sein gelehrtes Haupt und sämmtliche Appartinenzen bis zu der großen Zeh hinunter in eine gewaltige Allongenperücke von mehreren hundert Locken wie in einen Pelzmantel verhüllt hatte. Ueber den hohen Häuptern dieser genannten Herren schwebte, gleich einem Regenschirm, ein riesenmäßiger Hut, unter welchem man bei genauerem Forschen einen dienstbereitwilligen Officianten bemerkte.

Mit Bauernvorspann ward dann der lebensfrohe und behagliche erste Mundschenk der erlauchten Venetia, Buonvino, herbeigezogen; die wahre Lebensphilosophie blickte ruhig aus allen seinen Zügen hervor; wie der gekrönte Held zwischen seinen Siegestrophäen, so saß er zwischen Weinfässern und den übrigen Insignien seines Standes. Sein Familienwappen, ein Römerglas, schmückte seinen großen Claquehut, seinen dickbäuchigen Körper ein duftendes Gewand von Rebenlaub und Trauben.

Der Oberhofcredenzer, Graf di Capellone, verhüllte sich in seinen Mantel und blieb, so zu sagen, incognito.

Auch ist es eine Controverse unter den Historiographen, ob der Oberpagenmeister, Graf Ochsenpislio, ein Verwandter oder Freund des Magister Schlendrian, oder ob er sogar nur eine und dieselbe Person mit diesem war. Die Hofcouriere Knallpeitschio, Gelbabozza, Waldhornio, Barbanera, Mentoturchino näher zu beschreiben, wäre wohl überflüssig, da ihre Namen sie hinreichend bezeichnen.

Diese vornehmen Fremden fuhren nach dem kaiserlichen Hofe, besahen die zur Aufnahme des Hofstaates bestimmten Locale und nachdem sie auf einer Spazierfahrt durch die Stadt deren Hauptmerkwürdigkeiten sowohl in historischer, als in artistischer Hinsicht in Augenschein genommen hatten, wobei sie auf's Freundlichste die sie zahllos begleitenden, laut aufjauchzenden Menschenschaaren begrüßten, begaben sie sich nach dem Saale des Kaufhauses Gürzenich, wo der feierliche Ball gehalten werden sollte und wo bereits eine Deputation des Cölnischen Hofes sich versammelt fand, an deren Spitze der Großceremonienmeister stand, um die angenehmen Gäste zu bewillkommnen. Der Dragoman oder Dolmetscher, Marquis Parlatutto, beeiferte sich, die gegenseitigen Complimente und Höflichkeitsbezeigungen den beiden Deputationen zu erklären.

Die zweifache Ehre, die es seinen Bürgern gewährte, ihre Gesetze selbst zu machen und sie selbst zu vollziehen, ist ihm genommen. Es ist nicht mehr Herr seiner Gesetze, es ist nicht mehr Herr seiner Richter. Sein Boden, sein Gebiet, seine Grenzen gehören nicht mehr ihm, sie gehören dem Fremden, der sie ihm genommen hat. Es ist nicht mehr Herr seiner Person, es ist nicht mehr Herr seiner Arbeit, es ist nicht mehr Herr seiner Zeit.

Die Provinzen Elsaß und Lothringen, die mit Deutschland vereinigt sind, haben nicht mehr Gesetze, Richter, Verwaltung, Heer, noch sind sie Deutschen in Deutschland gleichgestellt. Sie sind nicht mehr Herr ihrer Zeit, sie sind nicht mehr Herr ihrer Arbeit, sie sind nicht mehr Herr ihrer Person, sie sind nicht mehr Herr ihrer Arbeit, sie sind nicht mehr Herr ihrer Grenzen, sie sind nicht mehr Herr ihres Bodens, sie sind nicht mehr Herr ihrer Richter, sie sind nicht mehr Herr ihrer Gesetze, sie sind nicht mehr Herr ihrer Verwaltung, sie sind nicht mehr Herr ihres Heeres, sie sind nicht mehr Herr ihrer Ehre.

Die Provinzen Elsaß und Lothringen, die mit Deutschland vereinigt sind, haben nicht mehr Gesetze, Richter, Verwaltung, Heer, noch sind sie Deutschen in Deutschland gleichgestellt. Sie sind nicht mehr Herr ihrer Zeit, sie sind nicht mehr Herr ihrer Arbeit, sie sind nicht mehr Herr ihrer Person, sie sind nicht mehr Herr ihrer Arbeit, sie sind nicht mehr Herr ihrer Grenzen, sie sind nicht mehr Herr ihres Bodens, sie sind nicht mehr Herr ihrer Richter, sie sind nicht mehr Herr ihrer Gesetze, sie sind nicht mehr Herr ihrer Verwaltung, sie sind nicht mehr Herr ihres Heeres, sie sind nicht mehr Herr ihrer Ehre.

Taumel durch die ganze Stadt; überall herrschte für diese Zeit Frohsinn, Einheit und Ständegleichheit.

Endlich erschien der längst ersehnte Fastnachtssonntag. Die ganze Stadt erschien heute in wahren Feiertagskleidern; die Wappen von Cöln und Venedig prangten an vielen Stellen; bunte Fahnen wehten von Fenstern und Söllern; Sterne, Kronen und Schilder schmückten die Hauptstraßen. An den vier Winden sah man bei'm Cölnischen Hofconditor Zuccératus Hobelspien, in der Budengasse bei dem Venetianischen Hofconditor Pálatosoave, an der Salomonsecke bei dem Hofbuchhändler Holofernes Titelblatt, eben so bei dem Hofagenten Hans Jörgen Opgeld die Wappen, Insignien und Fahnen der respectiven Herrschaften.

Ein galloppirender Lucifer, der eine brennende Leuchte als Schild auf seinem Arme führte, hielt an jeder Straßenecke und auf freien Plätzen still und forderte die Bürger zur freiwilligen Beleuchtung bei hellem Tage auf. Ein Nachtwächter, mit einer großen Schelle wie eine kleine Glocke, fuhr hinter ihm; er schellte das Volk zusammen und wiederholte dieselbe Aufforderung in Cölnischer Mundart; desgleichen ein corpulenter Gaffelbote, der, im Wagen aufrechtstehend, in geschäftiger Eile an die Vorübergehenden komische Zettel vertheilte und an alle Hausthüren anheftete, welche gleichfalls zur freiwilligen Beleuchtung einluden, die denn auch bei der Ankunft der Prinzessin in sehr vielen Häusern wirklich stattfand.

Um zehn Uhr Morgens zogen schon die Funken nach dem Neumarkt hin und ihr Commandant, der Herr von Künnigsfeld, welcher für die drei Tage das Regiment der Stadt übernommen hatte, theilte die Parole daselbst aus und ließ seine Waffengefährten vor sich defiliren, nachdem er früher seine Befehle in einer herzergreifenden Rede ihnen mitgetheilt und ihnen die Pflicht der Subordination und Disciplin eingeschärft hatte. Hierauf ließ der Commandant: Rührt Euch! commandiren und die drolligsten Späßchen wurden von den treu copirten Cölnischen Funken so gegeben, wie sie früher die Cölner im ernsten Leben **in natura** gesehen hatten.

Um zwölf Uhr bezogen die Leibcürassiere die Wache am kaiserlichen Hof und eine Abtheilung derselben begab sich durch das Severinsthor der Prinzessin entgegen.

Schon um drei Uhr war das Menschengewühl in den Hauptstraßen unbeschreiblich und die von den vier Winden bis zu dem Todten-Juden auf diesem weiten Wege versammelte Menschenmasse glich einem beweglichen, schwarzen, weißpunctirten Teppich; Alles war in voller Erwartung. In bunten Trachten sprengten Schlag auf Schlag 24 Couriere auf keuchenden Pferden herbei, die Annäherung der Prinzessin verkündigend, welche denn auch wirklich um vier Uhr, unter dem Donner der Canonen, erfolgte. Dem Zuge voran ritt eine Abtheilung imponirender blank gepanzerter Garde-Cürassiere; dann folgten die Abgeordneten des Helden Carneval, hierauf in einem sechsspännigen verschlossenen Stadtwagen die Sonne des Tages, die sehnsüchtig erwartete **Illustrissima** selber, leider

unsichtbar für profane Augen, aber dem poetischen und eingeweihten Blicke hell leuchtend im Dunkel gleich einem Karfunkel. Müde von der weiten Reise und noch erschrocken, weil ihr eigner Wagen bei der Hofkirche die Achse gebrochen, saß sie von ihrer nächsten Umgebung umringt und stärkte die zarten Nerven ihrer Geruchsorgane mit einem Fläschchen **Eau de Cologne**, welches ihr der Held bei der Nachricht ihres Unfalls durch seinen Hofnarren zur Stärkung zugesandt hatte. In ihrem Gefolge befanden sich in vierspännigen und zweispännigen Wagen die Haushofmeisterin, Gräfin Scherzoballante, die Hofdamen Fräulein Colombetta, Graziosa und die Herzogin Furbettina amante; der Doge von Venedig Duca Guardino Attalante, der Großadmiral Graf Cacciaventi, der Seneschall Graf Togadorata, der Haushofmeister Graf Vigliasempre, der Hofceremonienmeister Graf Soavegesto, der Hofkoch Buongusto, der Leibarzt Baron Toccacuore, der Hofapotheker Theriaconero, der Hofcourier Marquis Dantino Allegretto, der Hofcapellmeister Radicati, der Hofnarr Policinello, der Senator und Protonotarius Merluzzo, der Director der Hofsänger Graf Furioso di Cembalo, der Troubadour Chiaravoce, die Hofpagen Alegretto, Dolcinello und Grazioso; Arlechino nebst Frau und Kindern. Auch für Proviant war hinreichend gesorgt; der vierspännige Küchenwagen war so reichlich mit allen erdenklichen Sorten Geflügel, Wildpret, seltenen Gemüse- und Obstarten ausgeschmückt, daß manchem Gourmand der Mund dar-

nach wässerte. Hinter den hohen Gästen folgte eine Anzahl von Wagen und Reitern, welche ihnen entgegengeeilt waren und ihnen das Ehrengeleit gaben.

Der Zug ging zum Hôtel der Prinzessin, welches ebenfalls auf's Schönste illuminirt war. Nachdem die Erlauchte daselbst abgestiegen und sich von den Reisestrapatzen erholt hatte, geruhte sie ihrem, in der **Colonia** accreditirten Gesandten nebst sämmtlichem Legationspersonale, welche festlich auffuhren, Audienz zu ertheilen. Hierauf wurde der Funkengeneral, Reichsgraf von Mordblitz, der Commandant, Herr von Künnigsfeld nebst Adjutanten, der Chef der Leibgarde zu Pferde, Herr von Haudegen, vorgestellt, welche um die Gnade nachsuchten, Höchstdero Person durch ihre Wachen beschützen zu dürfen, welches die Erlauchte mit Wohlgefälligkeit gestattete.

Mehrere andere Personen, die dem alten Herrn in Venedig theils gedient, theils auch in Olimszeiten mit jenem Hofe in diplomatischen Verbindungen gestanden hatten und des hohen Alters wegen in Portechaisen zum Hôtel getragen wurden, konnten nur zur Privataudienz gelassen werden und die feierliche ward auf den andern Morgen verschoben, weil Venetia nach einem kleinen Diner sich zur Ruhe zu begeben wünschte. Um zehn Uhr verkündete der Reichsherold auf dem Balle im neuen Kuhberg der versammelten Menge die Ankunft des längst ersehnten hohen Gastes und theilte ihnen die Wünsche seines Herrn, bei den deßhalb angeordneten Festen frohe Laune und unge-

fesselte Freude mit edlem Anstande zu verbinden, in kurzen Worten mit.

So endigte für diesen Tag die Feier.

Kaum brach der andere Morgen an, als die meisten Bewohner von Cöln und die vielen anwesenden Fremden aus Frankreich, Holland und den Nachbarstaaten sich von ihrem Lager erhoben, um dem bevorstehenden, viel verheißenden Feste des heutigen Tages frühzeitig entgegenzueilen. Friseure, Barbiere, Schneider, Schuster, Putzmacherinnen, kurz Alles, was zur Toilette gehörte, war in Bewegung; Kammerdiener und Zofen, Hausknechte, Laquaien und Bediente, Alles lief sich fast die Beine weg und zahllose Equipagen, Reiter und Fußgänger füllten alle Straßen. Nach zehn Uhr setzte sich der Zug des Cölnischen Helden in Bewegung und erreichte, umwogt von einer unzähligen Schaar von Zuschauern und Begleitern, den zum Huldigungsplatze bestimmten schönen Neumarkt. Angelangt auf demselben, bildeten die Garden zu Fuß und zu Pferd einen Halbkreis. In vollem Galopp flog der achtspännige Wagen des Helden, von jenen seiner Hofchargen begleitet und von seinen Leibgarden gedeckt, zu der für diesen Zweck errichteten hohen Tribüne. Hier stiegen sämmtliche Hofchargen aus ihren Wagen und die Pagen mit ihrem Gouverneur, welcher ihnen mit der Ruthe in der Hand die Beobachtung der Etikette auf's Sanfteste einzuprägen gesucht hatte, eilten mit zephyrleichten, geflügelten Schritten, den Helden zu empfangen und die Schleppe seines Mantels zu tragen. Die Ankunft des Helden bezeichneten wiederholte Kanonenschüsse und ein

volles allgemeines Vivatrufen, begleitet von Pauken- und Trompetenschall und dem Einklange sämmtlicher Musikchöre. Der Held bestieg hierauf die Tribüne und ließ sich auf dem dort befindlichen Purpursessel nieder. Seine Hofbeamten reihten sich um ihn herum, die Pagen stellten sich hinter ihn nebst ihrem Gouverneur und Jeder harrte mit aufmerksamen Blicke der scherzhaften Befehle. Hierauf ließ der Held durch seinen Hofnarren, nach uralterthümlicher Gewohnheit, den Hanswurst zum Ritter schlagen und überreichte ihm die Pritsche durch die Hände seines Ceremonienmeisters. Durch den Mund seines reichgeschmückten Canzlers ließ er zugleich dem Herold befehlen, den lustigen Vasallen seines Reichs zu verkünden, daß das Fest seinen Anfang genommen und die lang ersehnte Fürstin Venetia, die man auf's Würdigste empfangen möge, bald erscheinen würde. Der Reichsbannerträger schwang hierauf die Fahne nach allen vier Weltregionen und zeigte die feierliche Ankunft der Prinzessin an. Kanonendonner, aufsteigende Raketen, Musik von allen Seiten bestätigte die frohe Kunde. Ein majestätischer Zug, angeführt vom venetianischen Gesandten, entfaltete nun seine langen Reihen auf dem inneren Raume des Platzes und durch sie flog die schwanenförmig gebildete Gondel, welche die Prinzessin in sich aufgenommen, vom Steuermann Oceanus geführt, herbei; ihr folgten der Doge nebst dem Seneschall, die Gouvernante nebst sämmtlichen Hofdamen. An den Stufen des Thrones stieg die Prinzessin aus und die jungen Mohrenpagen trugen die Schleppe ihres reichgestickten azurnen Mantels. Der Held schickte

ihr seinen Ceremonienmeister entgegen, um sie huldreichst zu empfangen und schritt selbst eine Stufe hinunter, reichte ihr die Hand zum frohen Willkommen und bat sie, neben sich auf dem zur Seite stehenden Sessel Platz zu nehmen. Nach einer, zwischen den Erlauchten Personen stattgehabten Bewillkommnung und Unterredung erfolgte die gegenseitige Präsentation der Hofchargen. Der Doge wechselte den venetianischen Carnevalsorden, bestehend in einer Narrenmütze an einem brillantenen Bande, dem Canzler des Cölnischen Helden gegen einen ähnlichen Cölnischen, aus Amethysten und Topasen bestehenden Orden aus, worauf die beiden Großceremonienmeister sie auf rothverbrämten rothen Sammtkissen ihren Herrschaften wechselseitig vorzeigten und sie dann Hochdenenselben umhingen. Der Hofnarr machte nun seine Aufwartung in einem gehorsamsten, allerunterthänigsten Kratzfuß und bat um die Ehre, sein Amt ausführen zu dürfen, was ihm auch huldreichst gestattet wurde. Der Oberceremonienmeister kündigte hierauf die Ankunft des hochweisen Bannerrathes an, welcher um die Gnade nachsuchte, dem hohen Paare den Ehrenwein auf ächte altcölnische Weise präsentiren zu dürfen; es ward ihm gestattet. Der Gaffelbote mit seinem Zunftstabe schritt dem Hochgelahrten voran und ward so verblendet von dem Glanze des Erlauchten Paares, daß er sich in seinen tiefen Bückling verwickelte, niederstolperte und mit seiner Nase den Staub der Erde küßte. Der Bürgermeister schilderte in einer auf Pergament geschriebenen Oration den unaussprechlichen Eindruck, welchen das Herannahen

der **Signora Illustrissima** verursacht hatte; hierauf reichte er in einem großen silbernen, mit vielen künstlichen Bildern geschmückten antiken Pokal den kräftig duftenden Nectarsaft, welchen sämmtliche hohe Häupter nebst den übrigen Hofchargen nicht allein gut fanden, sondern auf Anrathen des sehr erfahrnen Leibarztes nochmals prüften, zumal da derselbe, wie Seine Gelahrtheit sich ausdrückten, nicht allein eine weltbekannte Panace wäre, sondern heute noch überdieß ein nothwendiges Präservativum sey, um den durch den an diesem Tage herrschenden kalten Nebel etwa folgen könnenden Krankheiten und Indispositionen vorzubeugen; der Obermundschenk gab dem würdigen Schüler des Aesculapius sein unmaasgebliches Probatum über diese seine untrüglichen Worte der Weisheit. Nun wurden die fremden Ambassadeurs vorgestellt, unter andern die griechischen, türkischen, persischen, chinesischen, peruanischen, indianischen, Mamelucken und mehrere andere in ihren bunten und strahlenden Nationalcostümen; ihre verschiedenen wichtigen Gesuche wurden von dem Helden sämmtlich dem Canzler zum Rapport gegeben.

Mittlerweile flog, gleich einem Federballe, der lustige Policinello auf und ab, tändelte und scherzte mit den eben angekommenen liebenswürdigen Hofdamen, die, da sie oft zu sehr nach den kräftigen Söhnen des Nordens hinschielten, bisweilen eine zarte Erinnerung an ihre Amtspflicht von dem Pagengouverneur erhielten; vorzüglich die lose Herzogin Furbettina Amante empfing einige leise Ruthenhiebe.

Nie ist gewiß, so lange wohl der Neumarkt steht, ein ähnliches prachtvolles Schauspiel auf diesem schönen Platze gesehen worden. Erst diese unübersehbare Masse von Zuschauern; nie haben die dort befindlichen Lindenbäume so seltsame Früchte getragen, denn auf ihren Aesten saßen über tausend Menschen; alle umgebenden Fenster, Altane, Dächer, Giebel, Schornsteine und Thürme waren dicht mit Menschen besäet, sogar aus dem hohen Thurmknopfe der ehrwürdigen Apostelkirche guckten frohe Gesichter herab. Dann der große Maskenzug selbst, welcher in bunter Gruppirung sich auf dem weiten freien mittleren Raume des Platzes, theils auf der hohen Tribüne, theils rings um dieselbe ausbreitete, zu Wagen, zu Pferde, zu Fuß, zu Hahn, zu Storch, zu Truthahn; das Riesenpaar, die symbolischen Statuen, die in die hohe Luft mit rauschenden Geprassel hinaufsteigenden Raketen, die oben in den hellen Tag Sterne streuten, um jene der fehlenden Nacht zu ersetzen, der Donner der Böller, die volltönende vielfache Musik, der Gesang der zu diesem Feste gedichteten Lieder, — Alles dieses machte einen einzigen unbegreiflichen Eindruck, den man nur empfinden, aber nicht schildern kann.

Als die Ceremonieen beendigt und die Lieder abgesungen waren, vereinigten sich beide Züge und setzten sich unter dem jauchzenden Jubel des staunenden Volks in Bewegung nach folgender Ordnung:

Voran ritten der chinesische Fürst und Ambassadeur Meschik Mimmly Tan Chu Bey, nebst zwei Mandarinen und Gefolge, welches die Insignien trug.

Der orientalische Pomp des Fürsten ließ auf die Pracht des ganzen Zuges schließen. Sein Haupt schmückte ein achteckiger, mit klingelnden Schellen eingefaßter Hut, welchen ein Wald von Straußfedern beschattete; sein Roß schien die Würde seines Reiters zu fühlen, so majestätisch trug es ihn einher.

Ihm folgten zehn musicirende Derwische zu Pferde, in zehn verschiedenen Farben gekleidet; ein anmuthiges Spiel für Aug' und Ohr, wenn Farben und Töne lieblich wechseln und eins das andere unbewußt ziert.

Hinter ihm erhob sich auf stattlichem Rosse der Reichsherold in wohlgewähltem Costüme. Das Cölnische Wappen führte er auf prächtiger Schärpe und am linken Arm auf silbernem Schilde; in der rechten Hand trug er den Heroldstab, worauf ein Hanswurst tanzte, als Symbol der lustigen Laune und Herrschaft seines Regenten.

Die niebesiegten Söhne des Mars, die Cölnischen Funken, schlossen sich dicht demselben an, sie bewegten sich nach der einfachen Musik der Trommel und der Pfeife; ihr kriegerischer, feuersprühender Blick und ihre rothe Montur blendeten die Augen; man glaubte, sie kämen eben aus der siegreichen Schlacht bei Worringen, mit dem Motto: **Gott gaaf dät Nümmes blaaf.** Der Commandant von Künnigsfeld ritt an ihrer Spitze, den Regenschirm unter dem Arm, mit gewaltig großen gepuderten Haarlocken und einem unübersehbar langen Zopf, welcher um so mehr unübersehbar war, weil sein Adjutant, fürchtend, daß vielleicht Subordinationsfehler eintreten würden, ihn

gebeten hatte, sich zugleich auf dessen Pferde rücklings an ihn anlehnen zu dürfen, um Seiner Herrlichkeit das Rückblicken zu ersparen und die Augen, die dem Commandanten auf dem Rücken fehlten, durch seinen Scharf- und Ueberblick zu ersetzen. Da der Adjutant die leibhaftige Copie des vor ihm sitzenden Originals war, so konnten die Funken gleichsam im Spiegel das Antlitz ihres geliebtesten Oberhauptes sehen, konnten mithin getrost dem Tod und der Flasche entgegen gehen.

Damit aber bei diesem ernsten Schritt einstweilen die Lebensgeister noch gestärkt würden, hatten vier mitleidige Marketenderinnen zu ihrem eigenen Vortheile ihren Platz hinter diesen kriegslustigen Tapfern gewählt, um sie mit Speise und Trank, versteht sich für Geld, hinlänglich zu versorgen. Sie hatten sich beritten gemacht, damit die nach Labsal schmachtenden Magen behender bedient würden. Diese seltsame Cavalcade bestand aus einer Fischerin, einem Obstweib, einer Getränkehändlerin und einem Milchmädchen, welche durch hinlänglichen wohlgewählten Proviant ihrem Stand Ehre machten. Die Eine ritt auf einer Gans, die Andere auf einem Hahn, die Dritte auf einem Storch und die Vierte auf einem Truthahn: sämmtliche Thiere waren vom Riesengeschlecht. Es schien, als hätten sie diese neumodische Reiterei gewählt, um, im Fall sie mit den Funken wegen des Strumpfstrickens Streit bekämen, worin sie sich die Prärogative anmaßten, dieselben, statt in ihre Zelte, im Flug auf den Blocksberg

zu transportiren; wenigstens wollen mehrere Magier eine Hexennatur in ihnen bemerkt haben.

In auffallendem Contraste hinter diesen Weibern erschien auf einem stolzen Zelter der Reichsbannerträger in wohlgelungenem altdeutschen Prachtornate, in Gold und Silber glänzend. In seiner Rechten schwang er die große weithinflatternde Fahne; Momus und Comus schienen ihr Füllhorn auf dieselbe ausgeschüttet zu haben, so war sie übersäet mit den mannichfaltigsten Narrenlarven und seltsamsten Carricaturen und versinnlichte in würdigem Conterfey den Geist des Carnevals.

Die Gesellschaft fünf alter ehrwürdiger Matronen zu Pferde, an ihrer Spitze die wohlbeleibte Paukenschlägerin, ritt in geschlossenen Gliedern hinter dem Verkündiger der Freude und ließ uns durch den Wohlklang ihrer Töne die Häßlichkeit des ihnen anklebenden Alters vergessen.

Obgleich von wildem Gemüth und unempfänglich für die zarten Freuden des besseren Lebens, schien der Zigeunerhauptmann Bassamaremsky und sein Gefolge heute, wie es fast Allen ging, einem höhern Gebot unterliegen zu müssen; denn selbst dieser Anführer des nordischen Zuges huldigte mit freundlichem Sinne den Tönen der musikalischen Harmonie und seine Genossen theilten seine Empfindungen. Das Vagabondenleben lös'te sich in sich selbst durch den allgemein gebildeten Freudenruf zu dem Volksfest auf und die wilden Söhne der Gebirge und Einöden reichten jenen der ruhigen Welt die verbrüderten Hände. Bassamaremsky entsprach durch ächtcharacteristische, originelle

Tracht, Haltung und Geberde ganz seinem Berufe. Von seinem aufgekrempten Scharlachhute neigten sich in grotesker Mischung Federn von gestohlenem Geflügel und grausem Eulenfittig: es war durchaus ein Zigeunerhauptmann, wie man ihn in Callot's geistreichen Blätten findet.

Ihm zur Seite ritt als Adjutant Momus, der leibliche Schwager des Cölnischen Bellengecks; er amüsirte das Volk mit seinem buntgestreiften Costüm als Repräsentant der bunten flatternden Scherze und schwang die Geißel der losen Satyre mit sarkastischer Feinheit.

Jetzt folgte die Leibgarde zu Pferd, voran der Funkengeneral, Reichsgraf von Mordblitz, in großem Ornate, wobei notabene der furchtbare Zopf, dieser dirigirende Commandostab, der sich bis dorthin erstreckte, wo der Rücken seinen ehrlichen Namen verliert, die Hauptrolle spielte; ihn begleitete sein Adjutant, der Baron von Knotterpelz, gleichfalls in Paradeuniform; wir erkannten in ihnen die Alten.

Der Oberstallmeister, in schimmerndem Kleid aus dem Siècle de Louis-quatorze, mit gewaltigen Stiefeln, Sporen und Peitsche, zügelte mit leichter Gewandtheit sein feuriges, mit einer Tigerhaut bedecktes Roß, welches mit anmuthigen Capriolen die Lyragesänge des jugendlich-blühenden Minnesängers accompagnirte.

Der Oberjägermeister, der Oberjäger und das Gefolge mit Hirschfänger, Büchse, Hifthorn und anderem Jagdapparate bewiesen durch die reichliche frische Jagd-

beute, die sie auf ihren Pferden so eben von der Jagd mit sich brachten, daß sie gute Schützen wären und das Waidwerk **ex fundamento** verständen. Sie glaubten ihre Huldigung dem Helden des Tages und der Prinzessin nicht besser darbringen zu können, als wenn sie Dianen's Gaben aller Art auf den Küchentisch des erlauchten Paares niederlegten, um den Gaumen der hohen Herrschaften in einen kitzelnden Zustand zu versetzen und zugleich mit dem venetianischen Küchenwagen gleichen Schritt zu halten. Dieses soll ihnen auch vollkommen gelungen seyn; denn der venetianische Hofstaat hat die hiesigen Schnepfen, Feldhühner **et Compagnie** sehr köstlich gefunden.

Um jeden Uebergenuß so vieler herrlichen und kostbaren Speisen zu verhüten, fuhr der Hofchirurgus Spritzantius Knallpulver ganz bescheiden in seinem einer Offizin gleichenden Wagen hinter ihnen. Kräuter aller Art, Büchsen, Flaschen und Schachteln umgaben ihn. Tiefsinnig hatte er Geist und Auge auf eine zehn Fuß große Klystierspritze gerichtet, welche, einer Kanone gleich, auf einer Lavette ruhte; sehr unterhaltend war diese Maske. Wie der geschickteste Kanonier richtete er dieses Mordinstrument auf das Ziel seiner Laune, visirte, drückte los und die schönsten Blumen flogen den Damen in den Schooß.

Zu der Hebamme, einer betagten korpulenten Matrone, gesellte sich der vergnügte Bauernmeister, weil ihm die andern Herren und Damen zu vornehm waren. Ihre vertraute Unterhaltung schien sich auf

das häusliche Leben und auf seine eigenen Familienverhältnisse zu beziehen.

Das Hoftheater eröffneten Apollo und Mercur, jener mit der goldnen Leier und dem Bogen, dieser mit Flügeln und dem bedeutsamen Stabe; der Speculationsgott und der Musengott ritten hier befreundet neben einander, wie sie auch im Leben meistens Hand in Hand gehen Sie kamen eben von den lichten Höhen des Olymps und gestanden sich, daß doch das Loos der Sterblichen nicht immer das schlimmste wäre; sie vergaßen die Halle der Götter im lustigen Taumel der Menschen. Gleichzeitig mit dem Hahne des Mercur's, den dieser auf seinem Gaule rückblickend angebracht hatte und welcher Vorsicht und Wachsamkeit krähte, ertönten die sanften Laute der Leier Apollo's; sie erinnerten an die Lieder:

Wachet und paßt auf ꝛc. und
Freuet euch des Lebens ꝛc.

Jetzt schritten ernst und colossal die beiden symbolischen Figuren **AUDI** und **TACE** in der Gestalt von Hermen mit ihren lockigten Häuptern einher; sie hatten heute ihren alten Standpunct im hiesigen Theater, wo sie das Portal bewachen, verlassen; doch spielten sie im Zuge dieselbe Rolle wie dort: nämlich den Zeigefinger an Mund und Ohr gelegt, riefen sie auch hier dem Volk ihre Namen sinnvoll zu, nur mit dem Unterschiede, daß sie dem, der ihnen auf den Rücken sah, scherzhaft zuflüsterten: **RIDE! VIDE!** So sagten sie in ihren wenigen Worten mehr, als mancher Philosoph in bestaubten Folianten.

Kosend und schäkernd hüpfte hinter ihnen das zärtliche gefiederte Pärchen Papageno und Papagena; fern aus den stillen Gebüschen, dem friedlichen Sitze der Liebe, kam es herbeigeflogen, mit holder Minne das Fest zu versüßen und lieblich accompagnirte das Waldpfeifchen die frohen Gesänge.

Graf Nord, der deutsche tapfere Ritter, und der Maler Spinarosa gaben, wie im „Bilde" der Dichter sie gedacht, in Wahrheit ihr Bild wieder.

Deutsche Ritter in ächt historischer Tracht, Haudegen von verschiedenen Jahrhunderten und Kosacken mit der Knute boten einen auffallenden Heldencontrast dar und die bekannten beliebten Gestalten vom Ufer der Donau, Ritter Albrecht von Waldsee, die freundliche Lilli, der witzige Larifari und die geschäftige Salome versetzten die Zuschauer durch ihre getreue Darstellung in Thalien's Tempel, wo sie von ihnen so oft belustigt wurden.

Die Lieblinge des Publicums und vorzüglich der Kinder, Hänneschen, der Bestevader und Mariezebelchen, waren durch den electrischen Schlag der Freude aus Puppen plötzlich in Menschen verwandelt worden und hatten ihr kleines Theater verlassen, um heute das hohe Paar durch ihre drolligen Streiche zu amüsiren. Sie erreichten auch vollkommen ihren Zweck und haben sich bei den anwesenden Ausländern durch ihre jovialen und witzigen Späße einen Ruf zu verschaffen gewußt, auf welchen ihre Direction stolz seyn kann.

Gleiches zu Gleichem gesellt sich gut: so schritten auch der Hanswurst und der moderne Philosoph neben einander zu Pferd einher; sie hatten, von ihrer Geistesverwandtschaft begeistert, in **dulci jubilo** Brüderschaft getrunken und sich ewige Freundschaft gelobt.

Mann und Weib und Weib und Mann
Gränzen an den Himmel an.

So ging es dem Holländer und seiner treuen Ehehälfte: der Geist des Rebensaftes hatte das Phlegma des Theewassers bei ihnen verdrängt. Er vergaß Pfeife und Kanaster und überließ sich ganz der berauschenden Freude.

Bewunderungsvoll sah man plötzlich ein seltsames Reiterpaar, welches sich **Incroyable** aus Liliput nannte und mit unglaublicher Behendigkeit aus einer Zwerggestalt plötzlich zu riesenhafter Größe sich aufschwang. So belauschte es manches **tête à tête**, selbst in den obern Stockwerken.

Jetzt erschien in einem ungeheuren, langen, roth und weiß drapirten, komisch-bemalten, vierspännigen Wagen, nicht das gefürchtete wilde Heer des Ritters Rodenstein vom Odenwald, sondern eine sanfte Schaar, die königliche Hofcapelle, sechsunddreißig Mann stark, unter der Direction des Grafen Furioso di Cembalo, Alle im passendem Costüme. Wohin dieser Wagen sich bewegte, wogte ein rauschendes Meer von lieblichen Tönen durch die Luft einher, den venetianischen Zug eröffnend.

Als Anführer desselben prangte in stattlicher Tracht der venetianische Gesandte, Graf Geniosottile,

in ächtvaterländischem Nobile-Costüm; südliche Lebendigkeit und edler nordischer Anstand gaben seiner Rolle die gelungenste Würde.

Um so mehr contrastirte mit ihm sein Adjutant, der Hofbandit Abellino, welcher, nach Beute spähend, ringsumher seinen Falkenblick warf. Furchtbar und gefährlich wäre er uns mit seinem spitzgeschliffenen Dolche und tödtlichen Giftfläschchen unter dem düstern Mantelwurfe, hätte ihn nicht Venetia's Schönheit unschädlich gemacht und sein **Aqua Tofana in Aqua di Cologna** verwandelt.

Hinter diesen stellten sich die Veteranen des italienischen Theaters in ihrem eigenthümlichen Costüm auf. Character und Bewegung bezeichneten uns in dem Arlechino eine der vorzüglichsten Masken; seine theure **Sposa**, die lustige Arlechinetta, belebte durch ihre geistreichen Scherze den ohnehin freuderegen Geist des Herrn Ehegemahls. Die Gevatterleute derselben, Pierrot und Pierronette, Pantalon und Policinello, waren nicht minder in ihren lustigen Rollen zu Hause. Dieses dreifache Paar bildete ein Kränzchen, worin Phantasie und Laune die Gesetze zu geben schienen. Wer vermag es, alle ihre Schwänke aufzuzählen?

Wie ein wallendes Goldmeer, welchem die buntfarbigsten Blumen entblühen, strahlte die Schaar der Gesandten der fremden Völker in ihren herrlichen National-Costümen, der Griechen, Peruaner, Indianer, Türken, Mamelucken und Anderer.

Der berühmte Ypsilanti, der Inka von Peru Ipecacuanha, die indianischen Gesandten Wischnubrama und Schiwalippa, die Obersten der Mamelucken, Rudschnick Bassa und Nemschni Bey, bildeten durch ihre Zusammenstellung, eine eben so pompöse als interessante Gruppe.

Mit Vergnügen erblickte man hierauf den Signor Chiaravoce als Troubadour und ergötzte sich an seinen zum Herzen sprechenden Gesängen, welche jedoch sein Nachbar, der spanische Ritter Don Juan, nicht zu beachten, vielmehr seine Liebes-Intriguen noch an diesem Tage durch Liebäugeln und häufiges Küßchenwerfen zu den Holden zu vermehren schien.

Zwei interessante Masken folgten diesen, Maroco, aus einem Theaterstück, Pergami, aus dem Leben entnommen. Hier wetteiferten Backenbart und Schnurrbart um den Vorrang.

Aus unbekannten, jedoch leicht zu errathenden Ursachen, hatte sich diesen beiden Herren der Mäusefallenhändler Ratamant zugesellt, welcher sein Handwerk mit Kunst und feinem Verstand ausübte. Außer einem sinnigen Costüm, zeichnete er sich durch die schöne Wahl seiner Requisite aus und wären nicht die meisten Käfige bereits besetzt gewesen, so würden sie gewiß, wenn auch nicht durch Mäuschen, durch — schöne Complimente für die wohlgelungene Maske gefüllt worden seyn.

Der Hermaphrodit, zur Hälfte als Mann und zur Hälfte als Weib gekleidet, wußte durch seine Mimik die Doppelgestalt so täuschend in's Leben zu stellen,

daß auf der einen Seite manches weibliche Herz lebhaft für den lieblichen Mann pochte, während auf der andern Seite die jungen Herren die reizende Dame courtoisirten.

Italien's Himmel schien uns bei dem den Mäusefallenhändler begleitenden Südfrüchtehändler zu umleuchten; denn, was jenes gesegnete Land der nordischen Welt zu überliefern vermag, fanden wir bei ihm in reizender Ordnung und duftendem Farbenschmelze.

Der Leiermann Poverino von Savoyen spielte dem Senator und Protonotarius Merluzzo den Kopf so toll, daß er von seinem Pferde steigen mußte, um in der Spitzdornengasse Nr. 90 sein Capitolium, auf Anrathen des Herrn Leibarztes, durch einen Schluck Malvasier wieder in die Perpendicularlinie des ruhigen Zustandes zu bringen.

An der Spitze der als Mamelucken gekleideten, berittenen vierundzwanzig Hofmusici erschien der weltberühmte große Virtuos Radicati. Er trug ein sehr passendes, lebendiges Gewand, welches uns gleichsam in das musikalische Elysium versetzte; denn auf seinem phantasiereichen Kleide saßen neben einander die berühmtesten Compositeurs und Virtuosen aller Zeiten und Nationen in wohlgetroffener Abbildung; auch konnte man von demselben die zartesten Arien wegspielen, weil es zugleich mit Noten besäet war, zahllos, wie der Sand am Meere; dazwischen saßen anmuthige geschriebene Scherze, die man nur mit Lächeln ablesen konnte. Seine gewaltige Taschenuhr, fast einen Fuß im Durchmesser, zeigte nicht bloß Stunden und Minuten,

sondern auch Secunden und Terzen mit exacteſter Präciſion an, damit die große Harmonie unter ſeiner Direction nicht um ein Pünctchen geſtört würde.

In einem ſechsſpännigen Wagen ſaßen in vertrautem Geſpräche der Staatscanzler des Helden und der Ceremonienmeiſter, erſterer in einer reich mit Gold und Silber geſtickten Gallauniform, geſchmückt mit den höchſten Orden, eine große Pergamentrolle in der Hand, worin die Staatsgeheimniſſe gar jocos zu leſen waren; ſeine bleichen und hageren Züge und ſeine Runzeln auf der Stirn zeugten von einem unergründlich tiefen Nachdenken über die wichtigen Staatsgeſchäfte; ihn erheiterte der lebensluſtige, galante Ceremonienmeiſter, deſſen große Lorgnette eine gewiſſe magnetiſche Eigenſchaft zu beſitzen ſchien.

Im zweiten Sechsſpänner befanden ſich der Doge **il Duca Guardino Attalante** und der Seneſchall, der Graf Togadorata. Der Doge, im fürſtlichen Purpurornate mit Hermelinkragen und der reichgeſchmückten Dogenmütze, imponirte durch ſein ehrwürdiges Ausſehen; nicht leicht wohl wäre ein würdigerer Mann gefunden worden, um das holde Kleinod hierher zu bringen. Daß er das Vertrauen ſeines Hofes ſich in hohem Grad erworben, zeigte hinlänglich der Großcordon des Narrenordens in Brillanten, den er auf der Bruſt trug. Ihm zur Seite ſaß, höchſt elegant und leicht, wie Zephir, gekleidet und mit italieniſcher Gewandtheit ſeine Amtspflicht ausübend, der Seneſchall. In gefälliger Mimik und Unterhaltung blieb er ſich durchaus conſequent.

Jetzt folgte, von acht königlich geschmückten Pferden gezogen, der Triumphwagen des Helden in der Gestalt eines goldenen Delphins, dessen hinaufgeschwungener Schweif den Thronhimmel bildete, welcher den erlauchten Beherrscher des Tages überstrahlte. Purpurrothe, mit Gold behangene Draperieen und Fransen zierten den Gallawagen, in dessen Hintergrunde Freund Momus in einem Fratzengesichte sich dargestellt hatte, gleichsam, als wolle er die Unterredung des geliebten Paares belauschen und es zum Frohsinn und Scherz aufmuntern. In höchstem Prachtornate saß der König des Festes in weißem sammtnen, mit Perlen und Edelsteinen besetzten Gewand, über welches der von Gold und Silber strotzende Purpurmantel, mit Hermelin ausgeschlagen, sich wellenförmig ausbreitete. Des Helden schwarzgelocktes Haupt bedeckte die antike goldne Krone, funkelnd von Diamanten, Rubinen, Smaragden und Topasen, auf deren Spitze ein lustiges Hanswürstchen tanzte. Freundliche komische Larven lächelten als Agraffen am Mantel und auf den amaranthrothen, seidenen, mit Gold gestickten Stiefeln; an seiner Linken führte er das Reichsschwerdt; seine Hüfte umgürtete eine himmelblaue, seidene Schärpe; in seiner Rechten schwang er das Scepter der Freude in der Gestalt des Comus. An einer goldenen Halskette hing die Schellenkappe als vornehmster Reichsorden nebst der Narrenmütze, welche ihm die Prinzessin verehrt hatte. Den Glanz der Fürstin Venetia vermag keine Feder zu beschreiben, weil das Auge von der Glorie ihrer Blicke und Edelsteine so verblen-

det wurde, daß es sich unverzüglich schließen mußte, wie es dem begegnet, der in die Sonne sehen will. Es schien, als hätten sich die Sterne des Himmels in der Gestalt von goldenen Läuferchen auf ihr Gewand niedergelassen.

Um den Wagen herum flogen Adjutanten, welche Bonbons und Blumen, aus Auftrag des Helden, den schönen Damen ausspendeten.

Die achtspännige Gondel der Prinzessin Venetia hatte die Form eines stolzen Schwanes. Damit nicht verborgene Sandbänke und Klippen das lustig schwebende Schiff in seiner Wellenfahrt störten, war Oceanus in verjüngter Gestalt aus seiner crystallenen rauschenden Burg herbeigeeilt, die hohe Herrscherin des Meeres zu ehren. Mit sicherer Rechten regierte er das Steuerruder; in seiner Linken trug er den goldenen Dreizack; der grünende Kranz von Schilflaub schmückte sein blühendes Haupt.

Bedächtig und streng saß der Gouverneur Magister Schlendrian bei seinen lustigen Pagen Allegretto Dolcinello, Grazioso und Farfalino, von welchen zwei Mohren waren und hielt sie mit Stock und Ruthe in gehörigem Respect, der noch dadurch vermehrt wurde, daß er eine silberne Nase und silberne Augen trug und so seine Züge immer streng dieselben blieben; sein schweres Amt erleichterte ihm eine Flasche Rheinwein, die er fidel im Tacte mit der Ruthe schwang.

Diesen folgte im vierspännigen Wagen die Hofgouvernante der Prinzessin, nebst sämmtlichen Hofda-

men, welche die Augen aller verliebten Herren durch ihre Grazie und Schönheit in einer beständigen Activität hielten.

Hochroth glühend vom Rebensaft leuchtete uns nun, wie die aufgehende Sonne, das Antlitz des Obermundschenks von Helfenbein entgegen; ein ächter und würdiger Schüler des Bacchus; sein goldgesticktes Ornat schmückte auf der Brust als Ordensstern ein Weinrömer, die süßeste Sehnsucht manches durstigen Bruders; er schwang in dulci jubilo einen antiken schimmernden Pokal, in dessen Innerem die goldene Fluth rauschte und auf dessen äußerer Fläche in leichtem Schwunge das luftige Chor der Bacchantinnen tanzte. Die Freude des Pokals theilte mit ihm der heitere, jugendliche Kammerherr und der persische Gesandte Ali Scheib Tschu Purli, der sich zugleich mit in dieser Staatscarosse befand, vergaß die strengen Gesetze des Korans und that manchen klaftertiefen Ehrentrunk auf Mahomed's Gesundheit aus dem schäumenden, sorgenverscheuchenden Pokale des Obermundschenks.

In mehreren Vierspännern saßen die Minister und übrigen Hofschargen wohlbeleibt und ganz behaglich, ein schönes Conterfei des sorglosen Hoflebens.

An diese reihte sich in zwei zweispännigen Wagen der hochweise Bannerrath. Sein hochgelehrter Geist leuchtete nicht allein aus seinen Zügen, sondern auch aus seinen Perücken hervor.

Eine Abtheilung von zwanzig Cürassieren, mit vergoldeten Panzern und Helmen geschmackvoll unifor-

mirt, unter Anführung ihrer beiden Commandanten, schloß das Ganze und bildete, einem Walle gleich, die Scheidewand zwischen dem Zuge und dem zahllos in Wagen, zu Pferde und zu Fuß nachströmenden Volke.

Der Zug bewegte sich durch die im Programm bezeichneten Hauptstraßen der Stadt; auf den Hauptplätzen und vor den Häusern der ersten Civil- und Militärbehörden hielt er still, um die Lieder abzusingen. Wo er nur vorüberzog, waren alle Fenster, Balkone, Dächer und Thürme mit Neugierigen angefüllt; Sterne, Kronen, Schilder mit passenden Inschriften, Fahnen, Teppiche, Blumenguirlanden schmückten mehrere Häuser; vor Allem aber zeichnete sich der höchst geschmackvolle Triumphbogen aus, welcher an der Schildergassenecke, gegenüber dem Austerncabinet, von Kunstfreunden errichtet worden war, von dessen Mitte sich ein munterer Genius zu dem Erlauchten Paare hinabließ und demselben ein Bewillkommungsgedicht überreichte, dessen Ueberschrift war:

Allhier in dieser großen Stadt,
Wo jeder seinen Sparren hat,
Darf Niemand, kehrt er bei uns ein,
Gescheidter, als wir Andre, seyn.

Wie dieses volksthümliche Fest von den Ersten bis zu den Geringsten der Cölner anerkannt und gefeiert worden, beweis't, daß die Vornehmsten der Stadt sich beeiferten, auch im passiven Zustand ihre Theilnahme auf's Regste an den Tag zu legen. Sie erklärte sich durch mehrfache Darreichung des Ehrenweines aus den würdigsten Händen, durch Uebergebung

analoger Gedichte und Schriften, wobei es, da es einmal König gespielt seyn mußte, auch an spaßhaften Suppliken und Petitionen nicht fehlte. So zog dieser große, eben geschilderte Maskenzug in seinem vollen Gepränge nach vollbrachter ihm vorgezeichneter Bahn in das **Hôtel** der Prinzessin zurück, als schon der freundliche Hesperus das Ende des Tages verkündete.

Um neun Uhr wurde der antike Ballsaal auf dem Hause Gürzenich dem Publicum geöffnet, wo in früheren Jahrhunderten Kaiser und Könige fürstliche Feste feierten. Die zahllosen Lichter, welche von crystallenen Lüstern funkelten, die blühenden Guirlanden, die sich in geschmackvoller Eintracht von Pfeiler zu Pfeiler verbanden, der duftende Garten des Südens, die Lorbeer-, Orangen- und Granatenbäume, die lieblichen Kinder der Flora, die harmonischen Töne der beiden Orchester, jedes aus dreißig Tonkünstlern bestehend, das bunte Gewimmel von mehr als viertausend Personen versetzte uns in eine wirkliche Feenwelt.

Nach zehn Uhr verkündete Pauken- und Trompetenschall die Ankunft des Zuges. Die Flügelthüren des Haupteinganges öffneten sich und der Held, die Prinzessin Venetia an der Hand führend, trat, umgeben von den sämmtlichen Theilnehmern am großen Maskenzuge, in den Saal ein und führte die erlauchte Freudengefährtin auf den prachtvollen, purpurnen Thron. Die Minister, Gesandten, Nobili, Pagen, Ritter, alle stellten sich auf die den Thron umgebende hohe Tribüne und wetteiferten, dem Fürstenpaare gefällig zu dienen. Der Capellmeister Radicati eilte

mit blitzschneller Geschäftigkeit von Orchester zu Orchester, die Riesenuhr in der Hand, daß der Tact der Töne mit dem Tacte der Freude gleichen Schritt ginge. Nachdem die Huldigungen und Präsentationen der verschiedenen Corporationen stattgefunden hatten und die Carnevalslieder gesungen waren, eröffnete der Held und die Prinzessin mit einer Polonaise, unter Vortritt des Dogen und der beiden Ceremonienmeister, den Ball; ihnen schloß sich der Hofstaat nebst sämmtlichen Tanzlustigen an; beide durchwanderten einige Mal den Saal und nachdem sie abwechselnd mit den Ersten der verschiedenen Stände getanzt hatten, nahmen sie ihren Platz wieder auf dem Thron ein. Daß bei dem Handkuß und Mundkuß während der Huldigung mitunter der Hans Schalk und Policinel sein Spiel getrieben hat, wird keinem Carnevalsfreunde entgehen; allein wir dürfen mit Zuversicht bemerken, daß manche Rosenlippen dem Helden und der Prinzessin besser gemundet haben, als die italienischen diavolini. Nach einiger Ruhe tanzte das erlauchte Paar eine Quadrille, wozu die fremden Gesandten zugelassen wurden. Hierauf kredenzte nochmals der Bannerrath den großen silbernen, schäumenden Pokal; mehrere Bittschriften wurden überreicht und vielseitige Scherze, mit dem edelsten Anstande verbunden, vereinigten sich, um die letzte Freude des Tages auf würdige Weise zu krönen.

Nach Mitternacht verließen die beiden Gestirne des Tages unter allgemeinem Jubelgeschrei und Pauken- und Trompetenschall den Saal, in welchem noch

mehrere lustige Brüder die aufgehende Sonne begrüßten.

Den Carnevalsdienstag wimmelten noch alle Straßen von Masken, welche aber meist einzeln oder nur in kleinern Banden umhergingen und in Privatcirkeln ihre Rolle spielten. Die vorzüglichsten Banden waren der genannte Bannerrath, das Nachtständchen, die Kirmesreise und mehrere andere. —

Ja fürwahr:

Wohl dem Volk, das versteht, der Freuden Blumen zu finden,
Dreimal dem Lande Heil, wo solche Blumen ersteh'n.
Huldigend windet das Volk die Zarten zum Kranze der Liebe
Und der glückliche Fürst schlingt sie um's sorgende Haupt.

Wenden wir uns nun zur Entstehung dieses Festes. — Durch Papst Gregor den Großen wurde, um das Jahr 600, der Aschermittwoch zum Anfang der Fasten, über deren Ursprung man getheilter Meinung ist, gesetzt und der Tag vorher hieß Fastnacht, weil in der Nacht derselben, mit zwölf Uhr, die Fastenzeit eigentlich anhub. Diesem Fasten voran ging ein dreitägiges, wie ehedem die strengen Eiferer sich ausdrückten, ganz teufliſches Fest, das sie die Bacchanalien nennen. „Da die Christen", heißt es, „an diesen Tagen vorsätzlich raseten, so banden sie Larven vor, tauschten die Geschlechter aus, verkleideten sich in Gespenster, gaben sich dem Bacchus und der Venus hin, und hielten allen Muthwillen sich erlaubt." Dieß ist der Ursprung des heutigen Carnevals oder Faschings, wie er im südlichen Deutschland genannt wird.

Der Name Carneval wird aus dem Lateinischen von **carne** und **vale**, oder nach Adelung, von der lateinischen Benennung im Mittelalter: **Carne levamen** abgeleitet, weil man gleichsam dem Fleische Lebewohl sagte. Man wollte sich vorher noch gütlich thun und dieß geschah im reichsten Maase, vornehmlich während der drei letzte Tage des Carnevals.

Uebrigens sind die öffentlichen Festlichkeiten, welche wir mit dem Namen Carneval bezeichnen, fast so alt, als die Welt und entstanden unter dem Himmel Aegyptens. Bei den Aegyptern und dann bei den Griechen pflegte man sich bei der Feier religiöser Feste zu verkleiden und zu maskiren, um Götter, Göttinnen und Heroen vorzustellen. Der Carneval ist demnach heiligen Ursprungs. Er hieß bei den ägyptischen Priestern Cherubs. Als die Priester ihren Einfluß verloren, wurden diese Feste sehr profan und verschwanden mit dem letzten der Pharaonen, um in lebhafterm Glanze als Bacchanalien bei den Griechen *) wie-

*) Bei der Bemerkung, daß die Entstehung des Carnevals nicht mit Sicherheit zu bestimmen sey, meint das rheinische Conversationslexicon: „Vielleicht erklärt das Fest Folgendes: Herodianus sagt im Leben des Commodus: Jedes Jahr um Frühlings-Anfang und an einem festgesetzten Tage feiern die Römer der Göttermutter (Kybele) ein Fest sammt Festzug. Erlaubt ist da Allen allmögliches Spiel und Kurzweil und Jeder, wer will, nimmt eine Maske und kein Ansehen ist so groß und ausgezeichnet, daß man sich nicht darin verkleiden und seinen Scherz treiben könne, so daß es oft nicht leicht ist, den wahrhaftigen von dem mas-

heraufzuleben. Aus den Mysterien des Osiris und der Isis wurden Mysterien der Ceres und des Bacchus; aber auch die Bacchanalien wurden bald rein profane Feste, öffentliche Orgien und scandalöse Vergnügungen. Von den Griechen kamen diese Feste zu den Römern und arteten so aus, daß sie unter harten Strafen verboten werden mußten. Feste aber wollte das Volk haben und so ordnete man die Saturnalien an. Unter den ersten Kaisern trug man dabei häufig lange schwarze Gewänder mit einer Kutte und nach diesen Gewändern wurden die venetianischen Domino's gemacht.

Das Aufleben des Christenthums endigte die alten Saturnalien nicht; die Kirchenväter donnerten gegen die Verkleidungen, bis in der Mitte des 7. Jahrhunderts unserer Zeitrechnung, diese Festlichkeiten wieder einen christlichen Character erhielten. Im 14. Jahr-

---

kirten Manne zu unterscheiden. So spricht der erstaunte Grieche, dem dieses Fest etwas Neues war und erzählt dann, wie Maternus in einen Leibgardisten sich maskiren wollte, um den Kaiser Commodus zu tödten. Nehmen wir nun die Zeit (VIII Calend. April.) des Kybelefestes (auch Hilaria genannt), die mit unserm Carneval stimmt, den carnevalsmäßigen Dienst der Priester, Galli genannt, die Masken und endlich die Sitte der Alten, die an die Stelle des heidnischen stets ein christliches Fest setzten, so ist es wohl klar, daß unsere Masken von der guten Mutter Kybele in unserer Römerstadt (Cöln) sich herschreiben. Sogar der Festzug oder die Procession fehlte nicht bei den Cölnern, wurde aber 1513 von einem hochweisen Rathe abgeschafft."

hunderte wurden sie wieder profan und im 16. änderten sie nochmals in Rom und Venedig den Namen und erschienen endlich als Carneval. Sie ersetzten das Esels- und Narrenfest. — Selbst die Sitte, daß an vielen Orten zur Zeit des Carnevals ein angeputzter Ochse herumgeführt wird, hat ihren Ursprung in Aegypten, in der Verehrung des heiligen Stieres, welche der Hauptzweck des ägyptischen Cherubs oder Ochsenfestes war.

Ein wesentliches Stück der Fastnachtsfeier war und ist noch da, wo die alte unverdorbene Sitte herrscht, geräuchertes Rindfleisch, Schinken und Knackwürste. Diese alte Gewohnheit kann man mit Wahrscheinlichkeit in den Opfern suchen, die dem Bacchus geweiht waren; denn ihm war der Ochse und das Schwein heilig und folglich das Rindfleisch und die Schinken den Priestern.

Zu den Fleischspeisen gehörte dann auch und gehört noch Brod von besonderer Form, welche Fastelabendskuchen, Heetweggen, Fastnachtskrepeln, oder Fastenbretzeln (Hornaffen) hießen. Die Bretzeln oder Hornaffen sind aber ein wahrer Ueberrest der **spirae**, die dem Bacchus geopfert wurden; vielleicht weil er, nach der Erzählung einiger Mythographen, vom Jupiter unter der Gestalt einer Schlange mit der Proserpina, *) erzeugt wurde, vielleicht auch, um den Lauf der Sonne anzudeuten, die unter seinem

*) Proserpina, eine Tochter Jupiters und der Ceres, die Königin der Unterwelt und Gemahlin des Pluto.

Namen verehrt wurde. Die christlich gewordenen Bacchusdiener behielten diese Bretzeln bei, füllten aber die innere Rundung mit der Figur eines Kreuzes aus. Eben dieses Kreuz soll auch die Form der, besonders im Meckelnburgischen gewöhnlichen, Heetweggen bestimmt haben, die, wie man will, nach einer gesetzlichen Verordnung des Herzogs Heinrich Leo zuerst gebacken worden. Es sind diese Heetweggen rautenförmige Brode aus feinem Mehl und Milch, die häufig in siedender Milch abgekocht, mit Eiern, Butter und Gewürz wohl zugerichtet, gespeis't werden, worauf sich auch das Beiwort heet oder heiß bezieht; wiewohl man Heetweggen auch durch Essweggen, Heidenweggen, geheißene Weggen erklärt findet. Fast von eben dieser Art sind in unsern Gegenden die Fastnachtskringeln oder Fastnachtskreppeln, denen man jetzt die Gestalt eines länglichten Vierecks giebt.

Ein dritter Gebrauch: Stäbe mit grünem Laube umher zu tragen, sich mit grünen Sträußern aus den um diese Zeit wieder aufkeimenden Kräutern zu beschenken, Tannenbäume vor die Häuser aufzupflanzen, erinnert gar sehr an den Thyrsusstab der Alten. Man nannte diesen Gebrauch: einen grünen Fastelabend bringen und von armen Kindern wurde diese Sitte als eine erwünschte Gelegenheit ergriffen unter Ueberreichung eines solchen grünen Straußes und Absingung des Volksliedes:

Ich bring' zum Fastelabend
Einen grünen Busch,

eine kleine Gabe zu erhalten.

Ein viertes Stück der alten ächten Fastnachtsfeier war das Fastnachtslaufen und Geißeln. Der mannbar gewordene Bauernjunge kommt am Morgen des Fastnachtsfestes ganz früh vor das Bett der Dorfschönen, ehe sie noch ihre Toilette gemacht hat und bemächtigt sich desjenigen Theiles ihres Leibes, den, wie die Schulmeister behaupten, die Natur dazu bestimmt hat, die geschärften Verweise der Pädagogen aufzufangen und streicht ihn so lange mit Ruthen, bis sich die Schöne erklärt, diese Höflichkeit durch einen Schmauß oder andere Gefälligkeiten zu vergelten.

In einigen Gegenden, hauptsächlich Niedersachsen's, heißt dieses die Heetweggenstäupung, weil die Gestäupte sich durch Heetweggen erkenntlich zeigen mußte.

Ein feineres und unserm Zeitalter mehr angemessenes Verfahren war, daß man sich bloß die Finger stäupte, oder mit zarten, aus Silberdraht geflochtenen Ruthen sich beschenkte, an welchen allerhand Künsteleien der witzigen Liebe, als Wickelkinder, sich schnäbelnde Täubchen ꝛc., angebunden waren.

Eine andere, doch seltnere Gewohnheit war die, die Hunde zu peitschen.

Die Vermummungen aber, welche sich bis auf uns erhalten haben, waren von jeher das Hauptstück der Fastelabendsfeierlichkeiten.

Merkwürdig ist, daß in Deutschland die dramatische Poesie durch die Fastnachtsfeierlichkeiten entwickelt wurde, nachdem die Städte zur Wohlhabenheit gelangt waren. Im 13. Jahrhunderte zeigen sich davon die

ersten Spuren. Die Mummereien des Carnevals führten von selbst auf den Gedanken, eine angenommene Rolle durchzuführen. Um dem Haufen zu gefallen, copirte man die Sitten des gemeinen Lebens mit Caricatur, um das Lachen desto sicherer zu erregen. Was anfangs nur ein Fastnachtseinfall gewesen war, erhielt nachher Ausbildung. „Um die Fastnachtszeit", sagt Flögel, *) „zogen zuweilen verkleidete Personen aus einem Hause in's andere, um ihren Freunden und Bekannten eine Lust zu machen. Eine lustige Gesellschaft dieser Art kam auf den Einfall, in dieser Verkleidung etwas vorzustellen und eine dieser Mummerei gemäße Unterredung zu halten. Dieser Versuch gelang ihr: man lobte die unbekannten Schauspieler, man bewirthete sie wohl, oder beschenkte sie gar. Durch diesen Beifall aufgemuntert, verstärkten sich die Banden und ihre Fabeln und Gespräche wurden allmälig länger, bis sie zu ordentlichen Nachahmungen menschlicher Handlungen anwuchsen." In Nürnberg, wegen seiner Waaren und seines Witzes berühmt, war es, wo aus der Brüderschaft der Meistersänger die ersten Fastnachtsspiele hervorgingen, derb und lustig, wie sie dem bürgerlichen Geschmacke der Reichsstädter zusagten. Hans Folz **) und Hans Rosen-

*) Geschichte der komischen Literatur 4. Bd S. 292.

**) Er war zu Worms um die Mitte des 15. Jahrhunderts geboren, lebte als Barbier zu Nürnberg und erfand mehrere neue Gesangsweisen. Er hinterließ mehrere poetische Erzählungen, 4 Fastnachtsspiele, die noch zu Anfang des 16. Jahrhunderts oft gedruckt

blůt,*) führten zuerst diese Gattung in die deutsche Literatur ein. Der Zweite wurde schwerlich von einem seiner Zeitgenossen in der Frechheit der Fastnachtsscherze übertroffen. Man findet einige seiner Fastnachtsspiele im zweiten Theile von Gottsched's dramatischem Vorrath. Züchtiger trat später der wackere Hans Sachs **) darin auf, der

Mit Gottes Hülfe schier zweihundert
Mancher Art, daß ihn selber wundert,

solcher Stücke gedichtet hat, in deren vielen seine ergötzliche Laune, sein munterer Witz, gemüthvolle Dar-

---

wurden und andere Gedichte. Für die neue Erfindung der Buchdruckerkunst interessirte er sich sehr und soll selbst eine Privatdruckerei besessen haben.

*) Hans Rosenblůt oder Rosenplůt, genannt der Schnepperer, d. h., der Zotendichter oder der lose Schwätzer, welchen Beinamen er wahrscheinlich wegen seines zügellosen Witzes erhielt, lebte in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts, war seines Gewerbes ein Wappenmaler, berühmter jedoch als Meistersänger.

**) Er, den 5. November 1494 in Nürnberg geboren, lernte in seiner Jugend das Schuhmacherhandwerk, ging dann auf die Wanderschaft und ließ sich in München von dem Meistersänger Leonhard Nunnenbeck in dieser Kunst unterrichten. Er kehrte hierauf nach Nürnberg zurück, ließ sich häuslich nieder und starb den 25. Januar 1576. Binnen 53 Jahren hat er über 6000 Gedichte verfertigt. Georg Waller gab die meisten derselben, Nürnberg 1560 ff. 5 Bde. Fol., heraus.

stellung und oft bewundernswerthe Characteristik in allen Zeiten erfreuen werden.

Diese Stücke sind verwandt mit den **Masks** der Engländer und den **Farces** der Franzosen und die geistlichen Fastnachtsspiele, religiöse Burlesken, mit den **Mystères** und **Moralités.** Nach alter Sitte wurden diese Fastnachtsspiele durch einen Ausrufer oder Herold eröffnet und beschlossen. —

Das Kirschfest zu Naumburg.

Die Feier dieses Festes, das eins der größten und der am zahlreichsten besuchtesten ist, fällt um Jacobi und wird auf folgende Art begangen:

Vor dem Schießhause zu Naumburg ist ein großer Platz, auf beiden Seiten mit einer schönen Lindenallee umgeben, dem Schießhause gegenüber ein kleiner Berg, welcher bepflanzt ist und auf welchen Spazierwege führen. Schon einige Tage vorher werden rings um den Platz Zelte geschlagen, wo die meisten Familien ein eigenthümliches haben. Da, wo keine Zelte sind, stehen Tische und Stühle für Fremde. Im Schießhause selbst sieht man aus allen Anstalten, daß Tage der Freude dem Volke bevorstehen.

Den Montag Nachmittag sammeln sich die Schüler der verschiedenen Schulen mit ihren Fahnen auf dem Markte, ziehen von da in die Kirche, wo einige Lieder gesungen werden und wo der Prediger mit einfachen, rührenden Worten der Jugend sagt, welche Veranlassung sie jetzt in dem Tempel zusammengeführt

habe. Von da ziehen sie wieder auf den Markt, wo sie einen großen Kreis bilden und unter Begleitung der Musik wieder einige Lieder singen. Dann ziehen sie hinaus auf die Vogelwiese *). Voran gehen zwei Trommelschläger in Begleitung von zwei Mann der alten Stadtsoldaten; hierauf kommen die verschiedenen Schulen mit fliegenden Fahnen. Vor jeder Schule geht andere Musik her. Auf der Wiese angekommen, wird von Neuem ein Kreis geschlossen und gesungen; sodann geht Jeder seinem Vergnügen nach. Dieses zu befördern, hat jede Classe ihren eigenen Vogel von Holz, welchen sie ausschießen. Jetzt wird es auch in den Zelten lebendig und der Anfang des später kommenden Mädchen-Kirschfestes ist gemacht. Dieses ist der eigentliche, gefeierte Tag. Die Mädchen versammeln sich den Donnerstag auf dem Markte, ziehen von da in die Kirche, wo ein schönes Lied gesungen wird; dann ziehen sie Alle, in weißen Kleidern, voran die Musik, auf die Vogelwiese, wo ein Kreis gebildet wird, in welchen, wenn der Gesang vorüber ist, einer der Schullehrer tritt und einige Worte der Bedeutung zu den Mädchen spricht. Sodann bekommen die Kinder in reichlichem Maase Kirschen, woran die Jahreszeit und die dasige Gegend so reich ist. Hierauf belustigen

*) Aus alten Nachrichten geht hervor, daß der Zug sonst nach dem Buchholze ging. Späterhin wurden den Schülern bisweilen Gärten zu ihrer Kirschfestsfeier angewiesen. Seit Menschengedenken ist die in dieser Absicht sehr zweckmäßig gelegene Vogelwiese dazu bestimmt.

sich die Kinder, unter Aufsicht der Lehrer, mit Tanz, Gesang und frohen Spielen. Unter den verschiedenen, der Verschiedenheit des Alters angepaßten Belustigungen gehört der altherkömmliche Tanz der kleinern Knaben nach dem sich immer gleichen Tacte der unaufhörlich wirbelnden Trommel — ein vermuthlich ganz localer und auch hier nur bei dem jährlichen Kirschfest üblicher Gebrauch, der den Kindern aber unaussprechliches Vergnügen macht und ganz vorzüglich zur Characteristik des Kirschfestes gehört. Gegen Abend kehrt der Zug mit Musik und sonst wie bei dem Auszuge, in die Stadt zurück, nachdem unter die Kinder vorher grüne Zweige, welche aus dem, auf den mittäglichen Höhen vor der Stadt gelegenen Buchholze herbeigebracht werden, ausgetheilt worden sind, mit welchen sie, unter dem steten Wirbel der sie begleitenden Trommeln, ihr fröhliches **heisa victoria!** anstimmen.

Von allen Dörfern der Umgegend sind die Bauern hereingekommen; die angesehnsten Gutsbesitzer beeifern sich, an diesem Tage in Naumburg nicht zu fehlen. Auf dem Schießhause ist Ball und großes Essen und in den Zelten ist ein buntes Gewühl. Auf dem Berge, dem Schießhause gegenüber, wird ein Feuerwerk losgebrannt und bis spät in die Nacht dauert das Vergnügen Die meisten Familien essen in ihren Zelten zu Nacht und bei'm Klange der Gläser schwindet ein Theil der Nacht dahin. Der andere Tag wird auf dieselbe Weise verlebt und an den übrigen Tagen lebt man in der freudigen Zurückerinnerung der vergangenen.

Man giebt diesem Feste allgemein folgenden Ursprung:

Im Hussitenkriege lag ein Anführer derselben, Namens Prokopius, nachdem er ringsumher die kleineren Städte und Dörfer zerstört hatte, vor Naumburg, voller Wuth, daß sich diese Stadt ihm nicht ergeben und seiner Macht trotzen wollte. Endlich aber, da der Hunger in der Stadt zu wüthen anfing und die Einwohner einsahen, daß sie sich nicht würden halten können (manchen Sturm hatten sie schon abgeschlagen, aber immer mehr geschwächt durch Hunger, hätten sie endlich doch erliegen müssen), beschlossen sie, eine Gesandtschaft an den Anführer zu schicken, mit dem Versprechen, die Stadt zu übergeben, wenn er mild und freundlich mit ihnen verfahren würde. Der Anführer aber, wüthend über den langen Widerstand, schwur, wenn er in die Stadt käme, sollte kein Stein auf dem andern bleiben und er würde auch des Säuglings nicht schonen. Die Bürgerschaft zog hinaus und bat fußfällig um Gnade, — kein Erbarmen; die Geistlichkeit ging voran, das Zeichen des heiligen Kreuzes vor sich hertragend, beschwor ihn im Namen Jesu, die Stadt nicht zu verderben; — aber vergebens! Da ergriffen die Einwohner der armen Stadt das letzte Mittel. Sie zogen ihren Kindern weiße, mit schwarzen Bändern besetzte Kleider an; jede Mutter brachte so ihre Kleinen mit Thränen auf den Markt und unter Anführung eines Viertelmeisters, mit Namen Wolf, welcher sich freiwillig dem Tode weihte, zogen die Kinder paarweise zur Stadt hinaus, während die

Mütter auf der Stadtmauer standen und in Verzweifelung ihre Geliebten hinziehen sahen, um von dem Grausamen vielleicht geopfert zu werden. Noch einmal blickten die Kinder zurück und sagten weinend dem Mutterherzen Lebewohl. Es waren 238 Knaben und 321 Mädchen. Zweihundert Bürger-Büchsenschützen mußten, zum Jacobsthore hinaus, bei den Feldern am Schießanger halten und die Kinder vorbeilassen, damit sie desto beherzter gingen; denn viele Kinder weinten und wollten nicht fort, daher sollten die Schützen halten, bis man sähe, wie es ablaufen würde. Den Kindern hatte man eingeprägt: sobald sie in's Lager kämen, ein jämmerliches Geschrei zu erheben, zu weinnen, die Hände gen Himmel zu halten, niederzufallen und: Gnade! Gnade! zu schreien; sie sollten nicht eher aufhören, als bis sie sehen würden, daß man ihnen freundlich zurede; sollten aber die Feinde grausam seyn, so möchten sie sich Alle gutwillig umbringen lassen, ihre Hälslein und Schleier willig aufmachen und hinhalten. Sie gelangten endlich zum Lager, wo sie von den Officieren vor das Zelt des Prokopius geführt wurden. Prokopius stand mit vielen Andern vor demselben und wußte anfangs nicht, was das bedeuten sollte; als aber die Kinder jämmerlich zu schreien und zu weinen anfingen, auf die Kniee fielen und: Gnade! Gnade! riefen, sah er die Umstehenden, die die Kinder umringt hatten und dann diese nach einander an, befahl ihnen, still zu seyn und aufzustehen. Darauf berathschlagte er sich mit den übrigen Befehlshabern eine halbe Stunde lang; alsdann kam er wie-

der aus dem Zelte und versicherte den Kleinen, daß ihnen kein Leid widerfahren sollte. Hierauf ließ er die in seinem Lager befindlichen böhmischen Musikanten kommen, um den Kindern zum Tanz aufzuspielen. Da aber diese, voller Furcht, nicht tanzen wollten, ließ er Wein, Kirschen, Birnen und Schoten bringen, wodurch sie endlich beherzter wurden. Er selbst ließ sich, nebst den andern Befehlshabern, Sessel herbeitragen und setzte sich mitten unter die Kinder, welche nun ganz fröhlich um ihn herumsprangen. Abends um 7 Uhr ließ er die Kinder wieder fort, befahl ihnen, stille in die Stadt zu ziehen und wenn sie an das Thor kämen, sollten sie sagen, die Stadt hätte Gnade, bliebe mit allen den Ihrigen verschont, morgen würde kein Mann von den Hussiten mehr da seyn, er wolle Naumburg nicht ein Huhn nehmen lassen. Dieß geschah den 28. Juli 1432. — Prokopius hielt Wort; um 3 Uhr Morgens des andern Tages war nichts mehr von den Hussiten zu sehen.

Diesen Tag konnte die alleszerstörende Zeit nicht aus dem Gedächtnisse der Mütter verlöschen; ein Geschlecht erfuhr es vom andern und jedesmal, wenn dieser Tag im Laufe der Zeit wiederkehrte, bekam die Jugend Naumburg's Kirschen und in der Kirche wurde Gott gedankt für das Große, was er an ihnen gethan hatte.

Dieß ist die alte, allgemeine Sage über die Entstehung des Kirschfestes; doch ist sie nicht so festbegründet, daß nicht Zweifel über ihre Aechtheit erhoben werden könnten. Man sagt, die große Erbitterung der Hussiten gegen Naumburg habe da-

her gerührt, daß der damalige Bischof von Naumburg, Gerhard von Joch, auf der Kirchenversammlung zu Kostnitz eifrig für die Verdammung Hussen's gerathen habe; um ihn dafür zu züchtigen, seyen die Hussiten gen Naumburg gezogen. Es ist aber erwiesen, daß dieser Bischof gar nicht zu Kostnitz gewesen und, wie sein Grabmal im Dome zu Naumburg meldet, zur Zeit des angeblichen Einfalls der Hussiten in sein Stift längst nicht mehr am Leben gewesen sey; er starb am 15. Mai 1422.

Immer aber hat jene alte Sage von einer glücklich abgewendeten Belagerung wenigstens so viel für sich, daß sie bis jetzt noch nicht widerlegt ist. Daß es die Hussiten gewesen, die der Stadt mit einer Belagerung drohten, ist neuerer Zusatz und gehört nicht zum wesentlichen Inhalte der alten Sage. Die Begebenheit war noch ziemlich in Dunkel gehüllt, da trat im 18. Jahrhundert ein gewisser Rauh auf und machte eine Chronik von dem Mönch Taube bekannt, der im 16. Jahrhundert gelebt haben soll. Allein gegen ihre Glaubwürdigkeit sind mehr Gründe aufzubringen, als dafür und man ist geneigt, Rauh und Taube für eine und dieselbe Person zu halten, da vor Rauh Niemand etwas von Taube wußte und Rauh, der ein Antiquitäten-Krämer war und die Handschrift des Mönchs besitzen wollte, doch bloß Abschriften davon hinterlassen hat. Nach der Taubischen Nachricht, soll nun diese Begebenheit sich im Jahr 1432, in der Mitte des Sommers — den 28. Juli — und gleichwohl unmittelbar nach der (bekannten) Einnahme der

Stadt Altenburg durch die Hussiten und noch vor der bald darauf erfolgten (eben so bekannten) Verwüstung der Stadt Plauen zugetragen haben.

Nun ist aber nichts gewisser, als daß die Hussiten im Jahr 1432, währenddem auf dem Concilium zu Basel und nicht ohne Erfolg an einem Concordate mit ihnen gearbeitet wurde, an einen Einfall in die meißnischen Lande nicht gedacht haben und daß der Heereszug, den Taube mit den übrigen Scribenten, bis auf die Abschweifung nach Naumburg und einige andere Zusätze der Phantasie, ziemlich übereinstimmend beschreibt, nicht im Sommer, sondern mitten im Winter (im December 1429) begonnen wurde und nicht länger als bis gegen das Ende des darauf folgenden Monats Januar 1430 dauerte. So wenig aber ein einziger glaubwürdiger Schriftsteller etwas davon weiß, daß die Hussiten auf diesem Zuge, namentlich in dem kurzen Zeitraume zwischen der Verwüstung Altenburg's und der der Stadt Plauen, in gleicher Absicht vor Naumburg erschienen sind, eben so wenig kann dieses am 28. Juli oder überhaupt in den Sommermonaten geschehen seyn, da durch das einstimmige Zeugniß der hiervon sprechenden Schriftsteller außer allen Zweifel gesetzt ist, daß die Einnahme von Altenburg am Donnerstage nach den heiligen drei Königen, also zu Anfange des Monats Januar, die von Plauen aber am Tage Pauli Bekehrung (den 25. Januar), folglich in einer Jahreszeit erfolgte, die von der, in welcher die Hussiten vor Naumburg erschienen seyn sollen, zu weit entfernt ist, um einer Vereinigung dieses Widerspruchs

Raum zu geben. Da nun aber die Kirschfestsfeier mit diesem Heereszug in keiner Beziehung stehen kann, so müßte man annehmen: daß die Hussiten auch noch ein andermal und zwar zur Kirschzeit — gleichviel in welchem Jahr und auf welchem Wege — in hiesiger Gegend einen Besuch abgestattet haben. Nun weiß aber die Geschichte, so weit sie auf sichern Quellen beruht, nur von einem doppelten, kurz nach einander ausgeführten Einfalle der Hussiten in Meißen.

Den ersten unternahmen sie zu Michael 1429, da sie über Graupen in das Meißner Land einfielen, Altdresden eroberten und in wenigen Wochen den ganzen Strich Landes an der Elbe bis an das Erzstift Magdeburg verwüsteten, bis in die Mark Brandenburg eindrangen und gegen Ende des Jahres durch die Lausitz nach Böhmen zurückkehrten.

Den zweiten, dessen schon oben umständlich Erwähnung geschehen, unternahmen sie, nach ihrer Rückkehr von der ersten Streiferei, um Weihnachten desselben Jahres. Einer so wenig als der andere kann also mit der Kirschfestsfeier in Verbindung stehen und obgleich, nach Einiger Meinung, die Hussiten noch einmal im Jahr 1432, nach Andern aber im Jahr 1433 in das Meißner- und Osterland eingefallen seyn sollen, so ist es doch nicht schwer, den Ungrund dieser Nachricht, von welcher kein einziger gleichzeitiger Schriftsteller etwas meldet, darzuthun und das sonderbare Mißverständniß, worinnen es sich gründet, aufzuklären*).

*) Johann Puchler (Res Misn. bei Menck. T. II. p. 418) meldet, daß damals die Sachsen vor Tachau

Sehr zu bedauern ist es, daß vom Jahr 1427 bis 1439, also auch von dem Jahr, in welchem sich diese zweifelhafte Geschichte zugetragen haben müßte, die außerdem und seit dem Jahr 1349 in ununterbrochener Reihe vorhandenen, an allerlei Notizen zu Erläuterung der Naumburgschen Stadtgeschichte und Alterthümer sehr reichhaltigen Raths-Kämmerei-Rechnungen gänzlich fehlen, welche, so weit sie vorhanden sind, gleichsam die Stelle authentischer, unter öffentlicher Autorität abgefaßter und beglaubter Annalen vertreten, in wieferne sie kein merkwürdiges Ereigniß, wäre es auch nur bei Verrechnung dessen, was dabei vertrunken worden*), unberührt lassen. Denn daß es die Hussiten gewesen, die der Stadt mit einer Belagerung drohten, ist, wie erwähnt, neuerer Zusatz und gehört nicht zum wesentlichen Inhalte der alten Sage. Töpfer, der jener Begebenheit zuerst gedenkt, thut der Hussiten dabei mit keinem Worte Erwähnung und

---

in Böhmen geschlagen worden, woraus, durch eine Verwechselung, Tauche bei Leipzig gemacht worden.

*) Wem ist es unbekannt, daß unsere deutschen Vorfahren sich zu keiner öffentlichen Berathung und überhaupt in Geschäften versammelten, ohne den Becher herumgehen zu lassen! Wie sehr die alten Naumburger dieser alten deutschen Sitte treu und ergeben waren, davon zeugen nicht nur jene Rathsrechnungen, sondern auch einige stattliche Trinkgeschirre, die noch jetzt in der dasigen Rathskämmerei verwahrt, aber seit der wechselnde Zeitgeist jene Sitte verdrängte, nicht mehr gebraucht werden.

spricht ganz im Allgemeinen nur von einem Feinde, der sich vor der Stadt gelagert habe. Gleichwohl leitet der Umstand, daß Franke, Zader und Andere in dieser Absicht die Hussiten nennen, auf eine nicht unfruchtbare Vermuthung. Mehrere Scribenten berichten von Einfällen der Hussiten in das Naumburger Stifts-Gebiet, was in die Zeit des sächsischen Bruderkrieges gehört und auf Verwechselung mit dem beruht, was in diesem Kriege durch ein böhmisches Hülfs-Corps, das auf Seiten Herzog Wilhelm's focht, verübt wurde. Sowohl Johann Eisenhart, als nach ihm Paul Lange und Sagittar, nennen diese Böhmen Hussiten und es scheint, als ob diese Benennungen seit den Hussitenkriegen in hiesiger Gegend ganz gleichbedeutend gebraucht worden.

Von dem damaligen Bischof Peter zu Naumburg wissen wir, daß er die Parthei des Herzogs Wilhelm verließ und sich auf die Seite des Churfürsten schlug, wodurch er sich die Feindschaft des Herzogs und seinen Stiftslanden mannichfaches Ungemach zuzog. Die Chroniken sind voll der Gräuelscenen, die des Herzogs Truppen und insonderheit die Böhmen im Stifte verübt haben sollen und darum ist es gar nicht und um so weniger unwahrscheinlich, daß der Herzog auch der Stadt Naumburg eine etwas starke Züchtigung zugedacht haben könne, jemehr es bekannt ist, daß diese Stadt auf mannichfache Weise thätigen Antheil an diesen Händeln genommen hat.

Für sich allein möchten diese Thatsachen freilich nicht zureichen, die Vermuthung zu begründen, daß

die, durch Tradition fortgepflanzte Begebenheit in die Geschichte des Bruderkriegs zu setzen sey; indeß findet sich wenigstens eine, diese Vermuthung bestätigende, Autorität in der handschriftlich vorhandenen Chronik des ehemaligen Stifts-Syndici Caspar Matthäus Eulenberger's († 1696.), wovon das Original im Capitels-Archiv zu Naumburg verwahrt wird. „Es wurde zwar zu Mühlhausen (zwischen beiden Brüdern) Friede gemacht; der zerging aber Ao. 1450 gleich wieder, darüber Herzog Wilhelm's Kriegsleute auch in das Stift Naumburg und Zeitz einfielen und war großer Jammer. Thüringen und Meißen ward erbärmlich verheert, sonderlich von den Böhmen, die verschonten weder Kirchen noch Klöster ꝛc. Herzog Wilhelm Bischof Petern in seinem Stifte auch heimsuchet; hat sich mit allerlei Rüstung zum Sturm gefaßt gemacht, in Willens, Naumburg mit Sturm zu erobern. Die Naumburger schickten ihm aber ihre Kinder mit Zweigen und Früchten entgegen; die thäten ihm einen Fußfall und erlangten Gnade, zumal da er gleich wider den Herrn zu Gera auch erbittert, daß er dahin von Naumburg abzoge."

Hierin stimmen ihm Mehrere bei,*) ohne jedoch der Kinder zu erwähnen; was aber dadurch leicht erklärlich wird, daß sie in Irrthum waren. Schade,

*) Zader in seiner Stifts-Chronik (vorzüglich); Spangenberg's Mansfeldische Chronik, Cap. 330. Fol. 384b; Paul Langens (deutsche) Chronik des Stifts Naumburg.

daß Eulenberger nirgends die Quellen angiebt, woraus er seine Nachrichten geschöpft hat. Ohnfehlbar benutzte er bei seinen historischen Arbeiten vorzüglich die in dem Capitels-Archiv vorhandenen Urkunden und Nachrichten, wozu er als Stifts-Syndicus die beste Gelegenheit hatte. Mehrere von ihm ausgearbeitete Deductionen der Gerechtsamen des Naumburger Stifts- und Dom-Capitels zeugen von seinen gründlichen juristischen, historischen und diplomatischen Kenntnissen; seine Chronik aber trägt nicht nur im Allgemeinen den Character seines Zeitalters, sondern steht auch in Absicht auf Anordnung, Gründlichkeit und Reichhaltigkeit der Zaderschen, um dieselbe Zeit ausgearbeiteten, Chronik um Vieles nach.

Die Kürze, mit welcher er dieser Begebenheit, gleichsam nur im Vorbeigehen, Erwähnung thut, ist im Character der damaligen Chroniken. Jemehr übrigens daraus hervorgeht, daß man diese Begebenheit damals bei weitem weniger interessant und der Aufmerksamkeit werth fand, als in unsern Tagen, desto weniger kann ich mich, aus psychologischen Gründen, überzeugen, daß diese Sage ganz erdichtet seyn sollte. Aus dem aber, was er hinzufügt, geht hervor, daß mehr als ein Grund vorhanden war, der den Herzog bestimmte, die Belagerung aufzuheben und seinen Abzug zu beschleunigen und wer weiß, ob die Naumburger ihre Absicht durch das gewählte Mittel so sicher erreicht hätten, wenn nicht der Herzog eben gegen den Herrn zu Gera aufgebracht gewesen wäre und es ihn nicht so sehr gedrängt hätte, diesen zu züchtigen, wel-

ches auch, wie die Geschichte meldet, nachdrücklich genug geschah.

Naumburg galt damals für einen festen Platz. Der Herzog konnte mehrere Wochen davor liegen, ohne seinen Zweck zu erreichen. Unterdessen hätte sich der zu Gera in Vertheidigungsstand setzen und seine Rache vereiteln können; wie erwünscht mußte daher dem Herzoge diese Veranlassung seyn, seinem Abzuge den Anstrich der Milde und Großmuth zu geben, zumal da er so eben, wie aus der Zusammenstellung mehrerer Nachrichten erhellt, von Pegau, das er zuvor belagerte, unverrichteter Sache und mit Schimpf hatte abziehen müssen. Diese Ansicht bestätigt vorzüglich eine Stelle in der Zaderschen Chronik *).

Noch mehr Licht erhält diese Ansicht durch die in Spangenberg's Mansfeldischer Chronik hierher gehörige Stelle, wo, nachdem zuvörderst dasselbe, daß

*) „Als Ao. 1449 ein neuer Krieg anfing, kam Herzog Wilhelm in die Naumburger Pflege und brannte die Vorstädte ab, denn er war dem Bischof Petro sehr gehässig. Unterdessen kamen die Böhmen Herzog Wilhelmen zum Andernmale zu Hülfe, mit denen wollte er Pegau einnehmen, konnte aber nichts schaffen, darum wandte er sich, versammelte sein Volk bei Eckartsberge und wollte mit aller Gewalt Bischof Petrum angreifen und sich an ihm rächen, weil er von ihm sehr injuriirt, wollte derohalben die Stadt Naumburg einnehmen, wozu er große Bereitschaft machte. Aber er war hernach anderes Sinnes und nahm die Belagerung der Stadt Gera vor, welches denen Naumburgern zu Statten kam.

der Herzog von Pegau unverrichteter Sache abziehen müssen und dann sich trefflich gerüstet habe, die Stadt Naumburg mit Sturm zu erobern, gemeldet worden, es dann weiter heißt: „Wie er nun des Fürhabens gewesen, kümt ihme die Zeitunge, der junge Herr von Gera sey ihme in die Pflege Roda gefallen vnd einen großen Raub an Viehe vnd Güttern von dannen mit sich hinweg gefüret vnd bekam der Hertzog zugleich auch eben spitzige vnd hönische Schreiben von demselben Herrn, darüber er also zornig ward, daß er den fürgenommenen Zug gegen die Naumburg anstehen ließ ꝛc." Man sieht hieraus deutlich, daß der Grund zu der Erbitterung des Herzogs nur erst, wie er schon im Begriffe war, seine Drohungen gegen Naumburg zu erfüllen, eingetreten war, wodurch dessen plötzliche Sinnesänderung und sein Abzug nach Gera vollkommen zureichend motivirt wird. — Ob nun aber mit diesem Ereignisse das Naumburger Kirschfest wesentlich zusammenhängt, oder ob man, nachdem dessen eigentlicher Ursprung nicht mehr bekannt war, jene Sage demselben nur untergelegt habe, wage ich nicht zu bestimmen. Indeß ist vor der Hand wenigstens eben so wenig ein Grund vorhanden, dieses, als jene Begebenheit an sich in Zweifel zu ziehen.

Noch findet aber eine andere Vermuthung leisen Anklang. Könnte es nicht ein Brunnenfest seyn? Sogenannte Brunnenfeste — Fontanea — sind nichts Ungewöhnliches in mehreren Gegenden Deutschland's. In den katholischen Provinzen gab es sonst und giebt es noch geweihte Brunnen, wunderthätige

Quellen, zu denen fromme Gläubige wallfahrten, um ihre Andacht zu verrichten, eine Sitte, die sich vielleicht, wie so manche andere, die die Einführung des Christenthums nicht verdrängte, sondern heiligte, noch aus dem Heidenthume herschreiben mag. Sehen wir nun von der Vermuthung, daß das Kirschfest aus der grauen Vorzeit herrühre*), ab, so liegt uns eine andere Vermuthung näher.

Nicht bloß die Sage von den Hussiten vor Naumburg, sondern auch die Raths-Kämmerei-Rechnungen — welche übrigens dieses Schulfestes, das dort mitunter Fontaneum genannt wird, bei Verrechnung des damit verbundenen geringen Aufwandes seit länger als 300 Jahren gedenken — und andere Nachrichten melden, daß das Kirschfest in vorigen Zeiten in oder an dem Buchholze gefeiert worden, zu dessen Gedächtniß ohne Zweifel noch gegenwärtig, am Tage des feierlichen Auszugs der Knaben, grüne Zweige aus diesem Buchholze herbeigeschafft und unter die Knaben vertheilt werden, mit welchen sie in die Stadt zurückziehen.

In jener Gegend ist also höchst wahrscheinlich die ursprüngliche Veranlassung zu dieser Stiftung aufzusuchen. Wie, wenn wir diese Veranlassung in den der Stadt so wichtigen Quellen erblickten, welche, durch Röhren in die Stadt geleitet, Naumburg seit undenklichen Zeiten — vielleicht seit der ersten Ent-

*) Braun.

stehung — mit seinem ganzen Bedarf an Quellwasser versehen?

Könnte es nicht vielleicht seyn, daß in frühern Zeiten einmal ein Wassermangel eingetreten, wodurch die Stadt in Noth und Besorgnisse versetzt wurde; daß man damals im Buchholz eine ergiebige Quelle aufsuchte und fand und daß dieses unsern biedern und religiösen Vorfahren die Veranlassung gab, dieses, auf das Wohl und die Erhaltung der Stadt so wichtige, Ereigniß durch ein jährliches Fest, im Geschmacke jener Zeit, mit Processionen und religiösen Gesängen zu feiern?

Der Graskönig zu Groß-Vargula
und
das Laubmännchen in der Ruhl.

Seit undenklichen Zeiten wird jährlich der dritte Pfingstfeiertag zu dieser Lustbarkeit angewendet, welche stets, durch den Besuch benachbarter Fremden, lebhafter als die Kirchweihe ist.

Man verfertigt in irgend einer Scheuer, oder sonst an einem schicklichen Orte, eine sehr hohe Pyramide von Pappelzweigen und Blumen, fast in der Art, wie die hohen Hühnerkörbe sind, unter denen man junge Küchlein füttert, doch viel größer und so, daß sie nicht allein weit über den darunter sitzenden, zu Pferde reitenden Graskönig hervorragt, sondern auch in ihren Endzweigen bis auf die Erde reicht. Der obere, ganz spitzig zulaufende und mit einer Fahne besteckte Theil, die Krone, besteht aus geschickt in diese Zweige verwebten Blumen, was einen artigen Anblick gewährt.

Mittags 12 Uhr versammeln sich dort die jungen, berittenen Bursche und auch mitunter einige junge Männer zu Pferde. Der Aufwärter bei'm Tanz, der die Rolle des Graskönigs zu spielen hat und für die drückende Hitze, die er unter der Pyramide ausstehen muß, eine Vergütung erhält, wird nun auf ein lediges Pferd gesetzt und dieß Gebäude über ihn hergestürzt, wo bloß vorn eine Oeffnung angebracht ist, aus welcher er mit dem Gesichte herausssehen und frische Luft schöpfen kann. Ist Alles in gehöriger Ordnung, so geht der Zug fort, den zwei der angesehensten jungen Bursche zu Pferd, im stattlichen Anzuge, mit weißen Stäben, anführen; dann folgen die Musikanten, ebenfalls zu Pferd und nun reitet der Graskönig, dessen Pferd von zwei Männern geführt wird, einher, dem sich dann die übrigen Reiter paarweis anschließen.

Nachdem jedesmal die Anführer zuvor gefragt: Ob es ihnen erlaubt sey, nach alter Sitte den Graskönig aufzuführen? wird derselbe nun zuerst vor das Amthaus, dann vor die Pfarrwohnung, von da auf das Luttèrodtische Gut, zu den Ober- und Gemeinde-Heimbürgen und endlich zu den beiden Kämmerern geführt, wo sie sämmtlich mit einem Trunke Bier bewirthet werden; die vier Letztern aber müssen auch noch jeder einen Kuchen geben. Ist dieses vorüber, so geht der ganze Zug nach dem nahen Sommerberg auf einen Platz, der, wegen der daselbst stehenden Bäume, die sieben Linden genannt wird und hier werden die Banden des Graskönigs gelöst. Die Krone wird dem

Amtmann überbracht und um Gedränge und Unglück unter den Pferden zu verhüten, schließen die Reiter einen Kreis um den König, lösen die Verknüpfungen der Pappelpyramide und tragen die Zweige im Triumphe davon, die sie dann an Fremde und Einheimische verschenken. Man steckt diese Zweige gern auf die Leinäcker, um langen Flachs dadurch zu bekommen und man hat wirklich Beispiele, daß der Flachs, wenn man guten Leinsamen auf ein wohlzubereitetes Feld gesäet, bei recht günstiger Witterung so vortrefflich gerathen ist, wie auf Aeckern, die keine solche Büsche haben. Daß sich diese ganze Feierlichkeit mit Tanz und unschuldiger Fröhlichkeit endet, läßt sich leicht denken.

Dieses Fest, das auch an einigen andern Orten gebräuchlich, ist sehr alt und sein Ursprung nicht mit Gewißheit zu bestimmen. Muthmaßlich schreibt es sich noch von einer Sitte aus den grauen Ritterzeiten des achten und neunten Jahrhunderts her, wo man um diese Jahreszeit in vielen Rittersitzen die Gewohnheit hatte, den Troßbuben und Knappen, welche die Pferde der Ritter und Reisigen auf der Weide hüten mußten, eine Lustbarkeit zu veranstalten, bei welcher Gelegenheit die faulen und nachläßigen Hüter, zum Gespött und zur Strafe, in Büsche und Zweige gebunden, dem Muthwillen der Uebrigen preisgegeben wurden.

Ein ähnlicher Gebrauch findet sich unter den Kinderspielen in der Ruhl. Es ist das sogenannte Laubmännchen. Sobald der Wald anfängt, zu grünen, versammeln sich die Kinder an einem Sonntage,

ziehen in Gesellschaft in die nächste Gegend des wiederbelaubten Waldes und wählen jein's aus ihrer Mitte, aus welchem sie das Laubmännchen machen wollen. Zu diesem Ende brechen sie Zweige von den Bäumen und binden sie rings um den Gespielen, daß weiter nichts sichtbar von ihm bleibt, als die Schuhe. Wo die Augen sind, werden kleine Oeffnungen gelassen, damit er wenigstens sehen kann, was um ihn her vorgeht. Zwei andere Kinder führen das Laubmännchen, damit es sich nicht stoße und falle. Auf allen Seiten hängen bunte Bänder, seidene und wollene Tücher herab, welche ihnen von den Eltern zu diesem Gebrauche geliehen werden. So ziehen sie in Gesellschaft, paarweise, unter Gesang und Jubel, in das Dorf, versammeln sich an einem zum Tanze bequem gelegenen Platz und tanzen singend fort, bis ein Jedes Hunger und Müdigkeit nach Hause zu gehen nöthigt. Eins von den Volksliederchen, welches sie in ihrer Freude singen, ist folgendes, das nach einer einfachen, lustigen Weise gesungen wird:

Bla Köhl, bla Köhl*) sind die besten Pflanzen,
Wenn das Mädchen gessen hat, hebt sie an zu tanzen.
Tanz, Mädch'n, tanz!
Die Schuhe sind noch ganz;
Sind sie dann zerbrochen,
So tanz'n wir auf den Knochen.

*) Blau- (Braun-) Kohl.

Der Milchtanz zu Klein-Geschwenda.

Zu Klein-Geschwenda, einem Schwarzburgischen Dorf in Thüringen, unweit Leutenberg, welches ein Filial von St. Jacob *) ist und ¾ Stunden davon gegen Morgen liegt, ist der Milchtanz merkwürdig, welcher am Johannisfeste gehalten wird.

Nach geendigtem Nachmittags-Gottesdienste geben die Musikanten auf dem sogenannten Herrenhofe drei-

*) St. Jacob ist ein sehr kleiner Ort, der aus einer Kirche, Pfarre, Schule und vier Bauernhäusern besteht. Er liegt, wie gesagt, zur Seite der Stadt Leutenberg gegen Morgen auf einem hohen Berg. In diesem Orte sind drei Brunnen, welche in einer geraden Linie am Wege gefaßt sind, merkwürdig. Vor Alters sind zu dem einen Brunnen von Böhmen aus, viele Wallfahrten angestellt worden. Welcher von den drei Brunnen aber der Heilbrunnen gewesen sey, ist heutiges Tages unbekannt; vermuthlich war es der unterste, da er das beste Wasser enthält.

mal ein Zeichen mit Blasen auf den Hörnern, worauf sich die Einwohner mit ihren Weibern und Kindern daselbst in der obern großen Stube einfinden. Den Kindern, zu welchen sich auch noch andere Kinder aus dem Pfarrspiele gesellen, werden einige große Schüsseln mit Semmelmilch auf den Fußboden gesetzt. Nachdem die Kinder gebetet haben, lagern sie sich nach morgenländischer Art auf den Fußboden um die Schüsseln herum und essen diese Semmelmilch aus ihren eignen Löffeln, deren jedes einen mitbringen muß. Bei dem Essen wird ihnen von den Musikanten Tafelmusik gemacht. Sobald diese Milch verzehret ist, stehen die Kinder auf, beten die gewöhnlichen Dankgebete und gehen bei Seite. Hierauf nimmt nun der Tanz seinen Anfang. Ein jeder Ehemann tanzt mit seinem Weibe drei Reihen, wobei der Schultheiß die Ehre hat, mit seiner Frau den Tanz zu eröffnen. Sodann geht es nach dem Alter in dieser Ordnung, daß ein Paar nach dem andern seine drei Reihen tanzt, und wenn der Hutmann (Hirte) mit seinem Weibe den Schluß gemacht hat, so erhalten alsdann die ledigen Personen die Erlaubniß, den Tanz fortzusetzen, so lange es ihnen beliebt.

Was den Ursprung und die Stiftnng dieses Milchtanzes betrifft, so hat man hiervon diese Nachricht: Als im vorvorigen Jahrhunderte durch den dreißigjährigen Krieg und durch verderbliche Seuchen ein großer Theil von Deutschland verwüstet und verheert worden, so hat dieses Unglück auch diese Gegend betroffen und ist sonderlich durch unterschied-

liche Streifereien der Feinde alles Vieh theils aufgezehrt, theils weggetrieben worden.

In einem alten Kirchenbuche zu St. Jacob findet man eine von dem damaligen Pfarrer Caspar Schreer eingeschriebene und hierher gehörige Nachricht: „Im Jahr 1627, am Sonnabende vor Sexagesimä, sind anderthalbhundert Soldaten mit Roß und Wagen in Leutenberg eingefallen und haben über 10 Täge dagelegen und haben die Bauern müssen alle Täge 1 Ochsen, viele Kälber, Schaafe, Hühner, Eier, Korn, Hafer, Gerste, Butter, Käse, Bier u. dergl. liefern. Den Freitag nach Trinitatis hat das Kaiserliche Volk in hiesiger Gegend so grausam hausiret mit Plündern, Beraubung derer Kirchen, Edelhöfe u. dergl., also, daß in hiesiger Gegend von allem Vieh nicht mehr als eine Henne geblieben und das Vieh ist in einem so hohen Preise geblieben, daß eine Kuh um 110 Mfl. hat müssen bezahlet werden."

Auf solche Weise war diese Gegend von Vieh gänzlich entblößt und das Landvolk war nicht nur seiner besten und gewöhnlichsten Speise, der Milch, beraubt, sondern auch außer Stand gesetzt, um so hohen Preis eine Kuh anzuschaffen.

Als nun der damalige Besitzer des Ritterguts zu Klein-Geschwenda, Heinrich von Watzdorf, zuerst wieder Kühe gekauft, hat er aus Dankbarkeit gegen Gott die Kinder zu Klein-Geschwenda mit der so lang entbehrten und so sehnlichst gewünschten Milchspeise erquickt, um aus ihrem Munde dem Höchsten auch ein Lob zu erwecken und hat zugleich auch die

löbliche Stiftung gemacht, daß von der Zeit an jährlich auf den Tag Johannis des Täufers vom dasigen Ritterhofe den Einwohnern zu Klein-Geschwenda Bier, den Kindern aber Milch, worein Semmel gebrockt, gereicht und dadurch Allen in'sgesammt Gelegenheit gegeben werden sollte, dem höchst gütigen Schöpfer auch für den Segen an Vieh zu danken und zu bitten, daß er denselben, nebst den daher rührenden Speisen, nicht wieder entziehen, sondern vielmehr vor Krieg, Viehseuchen und andern Landplagen behüten wolle. Zugleich hat auch von Watzdorf einen Tanz erlaubt und dabei die Verfügung gemacht, daß ein jeder Ehemann mit seinem eignen Weibe tanzen sollte Dieses wird nun der Milchtanz genannt.

Langensalzer Volksfest der Fuhr- und Ackerleute.

Aus jenen alten Zeiten, wo man so gern das Andenken an merkwürdige Begebenheiten, Großthaten, Beweise von Vaterlandsliebe, Tapferkeit, Treue gegen seinen Regenten u. dergl. durch jährliche Volksfeste zu erhalten und den Enthusiasmus für gleiche Thaten zu befördern suchte, hat sich auch unter andern das Fest der Langensalzer Fuhr- und Ackerleute durch den Gang der Zeiten gewunden und bisher erhalten.

Sein Entstehen ist ungewiß und bloß einige alte Sagen wollen behaupten, daß es schon über zweihundert Jahre gefeiert worden ist. — Daß ihre Fahnen eine Großthat der dunklen Vorzeit zum Grunde haben, möchte wohl historisch richtig seyn, allein ob die Sage, daß sie solche im Jahr 1675, in dem sogenannten Schwedenkriege, mit denen der Tuchmacher, Müller und Schmiede von den Schweden erobert, oder sie im Jahr 1346 bei der Belagerung Langensalza's dem Erzbischof Gerlach zu Mainz bei einem Ausfalle abgenommen, wollen wir weder behaupten,

Unter den Bewohnern Dossenheim's hat sich noch ein altes Volksfest erhalten, welches jährlich auf den Sonntag nach Mariä Himmelfahrt gefeiert wird; es ist der Holzäpfeltanz.

Die Jünglinge des Dorfes, welche an dem Feste Theil nehmen wollen, legen ihren Mädchen, am Vorabend, einige Holzäpfel vor das Fenster, als ein Zeichen der Einladung. Die wohlhabenden Mädchen holen sich nun die Hüte ihrer Tänzer und schmücken sie mit Bändern, künstlichen Blumen und Citronen aus. Des Sonntags, nach geendigtem Gottesdienste, versammelt sich das ganze Dorf in und um einen ziemlich kleinen, eingeschlossenen Hofraum. An einem Tische in der Mitte, sitzen die Musikanten; auf der Mauer ein Junge, der, an einer Fichtenstaude, den Preis des Tages hält, einen mit Bändern geschmückten runden Hut für den Sieger und ein Paar Strümpfe für seine Tänzerin. Zu vier Seiten des Kreises stehen vier Bürger des Orts mit Gewehren, als Kampfrichter, wovon einer den Zweig eines Wallnußbaumes in der Hand hält. Ehe der Tanz beginnt, geht ein Mann mit einem Sacke voll Holzäpfel rings im Kreise umher und leert die Aepfel auf den Boden aus. Außer dem Hofe hängt an einem Baum eine geladene Flinte mit einer brennenden Lunte.

Die Mädchen kommen nicht mit ihren Tänzern; sie stehen, in Gruppen, außer dem Kreis und lassen sich zum Tanze nöthigen. Dieß ist auch der Fall mit manchem jungen Burschen, dem nun das lustige Volk

den Hut vom Kopfe nimmt und in den Kreis wirft, wo er sich jetzt an den Reihen anschließen muß.

Wenn der Tanz beginnt, erhält der Erste in der Reihe den Wallnußzweig und behält ihn in der Hand bis zum nächsten Kreiswärtel, der ihm denselben abnimmt und an den zweiten Tänzer übergiebt. So wälzt sich nun der fröhliche Haufe, unter Scherz und Lachen der Tänzer und Zuschauer (deren Anzahl aus dem benachbarten Heidelberg gewöhnlich sehr groß ist), über die Holzäpfel hin, wobei hie und da ein Pärchen auf die Erde zu liegen kommt, bis die Flinte losgeht und derjenige den Preis davon trägt, in dessen Hand sich in demselben Augenblicke der Zweig befindet. Die Gesellschaft begiebt sich jetzt auf den Tanzboden im Wirthshaus und der Sieger muß die Uebrigen bewirthen, weswegen denn auch nur die reichern Jünglinge des Dorfs an dem Feste Theil zu nehmen pflegen.

Manche Volkslustbarkeiten dieser Art mögen dem Lehnwesen ihren Ursprung verdanken, wie denn auch die Bewohner Dossenheim's versichern, daß mit dem Holzäpfeltanz noch eine Wald- und Weidgerechtigkeit verbunden sey. Man kennt die oft sonderbaren und drolligten Gewohnheiten des Lehnwesens; das Fest, welches der Lehensherr seinen Bauern gab, sollte nicht bloß eine Lust für sie, sondern auch für ihn und seine Familie seyn. Die gute Sitte wurde nicht immer dabei geschont und es mochte auch der Holzäpfeltanz bisweilen nicht die ehrbarsten Auftritte herbeiführen.

Die Reiter zu Fuß.

Eine Kinderlustbarkeit zu Molschleben.

Es gereicht unsern Vorfahren zum Ruhm und zu einem Vorzuge vor uns, daß sie das Andenken an gewisse merkwürdige Begebenheiten mehr, als wir, durch jährliche Feierlichkeiten zu erhalten und auf die Nachwelt fortzupflanzen suchten.

Ein solches Fest findet sich in Molschleben, einem ansehnlichen Ort im Herzogthum Gotha, $1\frac{1}{2}$ Stunde von dieser Stadt, welches seinen Kindern jährlich, gewöhnlich am zweiten Pfingstfeiertage, eine Volkslustbarkeit giebt, die gewiß einer Erwähnung verdient.

Die Veranlassung dazu schreibt sich aus den unglücklichen und traurigen Zeiten des 30jährigen Krieges und zwar höchstwahrscheinlich aus dem Jahr 1642 oder 1644 her, wo Thüringen überhaupt und insbesondere auch die Gothaischen Lande durch die Einquartierungen, Erpressungen und Gewaltthätigkeiten, sowohl der kaiserlichen Truppen, unter dem Commando

des Grafen von Hatzfeld und des General Wahl, als der Schweden, unter dem Feldherrn Königsmark, unsäglich viel leiden mußten. Nachdem die kaiserlichen Truppen lange die Peiniger der unglücklichen Dorfbewohner und so auch der Molschleber gewesen waren, wurden sie plötzlich vom schwedischen General Königsmark überfallen. Noch heißt eine Gegend nach dem Wald und nach Klein-Fahnern zu, die Königsmark, wo dieser General die Kaiserlichen ereilte und ein daranstoßendes Thal, noch jetzt das Todtenthal genannt, bezeichnet die Stelle der blutigen Schlacht, in welcher selbst der kaiserliche General von Breitenthal, von welchem gleichfalls eine Gegend den Namen führt, blieb und des Ortes, wo die im Kampfe Gefallenen beerdigt wurden. Freudig zogen die noch übrigen wenigen Einwohner von Molschleben dahin, um die Erschlagenen und ihre fliehenden Peiniger zu sehen und frohlockend zogen sie und jubelnd ihre Kinder, auf Weidenstäben reitend, in ihre nun ruhigern Wohnungen zurück. Der damalige Besitzer des Gutes, das in den ältesten Zeiten der Familie von Molschleben gehörte, der ohnstreitig am meisten war mitgenommen worden, machte dieses frohe Pfingstfest für die Bewohner des Orts und hauptsächlich auch für die Kinder durch ein Freudenfest merkwürdig und bestimmte, daß, besonders den letztern, jährlich an diesem Tage vom jedesmaligen Gutsbesitzer und dem Pachter der ihm gehörigen Mühle Kuchen und Bier gereicht werden sollte. Obgleich dieses von Witzlebensche Gut in der Folge von den Einwohnern Molschle-

ben's erkauft und unter sich getheilt wurde, so beschloß man doch, diese Feierlichkeit beizubehalten.

Die Knaben, die sich durch einige größere aus ihrer Mitte überall als eine Compagnie Reiter zu Fuß ankündigen und anmelden ließen, zogen paarweis, auf langen Weidenstäben reitend, deren Obertheil bunt geschälet war, mit den Musikern in die Mühle, dann zur Pfarrwohnung, vor das Cantorat, zu dem Schultheißen des Ortes, brachten ihr Vivat, erhielten ihren Kuchen nebst einem Trunke Bier, gingen endlich zum Backhause, wo sie ihre Pferde zerbrachen, den Kuchen austheilten und in der dasigen Schenke mit den Schulmädchen ihren Tanz begannen, mit welchem sich am Abend diese Lustbarkeit endigte, an welcher Einheimische und Fremde Antheil zu nehmen pflegten.

Jetzt ist dieses Fest dem Geschmacke unsers Zeitalters mehr angepaßt worden.

Der Brigittenkirchtag in Wien.

Hier ist des Volkes wahrer Himmel,
Zufrieden jauchzet groß und klein;
Hier bin ich Mensch, hier darf ich's seyn.

Faust.

Das Fahrzeug war vollständig befrachtet, der Capitän lächelte zufrieden und nicht ohne höhnische Schadenfreude auf die übrigen noch leeren Linienschiffe im Hafen und schwang die Peitsche. Das zuverlässigste Signal der Abfahrt aber war der erste Stoß, welchen seine Passagiere empfanden, ein electrischer Ruck, wie jener bei einer Dampfmaschine, die zu arbeiten beginnt; — der erste Stoß des Linienschiffes unterschied sich davon durch potenzirte Vehemenz aufs Vortheilhafteste; man denke sich das Kleingewehrfeuer von dreißig Köpfen, welche sich mit einem Male dadurch wechselseits kennen lernen, indem einer wider den andern schlägt; man denke sich ein plötzliches Auffahren und Hopsen von dreißig Unglücklichen, welche, gleich Galeerensclaven, auf zehn mit Kühhaar oder noch was Schlimmerem gepolsterten Bänken vertheilt, das heißt:

gepreßt sind, man denke sich nun als die Fortsetzung jenes ersten Hopsers alle möglichen Arten von Bewegungen, deren der menschliche Körper fähig ist und zwar unfreiwillig producirt, — man denke sich das Alles und man wird sich aus diesen einzelnen Symptomen eine Vorstellung von der Seekrankheit an Bord eines Wiener Linienschiffes machen können.

In der That, das Wiener Linienschiff hat etwas von der Großartigkeit eines Ostindienfahrers. Seht, wie dieses lange, ehrwürdige Fahrzeug dahinrollt, hochauf wirbeln zu beiden Seiten und vorn und hinten die Wogen des Sandes, der Capitän (doch laßt uns ehrlich seyn und ihn so nennen, wie und was er eigentlich ist; also: der Kutscher) verschwindet ganz zwischen den Passagieren, die er noch zu beiden Seiten zu sich auf den Bock genommen, von seinen beiden Rossen ist fast eben so wenig zu sehen, als von ihm; die Existenz dieser armen Geschöpfe ist fast problematisch. Eben wetten zwei Passagiere, der eine behauptet: „Die Gäule voran wären Schatten"' und der Andere: „sie wären weniger als Schatten". Ein Dritter hielt sie für die Stammeltern jenes fahlen Pferdes, welches am jüngsten Tage ausgreifen wird und von dem in der Apokalypse geschrieben steht: „Der drauf saß, dessen Name hieß Tod". — Indessen hatte der Capitän noch einen müden Spaziergänger am Fußwege daneben gesehen, flugs sprang er vom Bocke, packte jenen zwischen zwei Passagiere, an die Stelle, welche er selbst früher eingenommen hatte, und setzte sich auf den einen von jenen apokalyptischen

Gäulen, welche sich nunmehr mit dreißig Menschen und einem Zeiseler befaßten.

Wollt ihr wissen, welch' ein herrliches Fuhrwerk der Zeiseler besitzt, so denkt euch einen Karren, gestreckt und mager, wie ein Skelett, auf demselben der Länge nach zehn Sitze eingetheilt, deren Polsterung meist aus einem Ueberzuge von gewürfeltem Kattun über einem Brete besteht; über dieser Reihe von zehn Sitzen nun, welche drei Menschen aus dem Grunde bequem fassen, weil jeder Sitzende, um von den Stößen nicht über Bord geworfen zu werden, sich so eng als möglich an seinen Nachbar drängen muß, also über diesen Sitzen und Passagieren erhebt sich ein Verdeck von Segeltuch, etwas feiner als altes Packtuch, aber etwas schadhafter, als neues; — an der ganzen Maschine ist für eine Million nichts zu finden, was einer Feder, und wär's auch nur eine verrostete, ähnlich wäre, Alles ist vollkommen spartanisch eingerichtet, Alles nur auf eiserne Glieder oder auf blaue Flecke berechnet. Dazu denkt euch nun den Capitän, Fuhrmann, „Zeiseler" oder „Linienbauer", wie ihr den Director dieses einfachen Mechanismus nennen wollt, ein Wesen, welches über seiner Jacke statt eines Staubmantels einen Mantel von Staub trägt, welches mit seinem Rippenbrecher von Karren und mit seinen chimärischen Pferden ein einziges Ganzes bildet, — eine Natur, welche getrost eine Rutschpartie vom Tschimborasso aushalten könnte (man weiß nicht, wer mehr wie ein Knochensystem aussieht: der Zeiseler, seine Pferde oder sein Wagen), denkt

euch dieß alles vor einer der Linien Wien's (so heißt die äußerste Umgränzung der Vorstädte), nun denn, da habt ihr den vollständigen Begriff eines Linienschiffes, wie deren zu Dutzenden vor der Mariahülfer, vor der Hernalser, vor der Nußdorfer Linie vor Anker liegen. Diesen Kerlen fehlt auf Gottes Welt nichts, als ihr Hogarth. —

Ein furchtbarer Stoß des Linienschiffes, — es saß fest, es war gelandet. Wie zügellose Matrosen nach langer Seefahrt, wie wilde Katzen vom Baume herab, schossen die dreißig Passagiere von ihren Folterbänken. Wer endlich wieder festen Boden unter sich fühlte, taumelte noch und benutzte die ersten Secunden wiedererwachenden Bewußtseyns dazu, um sich von Oben bis Unten zu besehen und zu untersuchen, ob er sämmtliche Glieder, die er an Bord gebracht, auch wirklich herabgeschafft habe.

Unnöthig ist hier die Sorge, Börse, Taschentuch u. s. w. in Sicherheit zu bringen, man befindet sich hier nicht in Paris oder gar in London; hier ruft die Polizei nicht: „Take care, gentlemen!“ Es lebe die wiener Polizei, die für lange Finger kurzen Prozeß hat; übrigens denkt der ärgste Spitzbube heute nicht daran, sein Vergnügen in anderer Leute Taschen zu suchen; heute verputzt er, was er seit Wochen im Schweiße seines Angesichts erworben, heute ißt, trinkt, lacht, scherzt, küßt, tanzt er, heute ist er splendid und regalirt Jeden, der ihm in die Nähe kommt. — —

Die Brigittenau bildet den nordwestlichen Theil jener großen Donauinsel, auf welcher sich die Leopold-

stadt, der Prater und der Augarten befinden und welche von der Stadt Wien durch den Schanzelcanalarm des Flusses getrennt ist. Von drei verschiedenen Seiten strömt das Volk an den beiden Kirchweihfesttagen (einem Sonntag und Montag) in das Königreich seiner Bacchanalien; die eine Richtung führt durch den Augarten, in welchem wohl nur Wenige mehr des erhabenen Kaisers denken, dessen ganzes Herz sich in dem schlechten Deutsch der Widmung über dem Thore des Augartens ausspricht*), — die zweite, die dritte über eine eigends für die beiden Volksfesttage aufgeschlagene Brücke aus der Rossau her. Der dreißigjährige Krieg hat viele Sünden auf dem Gewissen; die Todsünde: den westphälischen Frieden voran, den Vater des Zopfs und der Langweile. Aber jene schwedische Kanonenkugel, welche am Brigittentage 1645 aus dem Lager des kecken Torstensohn in das des Erzherzogs Leopold Wilhelm am alten Tabor, in die Wolfsau flog und dort sanft wie eine Taube sich vor den Füßen des kaiserlichen Feldherrn niederlegte, war ein Saatkorn, das in einem fruchtbaren Boden aufging.

Der Brigittenkirchtag ist der ächte Fasching für Wien; in der Brigittenau bei Sonnenbrand und Sternenschein, in Staubwolken, in allen

*) Die Ueberschrift heißt:

Allen Menschen
von
ihrem Schätzer.

Düften des Himmels und der Erde feiert er sein lustig Regiment; statt Masken vorzunehmen, wirft dort ein ganzes Volk die Masken der Convenienz bei Seite. Da ist keine Fessel, als die des Weines. Der Fiaker hat endlich gleiches Recht wie der herrschaftliche Kutscher und der Zeiseler nennt sich im schönen Bunde mit ihnen den Dritten. Der Soldat, der Bettler, der Stutzer, der Beamte, der Lastträger, der Schriftsteller, der Ellenritter, die Dame, die Köchin, die Orgelfrau, die Dirne sind sich für wenige Stunden gleich, die goldene Zeit Saturn's scheint wieder hergestellt und — Saturnalien sind's, durch welche sie sich verkündigt.

Eine große Wiese, auf welcher die Wagenburgen der Fiaker, der Linienbauern, der Equipagen, Piquets von Linienmilitär, Polizei zu Pferd und zu Fuß, bildet den Vorhof des eigentlichen Festes. Niemand darf weiter als hierher fahren; hier hört das Privilegium auf, hier beginnt Freiheit und Gleichheit. Bei diesem großen Schauspiele, das einmalhunderttausend Menschen sich selbst geben, wird nur der als Zuschauer geduldet, welcher mitspielt. Diese häßlichen, vom Sonnenbrand wie Skelette gebleichten, vom Staube candirten Bäume, an denen sich der Rauch und Duft wandernder Garküchen hinanschlingt, dieser verbrannte, glitschige Rasen sprechen deutlich: „Lasciate ogni speranza, ihr, die ihr einst im Paradiese noch einen besondern Salon in Anspruch nehmen wollt!" Dafür hörst du auch nie von irgend einem Unglück auf dem Brigittenkirchtage; mitten in den entfesselten Or-

gien, die alle Büsche durchschwärmen, hält eine unsichtbare Macht Ordnung und Sicherheit.

„Platz da!" Eine Familie kommt, der Meister mit dem Mädchen, die Meisterin mit dem jüngsten Buben auf dem Arm, der Lehrjunge karrt ein Bierfaß und kalte Küche hinterdrein; auf dem Fasse sitzt rittlings der älteste Sohn des Meisters und bläs't die Backen voll, stolz wie ein König auf seinem Thron und vergnügt wie ein Gott!

Wie der Strom des Volkes, bis hierher in drei langen, schmalen Canälen geleitet, nun auf einmal sich nach allen Seiten hin ergießt und die Au überschwemmt! Und immerzu neues Anströmen! Kann das Becken (die Insel) diese Zuflüsse alle fassen, die kein Ende zu nehmen scheinen? Welches wachsende Tosen! Welche Sprachverwirrung! Hier poltert breit und ungeschlachtet das reinste lerchenfelder Deutsch, diese unverschämteste Faulheit, diese massivste Brutalität des Dialects. Herr Gott! haben sich alle Schusterjungen verschworen, Musik zu treiben? Hunderttausend Physharmoniken, ärger, als das Gequieke von dreimal so viel Polichinellen. Hier ungarische Kernflüche, als stampfte eine Compagnie ungarischer Grenadiere mit steifen, glänzend gewichs'ten Schnauzbärten jauchzend mit den Gewehrkolben auf den Boden, — dort böhmisch Geschwätz, knarrend und zischelnd, wie die Fuchtel eines Polizeidieners. Hier polnische Juden, da italienische Soldaten. Ein Haushofmeister aus der Altstadt mit Weib und Kind dazwischen. Ein Schreinergesell macht seiner Geliebten Platz und

stößt den demüthigen Subalternbeamten über den Haufen. Du wirst im Strome weiter geschoben, gerade los auf die Drehorgel eines Blinden, den du fast umrennst. Kaum sieh'st du dich um, so bist du schon um zehn Schritte weiter, bist mitten in einen Kreis gedrängt, der sich um ein Zigeunerquartett gebildet hat; vier Teufel, die schwarzen, listigen Gesichter voll Pockennarben mit schmutzigen, krausen Zotenhaaren, die in's Gesicht hereinhängen, die schmutzigen Hemden fallen in Bauschen über die Gürtel herab, welche ihre Lumpen an den Leibern halten; sie spielen Geige, Bratsche und Hackbret; das schwirrt, das zischelt, das saus't und klimpert ohrenzerreißend, als ob Schlangen durch feuchtes Gras und dürres Laub im Urwalde rasselten; jetzt schießen sie empor, jetzt ducken sie sich nieder, ein Wolf streckt jetzt heulend den Kopf aus dem Dickigt, eine Eule fliegt auf — alles still, jetzt ein Schuß; — Ah! das hat der gelbe Pferdedieb gethan! Der Wolf fällt, die ganze Bande drüber her, zieht ihm das Fell ab, zündet Feuer an, jubelt, heult, tanzt rings herum; — — dieß ist der Character der Zigeunermusik, — dämonische Mißhandlung, Höllenzauber in dem wilden Geschrille. — Vorbei! Vorbei! —

Wie herrlich das Auge labend schließt dort die nahe Bergkette den Horizont ab! Wie ernst freundlich ragen die Kuppen des Kahlenberges, des Leopoldsberges mit ihren Mauerkronen in den Tumult des Volksfestes hinein! In den graziösesten Linien schmiegen sich die Höhen von Heiligenstadt,

von Döbling, von Nußdorf*) an jene zwei stillen Zeugen. Niemand denkt heute an sie und doch wimmeln diese Berge, diese mit Reben bepflanzten, sanften Höhen mit ihren reizenden Thälern und Schluchten sonst von lustigem Volke, welches das Kahlenberger Dörfel, Grinzing, Sievering, das Krapfenwaldl**) für sein Eigenthum erklärt. Undankbarer Wiener! Heute sind euch der verbrannte Rasen, der Staub, das Geschrei, das schlechte Wasser und die schlechten Witze tausend Mal mehr werth.

„All's her! meine Herren und Weibsvolk, wer sein Glück probiren will! Das Rössel gewinnt. All's her! — Wer setzt auf den Bauer? — Wer setzt auf den Hirsch? Der Jäger ist leer. Wer will Ohrring' gewinnen? Alleweil' hat der Dicke das Glas'l gewonnen. — Wer setzt auf die Mamsell? All's her! Der Hirsch ist leer!" So kreischen zwanzig alte Vetteln durch einander, die am Saume eines Wäldchens ihre Hazardbanken en miniature auf kleinen Tischen und Tragbuden, auf defecten Strohstühlen aufgeschlagen haben, in einem fort mit den Würfeln klappern, die Würfelbecher hart aufstoßen und, um Gewinnlustige herbeizulocken, auch selbst mit einsetzen. Ihr Gewerb ist verboten, aber der Polizeimann steht selbst vor dem Tisch, guckt eifrig zu und freut sich, wenn die Würfel fallen und ein Glückli-

*) Dörfer nahe bei Wien.
**) Dörfer und Lustorte bei Wien.

cher ein Kinkerlitzchen gewinnt, das er mit drei- bis vierfachem Einsatze theuer genug bezahlt.

„Wart' Lump!" Der Polizeimann, dem dieser Titel, begleitet von einem Stockstreiche, galt, guckt sich dumm erstaunt um; sein Wachtmeister, der ihn so angerufen, steht hinter ihm und fährt also fort: „Weißt Du nicht, was Deine Schuldigkeit ist und stehst da, als wärst D' bezahlt dafür?" — „Ja schaun S' . . ." stammelt der verwirrte Polizeimann . . . . „Nix schaun S'!" ruft der strenge Wachtmeister, den Stock hebend, „Marsch mit den Vetteln. Fort treib' sie". Als er sich zu den Bankhalterinnen wendet, um zu executiren, sind sie schon in bester Flucht, Tragbuden auf den Rücken, Tische, Stühle wie Sonnenschirme über'm Kopf und suchen sich ein neues Plätzchen für ihr Gewerbe.

„Wer schafft*) Tabak?" ruft eine Tabakverkäuferin, „Wer schafft Tabak?"

„Wer keinen hat!" erwidert ihr pathetisch der Bretzelbäcker, der mit seinem langen, von Bretzeln vollgesteckten Mercurstabe vorbeischreitet und seine Stimme in die Wüste also schallen läßt: „Der Bretzenbäck ist da. Brennheiße Bretzen! G'rad' aus dem Ofen! Wer schafft Bretzen? Der Bretzenbäck ist da!"

„Darf ich Ihnen mit einer Bretzen**) aufwarten," fragt auf's Galanteste ein junger Mensch, der ganz

*) „Wer braucht, wer befiehlt Tabak?" Das Wort „schaffen" bedeutet im wiener Dialect stets „befehlen, anordnen?"

**) Bretzel.

wie ein Graf aussieht und dunkle Handschuh trägt, die Dame an seinem Arm, welche ihm etwas geziert erwidert: „O, ich bitte Ihnen! Wenn's halt seyn muß — —." Der junge Graf winkt dem Bretzelbäcker heran, der mit einer Wendung, die einem Hofmarschall Ehre machen würde, seinen Bretzelstock dem galanten Liebhaber entgegenschwingt.

„Beliebt Ihnen vielleicht auch ein g'selchtes Würstel*) dazu?" fragt der Zärtliche auf's Neue und die Schöne wiederholt eben so schüchtern, wie früher: „O, ich bitt' Ihnen, das wär ja all's zuviel!" Der Ritter führt nun seine Dame zu einem der zahllosen wandernden Wurstverkäufer, welche bald hier bald dort mit ihren blechernen Kesseln voll siedenden Wassers, in denen sie geräucherte Würste brühen, Halt machen. Er bezahlt für sich und die Dame und langt selbst in den Topf, um zwei besonders zierliche Stücke herauszufischen. „Ach Herr Je, geben S' Acht!" ruft ihm die Dame erschrocken zu, „so ziehen S' doch ihre Glacéhandschuh aus, Sie ruiniren sich s' ja." — Doch umsonst ist ihre Warnung; schon hat der Elegante den kühnen Griff gethan und überreicht ihr zierlich den Fang. Sie ist einer Ohnmacht nahe, denn jetzt erst sieht sie, daß ihr Ritter — keine Handschuhe trägt. „Mich trifft der Schlag — ein Färber!" schreit sie und hat noch eben so viel Besinnung, das g'selchte Würstl nicht fallen zu lassen; er aber sieht sie stolz an; „Du verachtest mich? Wohlan, ich über-

*) Geräucherte Bratwurst.

lasse Dich Deinem Schicksal!" spricht er kalt; dann mißt er sie von Oben bis Unten, murmelt mit unaussprechlicher Verachtung zwischen den Zähnen: „Küchentrabant!" und ist mit seiner Wurst verschwunden, ehe die verblendete Köchin sich von ihrem Schrecken über die Mesalliance mit einem Färber erholen kann.

„Ein blinder Mann, ein armer Mann!" Seht, wie sein Hündchen, ein Spitz, diesen blinden Bettler führt! Eine alte Dame, welcher ein steifer, gallonirter Schuft von Laquai folgt, begegnet ihm; sie trägt einen Mops im Arm, dem sie wahrscheinlich auch seinen Theil am Volksfest nicht vorenthalten gewollt; wie sorgfältig ist das feiste Thier in ihren Sommershawl gehüllt — damit sich Bibi in der Nachtluft, wenn er mit ihr heimfährt, nicht verkälte. — „Ein blinder Mann, ein armer Mann!" spricht der Bettler leise, da fährt der Mops giftig auf den Spitz, den der Blinde an einer Schnur hält und bellt frisch darauf los; jetzt entwischt er dem Arme seiner Gebieterin, schießt auf den Spitz und beißt. Der Spitz, als ein ehrlicher Spitz, der keinem Bullenbeißer weichen würde, will und kann sich so etwas von einem elenden Mops nicht gefallen lassen und reißt, um sich gehörig vertheidigen zu können, seinem blinden Herrn die Schnur aus der Hand. „Bibi, um Gotteswillen Bibi!" schreit die Dame in Todesangst, — „Jean! Jean! daß dem Bibi nichts geschieht! — Mich trifft der Schlag, wenn das arme Kind gebissen wird! So hau' doch den Spitz, Jean." Bibi und Spitz verlaufen sich indessen im Gewühl; Bibi will den Spitz

nicht aufkommen, Spitz sich nichts gefallen lassen. „Bibi!" stöhnt die alte Dame und fällt ohnmächtig einem jungen Mann in die Arme, der sich ihrer schnell entledigt und sie einem dicken Herrn zuschiebt, welchem bei der heutigen Hitze sein eigner Leichnam schon genug zu schaffen macht; der Dicke ist offenbar einer von jener glücklichen Race der „Hausherren", welche man von allen Residenzen nur in Wien in höchster Ausbildung findet, das lebendige **dolce far niente.** Er schafft sich sehr eilig die alte Dame vom Halse und legt sie in die Arme eines Ungars, der sich mit ritterlicher Courtoisie ihrer annimmt und zu ihr spricht: „Sind Sie zwar altes Weibsbild, sind Sie aber gnädige Frau, Ungar beschützt Frauenzimmer." Da erwacht die Dame, sieht den Schnurrbart, fühlt den Arm des stattlichen Mannes und fällt auf's Neue in Ohnmacht — denn sie ist eine alte Jungfer. Der blinde Mann tappt indessen mit dem Stock um sich und jammert: „Spitzl, mein Spitzl!" Ein Polizeimann*) steht wie ein Pilz, der aus der Erde gewachsen, vor ihm und lies't dem verlassenen Blinden die Leviten. „Was fuchtelt Er mit dem Stock? Weiß Er nicht, daß Er den Leuten hier im Weg ist? Daß die Leute über ihn stolpern können?" — „Eure Gnaden, Herr von Polizei, ein blinder Mann, ein armer Mann!" — „Blind hin, blind her, das kann jeder sagen, s' Betteln ist verboten. Marschir' er mit!" — O mein Spitzl!" — „Spitzl hin, Spitzl her! Ich

*) Polizeisoldat.

bin jetzt Sein Spitzl. Ich will Ihn schon wohin führen. Allons, Marsch!"

Der Polizeimann führt den Blinden fort; dieser schreit in einem fort nach seinem treulosen Spitzl. „Wo ist ein Spitzl?" rufen ein Paar muthwillige Leute (wahrscheinlich sind's Studenten), „ein Spitzl hat sich verlaufen, wer ihn findet, liefere ihn auf der Polizei ab."

„Meinen Sie mich mit Ihren Sticheleien?" erwiderte plötzlich ein zorniges Gesicht, welches ihnen dicht in die Augen guckte. „Meinen Sie mich, frag' ich?"

„Sind Sie denn ein Spitzl?" entgegnete lachend der eine der beiden Schalke — „Sie müssen's besser wissen."

„Wollen Sie mich beleidigen? eiferte der Zornige, von ungefähr aus seinen kleinen grauen Augen stechende Blicke in sie bohrend. „Sie sind verdächtige junge Menschen. Wie heißen Sie?"

„Fragen Sie bei'm Aug' Gottes!" versetzte der Eine.

Schnell hatte sich um die Streitenden ein Kreis versammelt und die lustigen Studenten verschwanden jetzt aus demselben, während der Agent sich bemühte, wie ein Aal gleichfalls durchzuschlüpfen und ihnen auf der Ferse zu folgen.

„Frisches Wasser hab' ich da!" kreischt ein kleiner, zerlumpter Kerl von zehn bis eilf Jahren mit Stentorstimme, indem er ein Fäßchen mit Wasser auf einem Karren fortschiebt.

„Wer schafft Bier, meine Herren und Damen?“ schreit ein ambulanter Bierwirth mit demselben Organ, als stünd' er auf der Gallerie im Leopoldstädter Theater und riefe dort während der Zwischenacte: „Würsti und Bier!“

„Kletzenwasser!“ ruft eine dicke, alte Frau, indem sie den Krahn ihres Fäßchens öffnet, ein Glas mit der von abgekochten dürren Zwetschen gewonnenen Brühe füllt und den Vorübergehenden entgegenstreckt, unstreitig das wohlfeilste, wenn auch nicht das einladendste Getränk, um seinen Durst zu stillen. „Wer schafft Kletzenwasser?“ Ein elegant gekleideter Knabe, ein Kind aus gutem Hause geht eben vorbei. „Schaffen's eppa *) Kletzenwasser, junger Herr?“ schreit die Alte ihm in die Ohren. Ein Schusterjunge, der in dessen Fußtapfen tritt, läßt sich die Einladung nicht zwei Mal sagen antwortet rasch: „Ei warum denn nicht,“ nimmt ihr, ehe sie sich's versieht, das Glas aus der Hand, trinkt es aus wirft es hin und ist aus ihrem Horizonte verschwunden; ihre Verwünschungen verhallen in dem allgemeinen Getöse.

So tief ist heutzutage der Humor des Wiener „Schusterbuben“ gesunken — in den Morast der Zwetschenbrühe: Es ist ein Jammer! — des Wiener Schusterbuben, welcher sonst für den Repräsentanten des gesundesten Straßenwitzes galt, — des Wiener Schusterbuben, welchem Castelli seine fettesten Bären verdankte, — des Wiener Schusterbuben, welcher die Grobheit des

*) Etwa.

Fiakers und die Verschmitztheit des Eckenstehers, das Phlegma des Handwerks und die Elasticität der freien Kunst vereinigte, welcher mit Recht und nach Verdienst ein größeres Renommée besaß, als der Pariser **gamin**, — des Wiener Schusterbuben, welcher **plein pouvoir** für alle Gattungen von Schabernack hatte und in ewigem Kriege mit den Fratschlerinnen*) lebte! Der Wiener

*) Die Wiener Fratschelweiber oder Fratschlerinnen haben einen nicht nur deutschen, sondern wahrhaft europäischen Ruf erlangt. Ueber den Ursprung ihres Namens scheinen die Gelehrten noch nicht recht unter sich einig: denn der Begriff: plaudern, schwatzen, welchen man dem Worte „fratscheln" unterlegt, ist wahrscheinlich ein nur anwendungsweise entstandener und eher glaube ich, daß fratscheln soviel sagen will, wie verkaufen, feilbieten und ich halte es in dieser Beziehung für einen Verwandtschaftsbegriff von „tandeln", von welchem Worte sich dann wieder die „Tandlerinnen" (soviel als Trödlerinnen), der „Tandelmarkt" ꝛc., herleitet. Auf den ehrenvollen Namen „Fratschlerinnen" haben übrigens verschiedene Handelszweige Anspruch zu machen und man sieht, daß in Wien die Glückseligkeit einer solchen Benennung möglichst vielen Personen gegönnt wird. Es sind vorzugsweise folgende Damen, welche sich mit dem schmeichelhaften Prädicate der „Fratschlerinnen" belegen lassen: „Obstlerinnen", „Miliweiber" (Milchweiber), „Fischweiber", „Handlweiber" (Hühnerweiber), „Brodsitzerinnen" (Weiber, welche auf offenem Markte Brod feilbieten), „Kästenbraterinnen" (Weiber, welche gebratene Kastanien verkaufen), „Haderlumpenweiber" ꝛc. ꝛc. Die Branche, in der die Fratschlerinnen ein überwiegendes, unbestreitbares Talent besitzen, ist das Feld der Polemik. Aber sie können auch — ein Talent, welches unsern

Schusterbube hat sich jetzt die Hörner abgelaufen, seine Genialität ist dahin, nur die Physharmonica und das Talent, alle Arien einer neuen Oper am Tage nach

---

besten Polemikern meist gänzlich abgeht, — höflich seyn, ein glänzender Beweis für die Vielseitigkeit ihrer Anlagen. Kauft man bei ihnen Aepfel oder dergleichen, so verziehen sich ihre scharf markirten Gesichter zu einem Lächeln, aus welchem man grobe Höflichkeit herauslies't und ihre Redensarten — die freilich, wie die deutsche Conversation im Allgemeinen etwas von stereotypem Formenwesen errathen lassen — sind nicht ohne Blume und Schmelz. Besonders pflegen sie junge, artig gekleidete Herren mit einer gewissen wüsten Koketterie zu bedienen. Doch kann man den ersten günstigen Eindruck stracks bei ihnen wieder verderben, wenn man sich Zweifel über die Güte des Obstes erlauben, oder zufällig einen Ausdruck wählen sollte, welcher das mehr eigenthümliche und eigensinnige als sittliche Zartgefühl dieser Damen zu verletzen geeignet ist. Der Käufer, welcher einen Augenblick vorher von ihnen noch zu „Ihr Gnoaden" gestempelt wurde, verwandelt sich dann in ihrem Munde mit einem Male zu einem „Lausbub," einem „Hollunk," einem „Schlankl" ꝛc. Ganz besonders vermag man den Grimm dieser Eumeniden rege zu machen, wenn man scheinbar ohne Absicht einen ihrer Obstkörbe umstößt. Die Beleidigte schlägt mit ihrer Zunge so furchtbaren Allarm, daß alle Nachbarinnen sofort von gleicher Begierde, sich auszusprechen, ergriffen werden und der Gegenstand ihres Aergers dadurch in ein förmliches Kreuzfeuer von verbindlichen Redensarten der mannichfachsten Auswahl hineingeräth. Gegen wen, verschuldet oder unverschuldet, ein solcher allgemeiner Völkerkrieg, oder besser Weiberlandsturm, losbricht, dem bleibt gar nicht

der ersten Aufführung auswendig zu können und zu pfeifen, sind ihm geblieben; — ach! welch' ein dürftiger, kümmerlicher Ersatz! —

---

die Zeit zum Spaßen und er hat, sobald die Sache wirklich schlimm geworden ist, noch von Glück zu sagen, wenn er ohne fühlbare argumenta ad hominem davon kömmt. Leicht setzt es von irgend einer der flinken Hände einige „Watschen" — norddeutsch: Ohrfeigen — für ihn ab, die, wenn er Schauspieler ist, ihm auf einige Wochen jede andere Schminke unnöthig machen. Kommt es aber nicht zu einem solchen Aeußersten und läßt der Geschimpfte in stoischer Ruhe die tosende Fluth der Weiberzungen an sich, wie an einem Felsen, endlich ermüden, so steht es zuletzt in seiner Macht, die feindliche Gewalt schnell zu einem Uebergang und zur Bundesgenossenschaft zu bewegen. Er braucht sich der Gekränkten nur auf artige Weise zu nähern, zu versichern, daß er ohne seine Absicht den schwer gerügten Anstoß gegeben habe und durch einige Kreutzer seinem Friedensgebote einen erhöhten Nachdruck geben. Die grimmige Amazone verzieht dann das wutherhitzte Gesicht sogleich zu einer kokettirten Weinerlichkeit, sie beklagt es gerührt, dem Manne so unrecht gethan zu haben: „O schaud's den liab'n Hear'n, i möcht schon woanen;" so ohngefähr lispelt die Versöhnte mit einem schmerzreich-seelenvollen Schluchzen.

Von doppeltem Interesse aber dürfte es seyn wenn es Jemandem gelingt, das wortgepanzerte Heer dieser Damen unter sich selbst uneins zu machen; der polemische Witz, der ihnen in hohem Grad eigen, findet dann nach allen Seiten hin ein verhundertfachtes Echo, man überbietet sich an schlagenden Sarkasmen, in denen man allerdings den Muth dieser deutschen Frauen

„Schöne, neue weltliche Lieder, wie wir s' erst g'kriegt hab'n!" — ruft eine Frau aus, welche auf ihrer umgestülpten Tragbutte sitzt und ein und das andere Exemplar lockend in die Höhe hebt; — vor ihr liegt eine Menge von Traum- und Glücksbüchern, die schöne Melusine und der gehörnte Siegfried, die fromme Kaiserin Helene und der Octavian, die Heimonskinder und der Eulenspiegel, sie vertragen sich auf's Beste mit den Couplets aus dem Lumpacivagabundus, diese guten alten Herren und Damen, welche ein Linzer Buchdrucker alljährlich, mit neuen Röcklein nach altem Schnitte bekleidet, in die Welt schickt, damit sie, wo sie im Volke noch einen Funken von Poesie finden, denselben rüstig anblasen; sie sind wahrhaftig sehr tolerant in der Nähe ihres Erbfeindes Lumpaci, der dagegen wie ein Agent der Brandassecuranz von Stadt zu Stadt reis't und überall löscht, wo er solche Funken findet. — — —

Immer dichter hinein in's Menschengewühl! Ueberall frohe Gesichter, überall straffe Muskeln, überall gute Lungen, überall Hunger und Durst und treffliche Anstalten, um letztere beide zum Schweigen zu bringen. Jedes Gebüsch der ganzen großen Au ist zum Wirthshaus umgeschaffen, Gruben mit Gesträuch versehen die Stelle der Keller, in Zelten wird

---

mehr bestaunen muß, als deren Schaam. Nicht selten gefällt es ihnen, zu ihren verblümten Herzensergießungen im Schlachteneifer mimisch-plastische Commentare zu geben, zu denen oft die heimlichsten Theile ihrer Schönheit als sichtliche Belege herhalten müssen.

gesotten und gebraten, als wären mit dem heutigen Tage alle Ochsen, Kälber, Schweine, Hammel, Gänse, Puter, Tauben, Capaune und Poularde unbarmherzig ausgerottet, als müsse am andern Morgen eine ungeheure Hungersnoth ihre Schrecken über die Kaiserstadt verbreiten. Schmale Lichtungen in den Gebüschen sind gedielt, abgesteckt und, wie Turnierplätze, mit Schranken umgeben, welche mit Laubguirlanden und Streifen farbigen Papiers prangen; — eine Bank für das Orchester dahinter, welches durch eine Geige, eine Clarinette, eine türkische Trommel und Handbecken hinlänglich besetzt ist, chinesische Laternen, für den Abend bereits hergerichtet, — damit ist der Tanzsaal fertig. Man könnte glauben, die ganze Brigittenau wäre heute nur von Israeliten bevölkert, welche ein großes Lauberhüttenfest begehen.

Wirthshaus an Wirthshaus, eines hat ein abentheuerlicheres Schild als das andere. Dort flattert eine ungeheure Fahne aus den Gebüschen hervor und Riesenlettern darauf verkündigen, daß der Wirth „da sey". — „Do san ma". Welcher Stolz des Daseyns! Klingt dieß nicht ganz orientalisch, nicht vollauf und wahrhaft königlich prachtvoll, nicht stolzer, als aus dem Munde Cäsar's, der auch nur drei Worte brauchte, jenes: „veni, vidi, vici"? Ja, stolzer ist dieß: „Do san ma" (da sind wir!) auf der Fahne des Kneipenwirths in der Brigittenau. Nichts, als seiner Anwesenheit, braucht's, um tausend Wünsche zu erfüllen. Er fordert nicht auf, ihn „mit seinem Besuch zu beehren" und empfiehlt nicht seine „reellen

Speisen und Getränke nebst promtester, idealster Bedienung", kurz, er giebt Niemanden ein gutes Wort, er supplicirt nicht bei der Wohlgewogenheit des „hohen Adels und verehrungswürdigen Publicums", — er sagt im großartigen Selbstbewußtseyn nichts, als: „Do san ma" wie einer, dessen Ankunft von Tausenden lang und sehnsüchtig erwartet worden ist. Dieß „Do san ma" ist das schweigende, stolze „**nous voila**" des Solotänzers, der nach glücklich beendigter Pirouette fragend-leuchtenden Blicks das Publicum ansieht.

Ueberhaupt sollte die Wirthshausschilder in der Brigittenau am Kirchtage jeder studiren, der das Volk **quand même**, wie sich's in seiner vollsten Ungenirtheit zeigt, kennen lernen will. Hier am Brigitten-Kirchtage dominirt, wie während der Fastenzeit in Herrnals*), das Bier und verdrängt jeden Gedanken an andere Getränke, bei'm Volke nämlich; denn was ist das „Jägerhaus", wo die vom Erzherzog Leopold Wilhelm in Form eines Zeltes zum Andenken an die seegensreiche Kanonenkugel gebaute Capelle steht, was ist es, was sind die Paar andern, mit einem noblern Anstriche prunkenden Kneipen, in welchen auch Wein und Kaffee geschenkt wird, gegen die Hunderte, vielleicht Tausende der Bierkneipen-Ephemeren, welche in einem Tage (vielleicht erst in der Nacht vorher) aufgeschlagen, nur für zwei bis drei, so lange die Laub-

*) Ort nahe bei Wien mit einem Calvarienberge, wohin in der Fastenzeit stark gewallfahrtet wird.

guirlanden nicht völlig zu Staub gebrannt sind, existiren und dann wie Luftschlösser verschwinden? Die Kneipenwirthe, welche an jenen Tagen flüchtig und leicht, wie Beduinen, aus allen Gegenden nach dem gelobten Lande der Brigittenau ziehen, kennen ihr Publicum: ihre Schilder, hier ein Bogen Papier, dort ein Bret, auf welchem der Weißbinder sein Meisterstück vollendet hat, auf welchem der Titel, die Devise, der Witz stets Erfindung, so wie die Orthographie das eigenhändige Werk des Wirthes sind, reden in Hieroglyphen, die nur das Volk versteht, oft sogar nur der Pöbel. Da ist kein „König von England", sondern ein mit einem bunten Band umwundener Kranz von Hobelspänen, welcher das an andern Orten übliche hieratische Bier-Pantalpha, den zauberisch lockenden Drudenfuß ersetzt; da ist es keine stolze „Stadt Oxford", sondern „das lustige Kleeblatt", bei welchem der Schreinermeister mit Weib und Kind einkehrt; da giebt's keine „sieben Kurfürsten", sondern heißt's „zu den acht Bierköpfen." Doch halt! übersehen wir den von Fliegen und von Kindern wimmelnden zierlichen „Methschank" nicht, der in stolzer Isolirtheit, der einzige seines Gleichen, auf dem Felde alte deutsche Sitte repräsentirt, indessen die Kinder nach den Lebkuchen-Reitern langen.

Wälsche laufen dazwischen hin und her, rufen: „Salami! Salamini! Salamucci! Käso" und schwingen ihre scharfen Messer. Wie ihre Augen funkeln! Diese Käsekrämer und Veroneser Wurstthändler, der Popanz der Kinder, lassen nicht spaßen; das wälsche

Blut kraus't selbst im Moraste noch. Diese Kerle, die in allen Straßen Wien's zu finden sind, die den Prater, die Vorstädte, selbst die nächsten Ortschaften nach allen Richtungen durchkreuzen und in den Wirthsgärten freien Zutritt und das Privilegium haben, ihre Käse und Salami — dem Kellner vor der Nase — zu verkaufen, können den Italiener nicht verläugnen und dieselben spitzen, scharfen Messer, womit sie die Veroneser Wurst und ihre Käse schneiden, rauchten bei dem geringsten Wortwechsel zwischen ihnen schon oft von Blut. Studirst Du das Thierische aus der Physiognomie dieser Kerle heraus, so siehst Du Scorpionen. Seit kurzer Zeit hat ihnen die Polizei den Stachel genommen, sie dürfen — zu ihrem großen Leidwesen — keine Spitzen mehr an ihren Messern tragen.

Doch vorwärts in unserer Schilderschau. „Bei'm lustigen Wirth!" Wie rückt er so freundlich einladend sein sammtnes Käppchen. Der Künstler, der sein Monogramm anzubringen vergessen, hat ihm zwei brennrothe Wangen angemalt, eine Nase wie Karfunkel, ein ewiges Lächeln um die Lippen. Wenn das Original diesem Bilde gleicht, so kann's dem guten Mann an Gästen nicht fehlen. Und doch ist's so einsam auf seinem Tanzplatze, der lustige Wirth, die flinken Kellner, die tollen Gäste sind nirgends zu sehen; nur zwei melancholische Wachen postiren vor seinem Tanzplatze mit gekreuzten Kolben. „Mein Gott, was ist hier geschehen?" — — „Na, was wird's seyn? Vielleicht ist hier wer an der Cholera

gestorben?' — „Sonst Nichts?" — Lustig vorbei! Kein Mensch denkt weiter daran. — Das „goldene Gansel" und die „weiße Schwanne" spreitzen dann ihre Fittige aus; daneben heißt's zur „gebratenen Taube" und auf dem Schilde siehst Du sie, wie sie aus der Bratpfanne dem Glückspilz in den Mund fliegt. Nicht weit davon heißt's „zu der schlimmen Liesel" und in ihrer Nachbarschaft steht der „Bretzenpepi" auf einem Schilde. Der „Herrnhuter", eine in Wien beliebte und auf vielen Schildern zu findende Figur, paradirt auch hier im langen Rock und dreieckigen Quäkerhute; der orthographische Wirth hat, wie jener Bediente den Namen Hercules, das Wort in der Mitte entzwei geschnitten und darunter geschrieben: „Zum Herrn Huterer". Armer „Herr Huterer", schämst Du Dich nicht, neben einem Nachbar zu stehen, der zwar ein Poet, aber sehr weltlich gesinnt ist und über seinem Bosket folgendes Distichon zwischen farbigen Papierguirlanden gesetzt hat:

„Wer will recht besoffen seyn,
Der kehre bei'm Anton Plutzer ein".

Der Wind erweis't dem „Herrn Huterer" einen großen Gefallen und dreht ihn um; so braucht er den Gräuel Gomorra's nicht zu schauen. Das Jägerhaus steht neben der Capelle am Ende der Brigittenau, es ist der nobelste Ort, deßhalb hat der Spaß dort ein Ende; die soliden, die halbschämigen Leute gehen dorthin und treiben in der Brigittenau dasselbe Wesen, was sie allenfalls bei Dommayer in Hintzig, oder

im Dengler'schen Brauhause zu Hütteldorf treiben; auch sie essen und trinken, aber Kaffee und Kuchen, oder sauren Wein und Schinken, manche sogar Bier, Butterbrod und Rettig, dabei schon als eine Art von Publicum, dem das Volk Spaß vormachen muß.

„Aufg'schaut!" — Da stehen wir vor den „Hutschen". Es sind ihrer drei — zwei wie Schiffe geformt, in der Mitte ein hölzerner Pegasus. Juchhe! schallt's hoch aus der Luft herab; die lustigen Bursche halten, gen Himmel fliegend, ihre Schätze um die prallen Hüften; unten auf dem Plane stehen, in aufgestreiften Hemdsärmeln, rüstige Kerle, ziehen aus Leibeskräften die Schaukeln an den Seilen, lassen diese los, daß die Schaukeln hoch aufschnellen, fast überschlagen, fangen sie wieder, wenn sie sich senken und treiben's so fort, wenn die Dame im Schiffchen auch zehnmal ohnmächtig wird, oder herunter ruft: „Hören S' auf, ich steige aus".

Die Sanftern verzichten auf dieß russische Vergnügen und nehmen ihr Luftbad in den „Haspeln", der langweiligsten Anstalt vom Vergnügen, sich — auf- und ab zu bewegen, bei deren bloßer Anschau man Disposition zum Einschlafen empfindet. Wer sich als Kind haspeln läßt, wird von seinem achtzehnten Jahr an des Nachts eine weiße gestrickte Zipfelmütze tragen. Es ist ein Turnen, ohne daß man sich vom Flecke rührt, oder Hand und Fuß bewegt. Wer seine Kinder bestimmt, Maschinen zu werden, lasse sie bei Zeiten abhaspeln.

Da seht lieber den Schmiedegesellen an, wie er, sauber geputzt, mit der Nelke hinter'm Ohr, sich der Kraftwage nähert. Ein alter Franzose, mit einigen rothen Fasern im Knopfloch, ist Inhaber dieser Maschine, wo Jeder durch einen gegen diese geführten tüchtigen Schlag auf Grad und Linie bestimmt erfährt, wieviel Kraft er in den Knochen hat. Soviel ist gewiß: der alte Franzose, der so wortkarg daneben sitzt und mit seinem langen, mumienfarbigen, von hundert Runzeln durchzogenen Gesichte seine Kunden unheimlich anblickt, daß sie machen, wieder weiter zu kommen, der, wenn er den Zeiger rückt, wie der Tod aussieht, welcher die Stunde weis't und wenn er spricht, nur ganz leise, als zirpe eine Grille, in gebrochenem Deutsch von seiner Kunst murmelt, er wird keinen Goliath zu Boden schlagen. Wo hat er das Mark seiner Knochen gelassen? Im Palais Royal? Oder vielleicht an den Pyramiden? An der Beresina? Ein junger Elegant, von Byron's Pommade duftend, tritt heran und versucht seine Kraft. Der Zeiger zittert kaum. Alles lacht; ehe er noch beschämt von dannen zieht, hat der Schmied schon einen Streich mit der Faust geführt, daß der Alte zusammenfährt und die Maschine in Stücke zu brechen droht. Sein Mädchen lächelt ihm seelenvergnügt in's Gesicht und freut sich seiner; da wirft er die Paar Kreutzer froh in die Casse und führt sie zum „Wurstl".

Die große Wiese wimmelt von Hanswurstbuden; in einer werden dieselben Schicksalstragödien aufgeführt, wie in der andern; in jeder treibt der einst so

berühmte „Wurstl" des Praters, von welchem der Wurstl-Prater, der Antipode des „nobeln Praters" seinen Namen empfing, sein Wesen.

Dort sind mehrere umzäunte Plätze, in jedem ein großer gemalter Pierrot von Pappe, dessen weit aufgerissenes Maul aufgeschnitten ist; — neben diesem meckert ein angebundener Bock, oder blökt ein feister Hammel. Viele Neugierige umstehen die Umzäunung, und alle Augen sind auf das kreideweiße Gesicht, auf die zinnoberrothen Lippen der häßlichen Fratze gerichtet. Am Eingange verkündet eine angeheftete Tafel in trotzigster, unnachahmlichster Orthographie:

„Wer mit fünf Ballonwürfen durch dieß Maul trifft, erhält zwei Gulden Conventionsmünze oder den Widder."

Türkische Trommeln schrecken Dich vom Studium dieser Schriftzüge auf, Du folgst den bacchantischen Tönen, windest Dich durch den Menschenknäul und stehest plötzlich vor einer Bude, deren Aeußeres mit den herrlichsten Malereien bedeckt ist. „Belieben Sie nur herein zu spazieren, meine Herren und Damen, kostet nur sechs Kreutzer für die Herren und zwei Groschen für die Damen. Gleich werden wir die Ehre haben, Ihnen zu zeigen, den großen Patagonier, genannt den Riesen, und die andern merkwürdigen ausländischen Thiere. Belieben Sie nur herein zu spazieren, gleich wird die Fütterung beginnen. Dieser Patagonier mißt sechs Fuß sieben Zoll, ausgewachsen wird er zehn Fuß neun Zoll messen. Damen sind frei, wenn Herren für sie bezahlen. Gleich fängt's an."

Der Menagerie gegenüber hat eine Bande von Seiltänzern und englischen Reitern ihre Bude aufgeschlagen; das Orchester thut sein Möglichstes im Spectakelmachen, um Leute heranzuziehen, und hie und da zeigt sich den Jungen, die durch die Ritzen hineingucken, ein prachtvoller Stallmeister im türkischen Costüme. Die Musikanten sitzen oben, wo die Bretterwand aufhört und musiciren rittlings, die große Trommel und die andern Instrumente vor sich in's Freie hinaushaltend und verstärken den Paukentact, indem sie mit den herabbaumelnden Beinen an die hölzerne Wand donnern. Jetzt guckt auch ein armer Hirsch, den der Bajazzo draußen als Tausendkünstler ankündigt, neben dem Orchester oben über den Rand der Holzwand heraus, um die Aufmerksamkeit des Publicums von der Menagerie vis à vis abzuziehen. Dieser Hirsch ist der eigentliche Principal und Nährvater der Gesellschaft; nach seinem Aussehen zu schließen, nähren sich die armen Schelme nicht einmal von Kartoffeln, sondern von Sorgen; „Sorge bringt um", sagt das Sprichwort; nicht wahr! „Sorge hält die Haut über die Knochen gespannt", sollt' es heißen.

Kaum hatte ich meine Blicke von diesem Jammer abgewandt, so hafteten sie schon wieder an Neuem.

„Theater"

steht mit colossalen Buchstaben auf einer vielfach geflickten Leinwand, welche das Portal einer Bude vorstellen soll, die sich von jener Menagerie mit dem

Patagonier, von jenem Cirque olympique mit dem Hirsch an Eckelhaftigkeit nicht beschämen läßt. Ein windschiefer Flötist und eine phantastisch aufgeschmückte olivengelbe Harfenistin stehen vor der Pforte, über welcher zu lesen ist:

„Preise der Plätze:"

„Erster Platz: 4 Kreutzer. Zweiter Platz: 2 Kreutzer. Dritter Platz: 1 Kreutzer Conventionsmünze."

Darunter ist eine Leier gekleckst, — aus der Bude heraus gellt das unausstehliche Geleier einer Drehorgel. Ueberhaupt ist diese Gegend, in welcher so viele Kunstinstitute neben einander stehen, mit Musik reichlich gesegnet: Drehorgeln, Dudelsäcke, Hackbrete, Harfen, Flöten, Papagenopfeifen, Triangel, von wandernden Virtuosen und Dilettanten gespielt, wetteifern unter einander, ein harmloses Ohr taub zu machen.

Mißmuthig wandte ich mich ab und ging geradeswegs auf's Coliseum los. Ich mußte Gedanken und Eindrücke loswerden, welche so schlecht zu dem Brigitten-Kirchtage stimmten, als die hunderterlei Orchester, welche mit einander um die Preisaufgabe stritten, die ein humoristischer Magus auf die tollste Disharmonie gesetzt haben mochte. Ich hoffte im abgeschlossenen Raume des Coliseums etwas unbedrängter und ruhiger aufathmen zu können.

Ich trete ein.

Was ein speculativer Kopf nur irgend dem Bedürfnisse des Volkes, sich zu vergnügen, den naiven

Erfindungen desselben, wie sich's Vergnügen schafft, abgelauscht, ist hier in einem verhältnißmäßig sehr weiten Circus vollständig zusammengefaßt und nobilitirt. Aber eben dieses Raffinement tödtet die eigentliche Bedeutung der Volkslust und präsentirt jeden Spaß wie eine geschmückte, bekränzte Leiche. Es giebt kaum was Drolligeres anzuschauen, als ein Sackwettlaufen, ein Baumklettern, nämlich: wenn's die Leute aus freiem Antriebe thun, um sich selbst Spaß zu machen, wenn die gewandten, geschmeidigsten Bursche des Dorfes lüstern nach dem Kranz auf der Spitze des glattgeschälten Maibaumes blicken, um ihren Schätzen die bunten, flatternden Bänder herunter zu holen und an's Halsbrechen nicht denken; da erquickt der Anblick und man fühlt die eignen Muskeln schwellen und straffer werden. Der Entrepreneur des Coliseums läßt dieß Alles von einigen bezahlten Schlingeln dem Publicum vormachen, damit die noble Welt in ungestörter Bequemlichkeit sich einen Begriff vom Wesen der Volkslust machen kann. Wer sollte über die lahmen Tagediebe lachen? Diese nachgemachte Volkslust paralysirt sich selbst und läßt einen Bodensatz von Eckel und Ennui zurück, der durch keine aufsteigenden Luftballons, durch keine Rutschbahn, keine Seiltänzerei, kein Feuerwerk ausgetilgt wird. In Berlin mag solcher Surrogatspaß angehen; in Wien gedeihen keine Tivolis, das Volk ist dafür zu elastisch, zu leichtblütig; sein Humor stößt, wie gewisse Seeen, alles Todte, alles bloße Raffinement aus.

Ich verließ die drückende Atmosphäre, in welcher der Spaß ganz ernsthaft behandelt und das Vergnügen wie eine Ellenwaare abgemessen wurde, und eilte wieder auf die Wiese, welche sich füglich die „große" **par excellence** nennen lassen kann. Ah! da ist wieder Natürlichkeit, Freude, Häuslichkeit, göttliches **far niente**. Da geht Dir das Herz wieder weit auf, Du athmest freier unter diesen Behaglichen. Hier siehst Du viele Hunderte von Familien aller Stände, Mann, Frau und Kinder, Liebespaare, Lehrjungen, Kindermädchen und Köchinnen, Handwerksbursche und Soldaten in den buntesten Gruppen auf den Rasen gelagert. Die Einen haben eine Guitarre mitgebracht und singen ein Chor, die Andern zechen. Dort drükken sich zwei Liebende die Hände. Der Hausvater läßt den wandernden Drehorgler herantreten und seiner Hausehre nebst Kindern einen Strauß'schen Walzer vorspielen, indeß er auf seinem ausgezogenen Rocke behaglich, wie ein Pascha, dasitzt, den Pudel aufwarten läßt, innerlichst beruhigt durch die Flasche Bier vor sich auf dem Rasen, schmunzelnd bald auf die Kinder, bald auf den braunen Meerschaumkopf blikkend, dessen makellose Erziehung ihm eben so große Sorgfalt gekostet, als die der ersteren. Bretzenbäcker, Salamimänner und Hohllippenweiber wandern rastlos schreiend ab und zu durch die lebendigen Gassen dieses Menschenlabyrinthes und stehen bald hier, bald dort still, wo sie Absatz finden. Der Hausvater wird singlustig, ein leichtes Räuschchen lös't ihm die Zunge, er stimmt ein sentimentales Lied aus seiner Jugendzeit

an, während sich die Haarbeutel*) an andern Orten bereits umfangreicher entwickeln, denn der Tag neigt sich schon zu Abend und jene Armen, welche die Natur mit ewig glühenden Kehlen erschuf, fangen an, sich mit ihren Batterieen und ihrer Munition in's heilige Dunkel der Gebüsche zurückzuziehen, denn sie sind nicht gesonnen, das Schlachtfeld vor dem ersten Grauen des Morgens zu verlassen. Zwischen jenen „Ruhenden auf dem Rasen", von denen gewiß keiner jetzt an die „Ruhenden unter dem Rasen" denkt, entstehen und schwinden, flüchtigen Traumbildern gleich, Gruppen von Tanzenden. Noch in diesem Momente sitzen zwei Liebende friedlich bei einander; plötzlich springt drei Schritte von ihnen ein einzelnes Mädchen wie begeistert auf, ein Dämon ist in sie gefahren, gespenstige Musik, der Außenwelt unhörbar, der wilde Zauber eines Strauß'schen Walzers wirkt in ihrem Kopfe; sie fängt an zu tanzen. Ihr Anblick wird im Augenblicke schon electrisch ansteckend, wie der Veitstanz im Mittelalter. Ehe sie sich einige Mal herumgedreht, stehen schon zwei, drei Paare sprungfertig da. Der dämonischen Anregung entspricht die unheimliche Art des Tanzes. Nicht das Beisammensein der Geschlechter, nein der Tanz als Selbstzweck ist's, was sich hier austobt. Findet das Frauenzimmer keinen Tänzer, so ergreift es die nächste Beste, oder ein Kind, faßt es fest, wirbelt bacchantisch damit herum, Wange an Wange, die Blicke steif zu Boden geheftet, kei-

*) Haarbeutel = Räuschchen.

ne Miene verzogen, zwei Pas bescheiden zurückgetrippelt, dann bei'm dritten mit wahrer Raserei taumelnd voran und geschwenkt; so will's der possirliche Comment der Wiener Köchin und ihres Schatzes, des Knoten, und sie weicht nicht eher vom Platz, als bis die Locken der bleichen Mänade wild fliegen und ihr der Athem vergeht. Dieß Alles begiebt sich ohne den belebenden Puls der Musik; denkt Euch diese Raserei nun erst, angefacht vom Sturm eines Ländlers, wenn richtiger Instinct oder weitsichtige Speculation einen Orgelmann oder Bierfiedler in die Nähe einer solchen Tanzgruppe führen, die augenblicklich von einem Kreise von Zuschauern umschaart ist. Und so schnell wie gekommen, tanzenden Hexen bei'm nächtlichen Sabbath gleich, zerstiebt der Reigen wieder.

Nacht!

Die soliden Leute sind auf dem Heimwege; die Polizei, die Patrouillen haben genug zu schaffen, um unter dem dichten Gewühle der nach Hause Kehrenden Ordnung zu erhalten. — Glaubt nicht, daß die Brigittenau jetzt plötzlich entvölkert sey. Viele Tausend Papierlaternen und Glasglocken zeigen sich zwischen den Büschen auf den Tanzplätzen; im Coliseum sprühen Feuergarben empor, illuminirte Luftballons schweben über vielen hundert illuminirten Köpfen. Der Lärmen, die Musiken, das Johlen, das Freudebrüllen, dieß Alles zusammen macht noch größeren Spectakel als am hellsten Tage. Man unterscheidet keine Gegenstände mehr und nur noch mit Mühe in wechselnder, zweifelhafter Beleuchtung die Massen; Ge-

tümmel und Massen schmelzen in ein einzig ungeheures, von Phosphorstreifen, wie von glühenden Ameisen durchwimmeltes Chaos zusammen. Man wähnt sich in einem Narrenhause zu befinden, oder die Erde hat einen Riß und in der Kluft halten die lustigsten Teufel Fastnacht. Nur ein Höllenbreughel ist im Stande, dieß aufzufassen und zu malen. — — — — — — — — — — —

Beinahe durch zwei Jahrzehnte hatte der Krieg von der Fensterabstürzung in Prag und von Thurn's Erscheinung vor Wien, bis zu Ferdinand's II. Ableben getobt, ohne daß feindliche Fahnen wieder im Angesicht der Hauptstadt sich entfaltet hätten. — 1637 sahen sich zwar Banner und Wrangel bis an die See zurückgedrückt, aber das folgende Jahr war für Ferdinand's neue Alliirte, für die Sachsen, unglücklich. Bernhard von Weimar verfocht seine Absichten auf das Elsaß durch drei Siege, die endlich auch den Fall des wichtigen Breysach erzwangen und als eine pestartige Lagerseuche diesen romantischen Helden und glücklichen Nacheiferer Gustav Adolph's im 36. Jahre plötzlich dahinraffte, geschah gar nichts, von diesem wichtigen Ereignisse, wie von der Niederlage des Pfalzgrafen Carl Ludwig Vortheil zu ziehen (1638 — 39). Als der kühne Banner in seinen Ausschweifungen ertrunken, folgte ihm als Oberfeldherr der Schweden ein noch weit größerer Held, Leonhard Torstenson, von der zartesten Kindheit an Gustav Adolph's vielgeliebter Page, darauf sein Kämmerer, Zögling im großen Waffenhandwerk und erklärter Liebling. Im besten Mannesalter von Gicht

und Zipperlein verzehrt, machte er dennoch die beschwerlichsten Winterfeldzüge mit reißender Schnelligkeit und commandirte vom Tragsessel oder aus der Sänfte. Am 31. Mai 1642 schlug er bei Schweidnitz die Kaiserlichen unter dem Herzog Franz Albrecht von Sachsen-Lauenburg, einst General der Schweden, Vertrauter und, wie ihn Viele offen beschuldigten, Meuchelmörder Gustav Adolph's. Torstenson drang in Mähren ein. Die schlechten Anstalten und die Verzagtheit des Obersten Miniati überlieferten ihm schon am 15. Juni Ollmütz, welches von da an bis zwei Jahre nach dem Frieden in schwedischer Gewalt blieb. Sie streiften nun keck, das feste Brünn zur Seite lassend, bis nach Oesterreich herein, ja fünf kühne Reiter und ein Edelknabe des wohlbekannten Obersten Schlange wagten sich bis an die wiener Donaubrücken, wurden gefangen und gaben dem wiener Volke durch ihre Tracht und Haltung und ihre Sprache, die Niemand verstand, ein seltsames Schauspiel.

Statt des Heerverderbers Gallas, der weder Achtung, noch Liebe, noch Furcht zu wecken wußte, standen Erzherzog Leopold Wilhelm und Ottavio Piccolomini dem Heere vor und drückten Torstenson bis nach Sachsen zurück, wo sie aber (2. Nov. 1642) auf Gustav Adolph's Siegesfeld über Tilly, bei Leipzig, die Schlacht wider Torstenson verloren, der nun neuerdings in Mähren einrückte, und auch den Fürsten Siebenbürgen's, Ragoczy, aufforderte, ihm die Hand zu bieten und die

Pforte zum Bruche zu mahnen. — Es war nur ein kurzer Aufenthalt für Torstenson's Riesenplan, Ferdinanden in Wien den Frieden vorzuschreiben, daß er einen neuen Feind an den Dänen erhielt. Gleich einem Spaziergange machte er den Zug aus Mähren nach Holstein und trieb Gallas, der ihm gefolgt, von der Ostsee wieder über die Elbe in's böhmische Gebirge hinein.

Am 6. März 1645 geschah die Schlacht bei Jankau. Die Uneinigkeit des kaiserlichen Feldherrn Grafen Hazfeld mit den liguistischen Götz und Jean de Werth erzeugte einen verderblichen Ausgang. Götz blieb mit mehreren Generalen todt, Hazfeld wurde mit einer bedeutenden Heersäule gefangen, alles Geschütz und Gepäck fiel in die Hände der Sieger. Des Heeres Trümmer warfen sich in wilder Flucht nach Tabor und Prag, das der Kaiser eilends verließ und dessen Vertheidigung er dem Grafen Schlick übertrug, über Regensburg nach Wien eilend. — Jean de Werth zog in dieser großen Noth mit der baierischen Reiterei nach Hause. Der erste Schrecken übertraf jenen von Tilly's Niederlage bei Leipzig. — Prag rettete nur, daß Torstenson's stolzer Sinn auf Wien gerichtet war. Acht Tage nach der Schlacht stand er schon an der Donau, Iglau und Znaym und mehrere feste Schlösser in seinem Sturmschritte mit fortreißend. Stein erstieg er am 16. März mit Sturm. Am 19. mußte sich der Oberst Ranfft in Krems auf Discretion ergeben. Ragoczy stand mit 22,000 Mann

in Preßburg. — Dürrenstein, Richard Löwenherz Gefängniß und kein unwichtiger Paß an der Donau, wurde gesprengt, Kreuzenstein besetzt und am 29. März Korneuburg mit reicher Beute erobert, darauf die Wolfsbrücken-Schanze an der Donau durch das heftigste Feuer und durch förmliche Approschen gleich einem festen Platze belagert und genommen, worauf Torstenson sein Hauptquartier nach Mistelbach verlegte und vor Allem die Verbindung mit Ragoczy und dem Palatin Ungarn's zu eigenmächtiger Neutralität zu bewegen suchte.

Die kaiserliche Familie, die Schatzkammer, das Archiv wurden nach Grätz geflüchtet. Der Kaiser beschloß, gleich seinem Vater, in Wien das Aeußerste zu erwarten. Der Erzherzog Leopold Wilhelm trat an die Spitze der wenigen Truppen. Jedes Haus mußte zur Stromeshut einen Mann stellen. Die Stände verwilligten den funfzehnten Mann, die Artillerie und gerüsteten Giltpferde. Der Abt von Lilienfeld, Cornelius Strauch, in Rom gebildet, Schriftsteller und Geschäftsmann, leistete in der fürchterlichen Verwirrung, in der viele Herrschaften bis Salzburg und bis Venedig flohen, gar Vieles, was eigentlich die Minister und die Generale hätten leisten sollen. Die Bürgerschaft und die Studenten zeigten denselben trefflichen Geist, wie vor 26 Jahren*); mehrere Ver-

*) Als im Jahr 1619 (den 5. Juni) Thurn vor Wien stand und Ferdinand's II. Lage äußerst mißlich war, da selbst in Wien Gährung herrschte, indem Eras-

ſuche der Schweden, bei Schwechat und bei Heimburg über die Donau zu ſetzen, wurden vereitelt. Erzherzog Leopold Wilhelm war beſtändig im Lager in der Wolfsau am alten Tabor, wo damals die Brücke geſtanden. Als er am Morgen des Brigittentages betend auf den Knieen lag, flog eine ſchwediſche Kanonenkugel in ſein Gezelt und, ohne den mindeſten Schaden, zu ſeinen Füßen nieder. Zum ewigen Andenken ließ der Erzherzog an eben der Stelle und nach der Form ſeines Gezeltes der heiligen Brigitte eine Capelle erbauen und ſeit der Zeit heißt die Wolfsau: Brigittenau und ein fröhlicher Kirchtag wird jährlich an dieſem Tage gefeiert. — — —

---

mus Tſchernembl und Andreas Thonradtel, Herr auf Thernberg und Ebergaſſing, an die Spitze der Proteſtanten traten, die ganz ungeſcheut davon ſprachen, ſich einen andern Herrn zu wählen, Ferdinand in ein Kloſter zu ſperren und ſeine Kinder in der lutheriſchen Lehre erziehen zu laſſen, brachte die katholiſche Bürgerſchaft in Eile 1,500 Mann unter Waffen und bei 600 Studenten drängten ſich in ſchöner Begeiſterung für ihren Erbherrn und ihre Stadt an die Thore und auf die Wälle.

Das Christfest.

Wohl sieht ein Kind im Hochgenuß
Die Weihnachtsbäume blüh'n,
Daran gewiß manch' güldne Nuß
Und bunte Lichter glüh'n.

Karl Beck.

Schon vierzehn Tage vor Weihnachten nehmen die deutschen Städte eine ganz eigenthümliche Physiognomie an. Auf den Straßen und in den Läden ist ein Getreibe, Gerenne und Wogen, als sey die ganze Einwohnerschaft verdreifacht und auf den Beinen. Alles hat die Hände vollauf zu thun, Keiner hat Zeit und Käufer und Verkäufer sind gleich geschäftig, die Einen, ihr Geld los zu werden, die Andern, es an sich zu bringen. Auf dem Markte reiht sich Bude an Bude und dicke Ströme von Menschen fast aller Stände wogen durch diese neuentstandenen Gassen, theils um zu gaffen, theils um zu kaufen, möge der Regen auch in Strömen vom Himmel fließen, möge der Schnee fußhoch fallen. Aus der Nachbarschaft strömt auch noch das Landvolk herbei und macht die Scene bunter und belebter.

Außer dieſen Ausſtellungen auf dem Markt und den etwaigen in den Gaſſen, hat noch jedes Haus, in dem Kleinhandel getrieben wird, ſeine beſondere. Alle Läden ſind feſtlich, ja prachtvoll erleuchtet; vor allen Fenſtern ſtehen Lichter auf eleganten Leuchtern; der Conditor ſtellt das köſtlichſte Naſchwerk und dazwiſchen wahrhafte Kunſtgebilde von Dragant und Marzipan aus; farbige Liqueurs glänzen, gleich Edelſteinen, in hellen Kryſtallflaſchen; zuweilen ſind auch Karrikaturen ausgeſtellt, Abbildungen bekannter, vielbelachter und verſpotteter Originale in Zucker und um dieſe verſammelt ſich dann allemal eine frohlockende Menge *). Noch größer iſt die Pracht und Herrlichkeit in den Putz- und Manufacturläden, die einander an Glanz und Mannichfaltigkeit zu überbieten ſtreben. Die ſchönſten Hüte mit Federn, Blumen und Bändern zeigen ſich in ſtolzer Pracht neben verſchämten Häubchen, deren Aufputz nur daran gehaucht zu ſeyn ſcheint; der ſchwere Sammt, der maleriſche faltenwerfende Atlas, die bunten Cachemirs hängen zwiſchen Stoffen, von denen man glauben ſollte, ſie ſeyen von den Händen der Elfen aus Nebel gewebt. Alles glänzt, Alles ſchimmert, Alles ſucht ſich geltend zu machen, Alles ſcheint zu bitten: Kaufe mich! In den Gold- und Juwelenläden iſt gewiſſermaaſen eine größere Würde, ein feierlicherer Ernſt zu Hauſe; die den Kobolden

*) Anſtatt der ſchön geſchmückten Conditorläden des Feſtlandes, halten in England die Fleiſcher ihre Ausſtellung und einer ſucht den andern mit wahren Urweltsknochen ſeiner gemäſteten Ochſen zu übertreffen.

tief in den Schachten entrissenen Metalle, die farbigen Edelsteine haben etwas Großartiges, Imponirendes; zu ihnen, die unbezweifelt vornehm sind, hat nur der Zutritt, welcher selbst reich und vornehm ist; der Pöbel darf sich ihnen nicht nahen; nach ihnen streckt nur die Dame in Cachemirshawl, nur der feine junge Herr in Glacéhandschuhen die Hände aus; auch hütet man sich wohl, diese Kostbarkeit dem Fenster allzunahe zu bringen: eine Scheibe könnte eingedrückt, ein kecker Griff gethan werden.

Weit bunter noch und auch interessanter sieht es in den großen Galanterie- und Spielzeugladen aus. Dahin wandern und fahren eine große Menge Herren und Damen und kaufen reichlich ein. Hier ist Alles zu haben, was die Pracht eines Salons zu erhöhen vermag, von dem kleinen närrischen Pagoden an bis zur Spieluhr; hier kann man kaum etwas fordern, das nicht gleich zu Befehl stände. Hier werden auch die zum Theil überaus kostbaren Spielzeuge gekauft, woran sich das schon überaus verwöhnte Kind einen Augenblick freut und die dann zu allem Uebrigen in die Spielzeugkammer verwiesen werden, wo sie vielleicht für immer ruhen bleiben.

Auch die Buch- und Kunstläden bleiben jetzt hinter der allgemeinen Schauausstellung nicht zurück. Hier giebt es ebenfalls viel zu thun, denn Bücher und schöne Kupferwerke dürfen auf den Weihnachtstischen nicht fehlen. Die beliebtesten Schriftsteller, die gangbarsten Werke stehen in wahrhaft prachtvollen Einbänden da und harren auf Käufer, die ihnen auch nicht

fehlen. Zum Christfeste will Alles beschenkt seyn und wird es.

Der Jüngling belauscht um diese Zeit auf's Sorgfältigste die leisesten Wünsche seines Mädchens; der zärtliche Gatte blickt tief in die Seele der Gattin, sieht und erkennt, entziffert und lies't Alles, was das stille Sehnen der Genügsamen vor ihm verborgen halten will; der besorgte Vater bricht dem strengen Berufe, der ihn das ganze Jahr hindurch fesselte, endlich einige Minuten ab, um sich im Kreise seiner Lieblinge umzusehen, ihre Bedürfnisse zu erforschen und unter den zahllosen Dingen, die sie, an seinem Halse hangend, in unschuldiger Geschwätzigkeit von seiner Güte heischen, die zu erwählen, die ihnen die größte Freude machen, den größten Nutzen bringen werden.

Der Arme verdoppelt seine Kräfte. Um seine Casse zu füllen, arbeitet er in den langen Winterabenden, entzieht sich an dem kalten Morgen den Schlaf und doch fühlt er die Beschwerden der Arbeit nie weniger, als jetzt. Selbst der filzige Wucherer wird menschlicher; er entsagt den Zinsen, die ihm das eben eingegangene Capital in einigen Wochen nachtragen könnte und legt es zurück, um unvermuthete Wünsche zu befriedigen, die vielleicht Jahre lang genährt wurden. In diesen Wochen verschwindet der Eigennutz von der Erde und den Scepter, den er über die Herzen der Sterblichen ausstreckt, zerbricht die Liebe; Keiner fragt, was er erhalten werde; Jeder denkt nur darauf, wie er erfreuen will, denn die Freude des Geliebten ist auch die seinige. Schöne Augenblicke, die

eine große Masse der Menschheit so achtungswerth, die den größten Menschenfeind irre machen und seinen Haß in Liebe auflösen müssen!

Endlich erscheint der langersehnte heilige Abend, wo die feierliche Bescheerung beginnt. Mit erwartungsvollen, gespannten Mienen harren die Kinder auf das Zeichen des Eintritts — da öffnen sich die verhängnißvollen Pforten und mit lautem Jubel strömt die Schaar in das mit blendendem Lichtglanz erfüllte Zimmer.

Mitten auf dem Tische prangt, mit vielen brennenden Lichtern geschmückt, der Christbaum; seine Zweige sind reich behangen mit Zuckerwerk, vergoldeten und versilberten Aepfeln und Nüssen und um ihn her liegen die Geschenke für Groß und Klein. Hier liegt ein neuer Anzug, dort steht ein Reiter, glänzt Säbel und Patrontasche und voller Freude legt das kleine Mädchen die neue Puppe in die bereitstehende Wiege, während die quiekende Trompete, die schrillende Pfeife und die wirbelnde Trommel der Knaben das Wiegenlied zu bilden scheint*).

---

*) In England (auch in Frankreich) fehlt dem Fest in den Familien die höhere Weihe; so religiös auch der Engländer ist, so sehr er die Freuden des Hauses im Kreise seiner Kinder liebt und so gewissenhaft er die alten Gebräuche bewahrt, so ist doch sonderbarer Weise die Sitte, einen Christbaum anzuzünden, seit etwa 40 Jahren in England in den Städten ausgestorben und nur bei einsamen Dorfbewohnern, besonders in den gebirgigen Gegenden England's, hat sich diese

So dauert die tumultuarische Freude, bis endlich der Gott des Schlafes sich auf die Augen der Fröhlichen senkt und ihnen nun der vielgestaltige Traum die Geschenke in lockender Schöne wieder zeigt.

An manchen Orten geht auch eine verkleidete Mannsperson, der Knecht Ruprecht, in die Häuser, läßt die Kinder ein Gebet hersagen und beschenkt die, welche es können, mit Aepfeln und Nüssen, die andern aber mit einer Ruthe.

Jetzt verschwindet jedoch der Knecht Ruprecht, zur Ehre der Menschheit, immer mehr und mehr. Wie sehr er aber früher im Schwange gewesen, ist daraus zu ersehen, daß am 1. December 1702 von dem fürstlich hennebergischen Landesconsistorium in Schleu-

---

fromme Sitte erhalten; dagegen sind alle Kirchen mit den grünen Zweigen des Elderhaumes, einer Art Flieder, geschmückt, was ihnen eine ungewöhnliche Freundlichkeit giebt. Aber noch ein anderer Zug zeichnet die Physiognomie dieses Festes aus, nämlich die vier Wochen hinter einander ununterbrochene Darstellung einer Pantomime in allen Theatern der Hauptstadt und in den Städten, die ein Theater haben; ja auf den Dörfern führen sogar die Schulkinder eine Pantomime auf. Die Kinderwelt freut sich nicht, wie in Deutschland, auf den Christbaum, sondern auf die Christtagspantomime und die Theater sind jetzt meist mit Kindern angefüllt, unter die sich freilich auch große Kinder genug mischen. Diese Pantomimen sind übrigens voll Ausbrüche des ächten englischen Humors und selbst die politischen Vorfälle der Gegenwart werden stets mit in Erwägung gebracht und oft durch bittere Anspielungen gegeißelt.

singen folgende „Instruction für den Knecht Ruprecht" erschien.

1. Sollten die Scholaren vorher jedesmal und zwar im Beiseyn des Rectors die Actus tentiren, damit er demjenigen, so er bei diesen als unanständig observiret, es sagen möge, wie sie denn auch zuvor demselben jederzeit anzuzeigen haben, wo und in welchen Häusern sie eingelassen werden.

2. Sollte der Anfang zum Herumgehen und Agiren bald nach 4 Uhr gemacht und dieses nicht länger als auf den Nicolausabend eine Stunde, auf den Weihnachtsabend aber drei Stunden währen; jedoch könne man wohl zugeben, daß sich einer von den genannten Knechten Ruprecht's ein wenig Zeit vorher, zu besserer Erhaltung des hier unten abgezielten Zwecks, sehen lassen möge.

3. Sollten der Knechte Ruprecht's dann auf den Nicolausabend nicht mehr als Einer, auf den heiligen Weihnachtsabend aber drei hiermit zugelassen werden, sich einer mehreren Modestie, als bisher, befleißigen, der Peitschen, allen und jeden Tumultuirens und Schreiens, auch andern Alfanzereien, unartiger Händel, Gesticulationen und häßlichen Geberden und Kleidungen gänzlich enthalten, als wodurch der dießfalls intendirte Spaß nicht allein gehindert, sondern auch allerhand Aergerniß gegeben werden könne.

4. Sollten nicht allein ermeldete Knechte sich nicht unterstehen, bald in dieser bald in jener Gasse allein herum zu laufen, oder auf die Leute mit Schlägen und sonst ungebührlich zu tractiren, sondern auch ein

Jeder, so zu denselben gehörte, sich in Allem dergestalt verhalten, damit man hierdurch zu einer scharfen Verordnung nicht Anlaß bekommen möge*).

In Goldberg wird die Christnacht auf eine ganz eigenthümliche Weise begangen. Das Sonderbarste der Feier soll seinen Grund in der im Jahr 1553 gewütheten Pest haben. Nach einem alten, steinernen und fast unleserlich gewordenen Monumente in der Mauer der großen Pfarrkirche ist Goldberg 1553 „durch eine tödtende Pestilenz verturben und über 2500 Menschen umbkommen." Nach der mündlichen Tradition sind nur 25 Wirthe übrig geblieben und alle Häuser verschlossen gewesen, so daß die Uebriggebliebenen Nichts von einander gewußt haben. M. Martinus Tabornus in seinen sogenannten Cladibus Goldbergensibus schreibt von dieser Pest, sie sey so giftig gewesen, daß, wenn man durch eine Gasse gegangen sey, man wenige Häuser offen gesehen habe; Alles sey ausgestorben gewesen, ja auf dem Platze hin und wieder Gras gewachsen und die Anzahl der Verstorbenen habe drittehalb Tausend betragen. Einer dieser von der Pest übriggebliebenen Einwohner nun ging (nach der Tradition) die Christnacht um 2 Uhr

*) Nachmals wurde dieser Unfug in Schleusingen ganz abgeschafft, dagegen aber bis und mit dem Jahr 1772 von den Gymnasiasten bisweilen biblische Vorstellungen, später aber Lustspiele, auf einem kleinen Theater in einer Scheuer gegeben, welche aber als Zeit raubend und mancherlei Unordnung veranlassend, endlich auch unterblieben.

auf den sogenannten Niederring und stimmte daselbst ein Weihnachtslied an, um Diejenigen, welche von der Pest, die der Kälte wegen nachgelassen hatte, noch übrig seyn möchten, aufzumuntern, sich zur Feier dieser, für die Menschheit so glücklichen Nacht mit ihm zu vereinigen. Es fanden sich wirklich Einige zu ihm und nachdem sie noch ein Lied gesungen hatten, verfügten sie sich auf den Oberring, um die da herum noch Lebenden gleichfalls aufzumuntern, in ihren Lobgesang einzustimmen. Dem Andenken dieses rührenden Auftrittes nun soll die jetzige Christnachtsfeier allhier ihre Entstehung zu verdanken haben. Gegen 2 Uhr in der Nacht finden sich oft ein paar Tausend Menschen aus der Stadt, den Vorstädten und den zur Stadt gehörenden Dörfern auf dem Niederring ein, welche zuvor größtentheils der Christnacht in dem hiesigen Franciscanerkloster, die um 12 Uhr ihren Anfang nimmt, beigewohnt haben. Um diese Zeit holt der Stadtwachtmeister die sämmtlichen Nachtwächter, nebst dem sogenannten Ringcantor, welches ein Bürger ist, der eine gute Stimme hat, aus der Zirkelley, führt diese in Procession auf den Niederring und bildet daselbst einen Kreis. So wie die Glocke 2 schlägt, ruft der Nachtwächter die Stunde aus und der Ringcantor stimmt das Lied an: „Uns ist ein Kindlein heut' gebor'n;" ꝛc., worein dann nicht allein die ganze auf dem Ringe befindliche Menge, sondern auch zugleich alle auf beiden Ringen bei erleuchteten und eröffneten Fenstern darauf Wartende mit einstimmen. Nachdem noch das Lied: „Heut'

lobt die werthe Christenheit" ꝛc. abgesungen worden ist, geht es in Procession auf den Oberring, woselbst wiederum ein Kreis gemacht, die Stunde ausgerufen und vom Ringcantor die Lieder: „Wir Christenleut'" ꝛc. und: „Für Freuden laßt uns springen" ꝛc. angestimmt und in der ganzen Stadt weit und breit mitgesungen werden. Dieses Alles geschieht mit vieler Ordnung und wird durch das Sonderbare, den majestätisch heiligen Sang unter freiem Himmel, in einer finstern Winternacht, bei rundum erleuchteten Fenstern, sehr feierlich und rührend.

Nach Beendigung dieser Handlung macht der Stadtmusikus um 3 Uhr auf dem Stadtthurme, mit Pauken und Trompeten, einige Intraden und der Cantor der lateinischen Schule, welcher sich ebenfalls mit seinen Chorsängern dahin begeben hat, singt unter Pauken- und Trompetenschall mit denselben zuvörderst das Lied: „Allein Gott in der Höh' sey Ehr'" ꝛc. (worein die auf dem Ringe Versammelten wieder einstimmen) und führt hiernächst eine dazugesetzte Vocal- und Instrumentalmusik auf, nach welcher um 4 Uhr in der evangelischen Pfarrkirche die Christnacht eröffnet, das bekannte Lied: **Quem pastores etc.**, von 4 vertheilten Chören der sämmtlichen Schulknaben, unter Begleitung der Orgel, abgesungen und hiernächst eine vollständige Vocal- und Instrumentalmusik aufgeführt wird, während welcher Zeit dann, so wie nachher noch, die ganze Kirche von großen und kleinen Kindern mit Sternen von mit Oel getränktem Papier, sogenannten Wachsbäumen u. dergl., die mit unzähligen Wachs-

lichtern beſpickt ſind, erleuchtet wird. Dann wird eine Predigt gehalten und endlich mit dem Te Deum, unter Trompeten- und Paukenſchall, um 6 Uhr des Morgens, dieſe nächtliche Feier geſchloſſen. — — —

Das Weihnachtsfeſt wird bei uns jedesmal den 25. December gefeiert, welcher Tag ſeit dem 5. Jahrhundert als der Geburtstag Chriſti von dem apoſtoliſchen Stuhl in Rom bezeichnet worden war und es gehört keineswegs zu den erſten und allgemeinen Feſten, welche die Kirche nach der Entſtehung des Chriſtenthums feierte. Nicht lange nach den Lebzeiten des Origenes, im Beginne des 4. Jahrhunderts, fing man an, die Epiphanien (τα ἐπιφανεια, **festum apparitionis**) als Geburts- und Tauffeſt Chriſti zu feiern. Nicht unwahrſcheinlich iſt die Vermuthung, daß der Grund zu dieſer Feier in einem Widerſpruche der orthodoxen Väter gegen gnoſticirende Partheien, welche über die Geburt Chriſti heterodox dachten, lag. Noch zur Zeit Auguſtin's (354 — 403) kann das Weihnachtsfeſt kein allgemeines Feſt geweſen ſeyn, denn was er über daſſelbe ſagt, zeigt, daß es als ein minder wichtiges Feſt zu ſeiner Zeit betrachtet wurde, daß es der Feier des Oſterfeſtes ſehr nachſtand*). Höchſt wahrſcheinlich wurde die Feier des Weihnachtsfeſtes erſt gegen die Mitte des 4. Jahrhunderts, oder ſpäter, zuerſt in der orientaliſchen Kirche eingeführt, wie aus einer Homilie des Chryſoſtomus erhellt,

*) Vergleiche darüber, was er in Epist. CXIX. ad Januar. ſagt: Hic primum oportet etc.

welche er vielleicht im Jahr 386 gehalten hat. Hier sagt er ausdrücklich, daß das Weihnachtsfest ein Fest sey, welches man erst seit zehn Jahren in die Kirche eingeführt habe und daß es von Vielen als eine Neuerung verworfen werde; doch fügt er hinzu, daß Manche behaupten wollten, es sey in den Ländern von Thracien bis Spanien vom Anfang an gefeiert worden. Juvenalis, Bischof von Jerusalem, führte das Weihnachtsfest zuerst in seiner Diöces gegen das Jahr 431, ein.

Wäre nun die späte Einführung des Weihnachtsfestes fest begründet, so könnte freilich keine Rede davon seyn, daß man dieses Fest an die Stelle der heidnischen Saturnalien habe setzen wollen. Aber auch die Stimme Derjenigen hat Vieles für sich, die sich gegen die späte Einführung des Weihnachtsfestes erklären. Und wie es aus der angeführten Homilie des Chrysostomus erhellt, war schon zu seiner Zeit die Meinung verbreitet, daß das Weihnachtsfest ein sehr altes Fest sey, wofür sich auch die Päpste erklären.

So sind, wie wir sehen, die Meinungen über die Zeit der Entstehung des Weihnachtsfestes getheilt. Wir folgen hier bei Angabe der Entstehung dieses Festes der allgemeinen und uns sehr wahrscheinlichen Meinung, daß es an die Stelle des Festes gekommen, welches die Römer dem Saturn zu Ehren feierten und welches Saturnalia hieß. Diese Saturnalien wurden bei den Römern 7 Tage lang mit aller möglichen Ueppigkeit und Ausschweifung gefeiert. Sie

waren gleichsam das Fest der Freiheit und der Gleichheit, an welchem der Sclav aufhörte, Sclav und die Herren aufhörten, Herren zu seyn. Der Sclav saß am Tisch und ließ sich von seinem Herrn bedienen. Den 19. December wurden des Morgens früh in dem Tempel des Saturn's eine Menge Wachskerzen angezündet und mit dieser Ceremonie das Fest eröffnet. Durch diese Anzündung der Wachskerzen wollten sie den Saturn versöhnen, welchem sie sonst Menschenopfer gebracht hatten. An diesem Tage schickten die Römer einander allerlei Geschenke, unter welchen auch kleine Bilder waren, welche unstreitig eine Beziehung auf die ehemaligen Menschenopfer haben sollten.

Die Christen wollten die Feier dieser Saturnalien, welche selbst noch von Christen gefeiert wurden, verdrängen und ordneten ein Fest zum Andenken der Geburt Christi an. Sie mußten desto eher auf diesen Gedanken geleitet werden, da die Saturnalien ein Fest der Freiheit und der Gleichheit waren, wo aller Unterschied der Stände aufhörte, wo sogar eine umgekehrte Ordnung der Dinge herrschte. Der Herr war Knecht und der Knecht war Herr. Christus, der König der Könige, war in der Gestalt eines Knechts gekommen und hatte Diejenigen, die Sclaven ihrer Sünden waren, zu Herren und Königen erhoben. Kurz, man setzte das Fest ein, behielt, um doch auch etwas Sinnliches dabei zu haben, viele unschädliche Gebräuche der Heiden bei und gab ihnen eine gewisse Beziehung auf christliche Begriffe. Die Wachskerzen, welche man in dem Tempel des Saturn's

anzündete, zündete man auch in den christlichen Tempeln an und da sollten sie eine bildliche Vorstellung von Christo, dem ewigen Lichte, seyn, welches in die Welt gekommen, alle Menschen zu erleuchten. Die an den Saturnalien übliche Gewohnheit, einander Geschenke zu schicken, behielt man gleichfalls bei. Sie sollten an die geistlichen und himmlischen Güter erinnern, welche Christus durch seine Geburt dem Menschengeschlechte vom Himmel gebracht hatte. Eine besondere Sitte, die in vielen Ländern, besonders in England, noch bis jetzt üblich ist, bestätigt den Ursprung des Weihnachtsfestes von den Saturnalien noch mehr: Man pflegt in den Weihnachtstagen unter den Knechten eines Hauses einen zum Herrn des Hauses zu erwählen, den man den Weihnachtskönig nennt und der über die übrigen Knechte sowohl, als über die Herren diese Tage hindurch eine Art von Herrschaft ausübt.

Der Gebrauch, welcher auch noch jetzt in vielen katholischen Ländern herrscht, Puppen zu verfertigen, welche man Christkinder nennt, die man in der Christnacht versteckt, sie suchen läßt und dem Finder eine Belohnung giebt, scheint sich ebenfalls von der Gewohnheit an den Saturnalien herzuleiten, da man sich einander Puppen zuschickte; wenn nicht vielleicht dieser Gebrauch zu neu ist, als daß man ihn aus Gebräuchen der Saturnalien herleiten könnte und er nicht vielleicht eine sinnliche Darstellung der Begebenheit seyn soll, da die Hirten auf dem Felde von dem En-

gel aufgefordert werden, hinzugehen und das neugeborne Kind zu sehen, welches einstens ein König seyn sollte.

Die Ableitung des Namens Weihnachten ist eben so streitig, als die des Worts Ostern. Einige sagen: Weihnachten wäre so viel, als geweihte, heilige Nacht, in welcher der Erlöser wäre geboren worden und sie durch seine Geburt geheiligt und geweihet habe. Diese Meinung pflegt auch folgender Umstand zu bestätigen: daß man in der ersten Zeit der christlichen Kirche viele Consecrationen und Einweihungen vorzunehmen pflegte; z. B. man consecrirte Brod und Wein zum Abendmahle, weihte Lichter u. s. w., welches auch noch jetzt in der römischen Kirche zu geschehen pflegt.

Andere sagen, Weihnachten sey aus Wein und Nacht zusammengesetzt. Die dieß behaupten, gehen aber in der Erklärung von einander ab.

Einmal soll Weihnachten von Wein und Nacht zusammengesetzt seyn und daher den Namen haben, weil die alten Deutschen gegen das Ende des Decembers häufige Trinkgelage angestellt, sich häufig in Wein berauscht und einander Geschenke mit Wein gemacht hätten. Ihre Gastmahle hätten auch gewöhnlich die ganze Nacht, oder doch wenigstens einen gewissen Theil der Nacht hindurch gedauert. Die Schwärmereien, die von je her unter den Christen in dieser Nacht üblich gewesen sind, scheinen diese Meinung zu unterstützen.

Weit wahrscheinlicher scheint aber doch der Name von einer gewissen Sage herzukommen, welche einige alte Kirchenväter erzählen. Sie sagen nämlich, daß

in derjenigen Nacht, in welcher Christus geboren worden, verschiedene Flüsse und Quellen in Wein verwandelt worden wären und daß dieses noch in derselben Nacht und zu derselben Stunde geschähe, um die Ungläubigen von der Wahrheit der Offenbarung zu überführen. Der Kirchenvater Chrysostomus*) sagt in einer seiner Homilien: daß das Wasser, welches man in der Christnacht schöpfe, sich einige Jahre, ohne zu verderben, erhalte. Und daher, schließt er, möchte wohl die Sage gekommen seyn, daß in der Geburtsnacht des Erlösers die Quellen und Flüsse sich in Wein verwandelt hätten. Der erste Kirchenvater Epiphanius**) nimmt diese Sage als unbezweifelt an, womit er sich sogar Ungläubige zu widerlegen getrauet.

---

*) Johannes Chrysostomus, Bischof zu Constantinopel und einer der berühmtesten Kirchenväter, geboren zu Antiochia um 347, erlernte die Redekunst unter Libanius (314—390) und die Philosophie von Andragathus. Einige Zeit lebte er als Einsiedler in der Nähe von Antiochia, wurde aber 386 Presbyter in seiner Vaterstadt und erhielt durch Predigten außerordentlichen Beifall. Im Jahr 397 wurde er Patriarch von Constantinopel, welche Stelle er jedoch nur 6 Jahre behauptete; denn durch seinen Religionseifer machte er sich viele Feinde, die seine Absetzung herbeiführten. Er starb zu Cumana den 14. September 407.

**) Er war um 310 geboren, ward Anfangs Presbyter zu Eleutheropolis in Palästina, später Bischof zu Salamis auf der Insel Cypern, stand wegen seiner Gelehrsamkeit, besonders in den Sprachen und wegen seiner Heiligkeit in großem Ansehen und spielte in den damaligen kirchlichen Streitigkeiten eine große Rolle.

Der Andere, der 30 Jahre später lebte, erklärt diese Sage für das, was sie wirklich war, für Erdichtung, die sich aber doch auf eine wirkliche Begebenheit gründe. Die Sage war allgemein, das Volk glaubte sie überall, viele Patres glaubten sie und nur der aufgeklärte Chrysostomus konnte sich nicht davon überzeugen. Was war es denn Wunder, daß sich diese Sage zugleich mit der Ausbreitung des Christenthums unter den Deutschen mit verbreitete und von ihnen um so leichter geglaubt wurde, je mehr sie den Wein liebten, welches man überall von ihnen behauptet.

Der Hahnentanz in der Baar.

Hoch auf dem Schwarzwalde liegt die uralte freie Grundherrschaft (nachherige Landgrafschaft) Baar oder Bara, in früherer Zeit ein Eigenthum der allemannischen Herzöge. Villingen war wohl der Hauptort und noch sieht man, in der Nähe dieser Stadt, auf dem Baraberge, die wenigen Ueberreste der alten Baarburg, wo die Gaugrafen ihren Sitz und ihre Mahlstätte hatten.

Zur Zeit Carl des Großen saßen hier die Abkömmlinge des mächtigen Herzogs Gottfried. Graf Kerold oder Gerold, einer der tapfersten Krieger in Allemannien, hatte eine Schwester, Hildegard mit Namen, welche Carl zu seiner Gemahlin erkohr. Die Gauen erhielten nun eine bestimmte Eintheilung und nahmen häufig die Namen der Gaugrafen an, die gewöhnlich in dem Bezirk ihres Richteramtes mächtige Grundbesitzer waren. So wurde die Baar Ver-

toldsbaar genannt, nach dem letzten Kammerboten dieses Namens. Zuletzt gingen die Gauen, mehr oder weniger, in das Eigenthum der Grafen über.

Unter den Birtilonen oder Bertolden der Baar ist wohl auch der Ursprung der Herzöge von Zähringen zu suchen.

Im Jahr 1283 belehnte Kaiser Rudolph, der Habsburger, den Grafen Heinrich den Ersten von Fürstenberg mit der Landgrafschaft Baar, die aber damals schon von weit beschränkterem Umfange war und die Aemter Hüfingen, Blomberg, Löffingen, Möhringen und Neustadt enthielt, die ein freies, unmittelbares Landgericht im Namen des deutschen Kaisers hatten.

Das Land gehört nicht zu den freundlichsten; es liegt hoch und kalt, ist aber doch in einzelnen Gegenden reich an Getreide und Heerden. Die Donau hat hier ihren Ursprung und die Quelle dieses Flusses erinnert an die ältesten historischen Sagen Germanien's. Manche Spuren deuten noch auf die ehemalige Gegenwart der Römer hin und von diesen Höhen aus kämpften die allemannischen Herzöge und Edle lange Zeit hindurch mit Glück gegen die Herrschaft der Franken. Auch gelang es ihnen, von ihrer Freiheit mehr zu retten, als die übrigen deutschen Stämme.

Diesem Umstand und der Lage des Landes ist es wohl zuzuschreiben, daß auch in Sitten und Gewohnheiten Manches übrig geblieben, was anderwärts im Wechsel der Zeit früher untergegangen. Selbst der einfache, treuherzige Character der Bewohner hat noch Einiges von seinem altdeutschen, scharfen Gepräge

und erst die gesellschaftliche Revolution, welche über zwei Welttheile sich ausbreitete und deren furchtbarstes Symptom sich in Frankreich darstellte, mußte auch auf die friedlichen Thäler des Schwarzwaldes einigen Einfluß ausüben.

Im Einzelnen sind diese Gegenden, die dem Geognosten, dem Botaniker, dem Alterthumsforscher und dem Menschenbeobachter so reichen Stoff darbieten, noch zu wenig gekannt. Die Natur selbst hält den Menschen fester in den Gebirgen, als in der Ebene; der Organismus entwickelt sich meist leichter und vollkommener; die Bedürfnisse des Lebens vervielfachen sich weniger, weil sie schwerer zu befriedigen sind und die großen Scenereien, welche die Berge und Thäler darbieten, die mannichfaltigen Formen und Gestalten, die den Menschen bei jedem Schritt umgeben, spiegeln ihre Bilder in ihm ab, erregen seine Phantasie und sein Gemüth und bewahren ihm eine schöne Empfänglichkeit für das Höhere und einen reinen, hellen Blick. Im Kampfe mit der Noth schärft er seinen Verstand, seine Erfindungskraft und seine ganze Lage drängt ihn zu Versuchen im Bilden und Formen der rohen Stoffe, die ihm außerdem werthlos bleiben müßten.

Ein Volkstanz hat sich, neben manchen andern Eigenthümlichkeiten, auch in der Baar erhalten, der sich jedoch von ähnlichen Tänzen wesentlich unterscheidet, weil dabei der Gewinn des Preises nicht bloß vom Zufall abhängt, sondern von der Stärke und Gewandtheit der Tänzerin. Die Scene ist in einer

Scheune; die Zeit, nach der Ernte. Inmitten des Raumes ruht der Hahn auf einer Stange, von welcher ein Querholz ausgeht, mit dem symbolischen Dreiecke, worin ein Glas steht. Um die Stange dreht sich der lustige Walzer in mancherlei mimischen Bewegungen. Hat ein Pärchen den Fleck unter dem Dreieck erreicht, so wirft die Tänzerin sich rasch mit dem Knie auf die Tenne und hebt den Tänzer mit nervigtem Arm empor; berührt er nun mit seinem Kopfe das Dreieck und fällt das Glas, so ist der Preis des Tages gewonnen und Lust und lärmende Freude beginnen erst recht.

Die, welche überall im Rein-Historischen symbolische oder gar mystische Deutungen suchen und wohl auch zu finden wissen, werden auch den Hahn, den Verkündiger des wieder anbrechenden Tages und das Dreieck, welches schon die alten Deutschen kannten, als solche Zeichen ansehen. Die geschichtliche Erklärung liegt aber hier zu nahe, um willkührlich von ihr abgehen zu dürfen. Offenbar hat der Hahnentanz eine frühere Entstehung als der Hammeltanz; schon der weit geringere Geldwerth des Preises weis't, bei jenem, auf eine frühere Zeit hin, besonders aber der Umstand, daß dort nicht das Glück, sondern die körperliche Kraft und Behendigkeit entscheidet. Bei manchen alten Völkern mag der Tanz, zunächst und hauptsächlich, einen Theil ihrer gottesdienstlichen Feier ausgemacht haben; unsern Vätern aber diente er vorzüglich zur gymnastischen Uebung, wie ehemals den Spartanern. Daher die Waffentänze, in welchen die ge-

manische Jugend früh geübt wurde, das Springen über das Feuer u. s. w. Als durch das Christenthum und die veränderte Verfassung gar Vieles in den ältern Sitten und Einrichtungen verändert wurde, mochten zwar auch die Tänze nur noch zur öffentlichen Belustigung dienen, doch behielten sie, da länger, dort kürzer, den ursprünglichen Character der Nation. Der Ernst wird nur nach und nach zum Spiele, am spätesten aber da, wo, wie in den Bergen, die Natur selbst der gesellschaftlichen Entwickelung und Fortbildung fast unersteigliche Schranken entgegengestellt.

Allenthalben hält der Mensch fest, was seit Jahrhunderten mit seinem Leben verwachsen ist; darum ist auch das Heraustreten des Wäldners aus seinen Bergen in die Welt ihm ein Scheiden von sich selbst und das Weh der Heimath wird nur da gefunden, wo unser inneres und äußeres Daseyn mit unserer ganzen Umgebung streng zusammenhängt, wo nicht der Mensch, sondern die Natur und das Schicksal den Menschen erziehen.

Das Fahnenschwenken der Bäckerbursche.

Jährlich am dritten Pfingstfeiertage oder auch zu anderer Zeit, wie es eben Gebrauch ist, ziehen in einigen Städten die sämmtlichen Bäckerbursche im feierlichen Aufzuge mit klingendem Spiel und militärischer Musik durch die Straßen der Stadt und einige aus der Brüderschaft, welche diese Geschicklichkeit erlernt haben, schwenken bunte seidene Fahnen sowohl vor den Häusern ihrer Meister, als anderer angesehenen Einwohner und verschmausen dann in einigen fröhlichen Tagen die erhaltenen Geschenke.

Die Feierlichkeit wird durch einen Tanz und ein Abendessen, woran die tanzenden Töchter der Bäcker Antheil nehmen (nur diesen ist der Zutritt gestattet), beschlossen.

Das Fahnenschwenken ist aber weder in allen deutschen Städten üblich, noch geschieht es in den Städten, wo es gebräuchlich ist, auf einerlei Weise

und zu gleicher Zeit. In Städten, wo überhaupt die Bäcker noch nicht zünftig sind und keine öffentliche Brüderschaft haben, darf es gar nicht geschehen und vielleicht besitzen eben daher bloß diejenigen Städte die Freiheit, wo bei seiner Entstehung die Bäcker schon zünftig waren.

An den meisten Orten wird diese Feierlichkeit nicht mehr begangen und vielleicht wird sie bald ganz entschwunden seyn.

Dieses Recht des Fahnenschwenkens schreibt sich von 1683 her, wo Wien von den Türken hart bedrängt wurde.

Die Ungarn nämlich, mißmuthig über eine Menge von Bedrückungen und Kränkungen ihrer Rechte und Freiheiten, besonders auch über den Druck, den Viele deßwegen erdulden mußten, daß sie sich seit Luther's Reformation zur protestantischen Kirche bekannten, ergriffen die Waffen gegen den damaligen Kaiser Leopold I. und erkämpften wirklich 1681, unterstützt von Frankreich und andern Mächten, unter Anführung des tapferen Prinzen Franz Ragoczi, des Grafen Wesselenji und, nach dessen Tode, des Grafen Tökely, ihre vormaligen Rechte; allein die meisten dieser feierlichen Zusicherungen blieben unerfüllt und sie begannen den Kampf von Neuem mit solchem Nachdrucke, daß sie 1683 mit einer türkischen Macht vor Wien rückten. Der Kaiser kam dadurch in nicht geringe Verlegenheit und er mußte sich mit seinem ganzen Hofstaat aus seiner Residenz nach Linz flüchten, indeß er die Vertheidigung der Kaiserstadt dem

tapfern General Grafen von Stahremberg überließ. Der türkische Vezier Kara Mustapha belagerte jetzt mit 100,000 Mann Wien. Beinahe zwei Monate hielt Stahremberg durch seine heldenmüthige Vertheidigung diese Belagerung aus und schon hatten die Türken eine Menge Minen angelegt, wodurch die Mauern der Stadt in die Luft gesprengt oder ein Gang erzielt werden sollte, durch welchen man die Stadt zu überrumpeln gedachte, als eine Begebenheit sich ereignet haben soll, welche den Plan der Türken vereitelte und den Bäckern so viele Freiheiten verschaffte.

Noch zeigt man in Wien, fast mitten in der Stadt, in der Gegend der berühmten Stephanskirche, ein Backhaus nächst einem Baume, der Eisenstock genannt, in welchen viele Fremde einen Nagel schlagen, um zu bezeichnen, daß sie da gewesen sind. In diesem Backhause entdeckte man zuerst an einem frühen Morgen, daß die Feinde in Anlegung ihrer Minen schon so weit in die Stadt gedrungen waren, daß sie vielleicht von hier aus sich mit leichter Mühe durcharbeiten und in Wien eindringen konnten, ehe man sich dessen versah. Ein Bäckerbursche, der am Morgen in den Keller geht, um die Hefen zu holen, und sie umrührt, bemerkt ein unterirdisches Getöse und wird stuzzig; auch der vor dem Ofen stehende Bursche hört das Arbeiten. Man geht hinab, legt sich mit dem Ohr auf die Erde und hier spürt man genau das Einschlagen des Minirers, hört sogar sprechen und zeigt dieses sogleich an. Jetzt wird der Ort genau unter-

sucht. Man bringt eine Trommel, legt Würfel darauf und sie beben von der unterirdischen Bewegung. Sogleich wird hier eine Gegenmine angelegt und kaum vier Schuh tief stößt man auf die feindliche Mine. Die Arbeiter darinnen werden theils durch Geschütz, theils durch Rauch erstickt und die Mine für die Feinde unbrauchbar gemacht. — Kurze Zeit darauf wurde die Stadt durch herbeigebrachte Hülfe entsetzt.

Dadurch nun, daß durch jene Entdeckung im Backhause Wien von einer so nahen und großen Gefahr errettet wurde, bekamen die Bäcker, unter vielen andern Freiheiten, auch die Erlaubniß, Fahnen zu schwenken und mit denselben feierliche Auszüge zu halten. Ohnstreitig erhielt damals auch die Brüderschaft in Wien jene vortrefflich mit Gold und Silber sehr reich gestickte Fahne, welche 36,000 Gulden gekostet hat.

Kirchweih (Kirchmesse, Kirmse).

Man findet die Kirmse gewöhnlich mehr in Dörfern, als in den Städten, wo sie den Jahrmärkten und Messen gewichen ist; sie dauert, in der Regel, drei Tage und wird mit Musik und Tanz begangen. Den vierten Tag ziehen etliche Bursche, verkleidet und Possen reißend und mit großem Gefolge, durch das Dorf, sammeln in den Häusern der Mädchen, die während der Kirmse auf dem Tanzboden sich befanden, Eier und Speck und verschmausen Abends das Erhaltene. Auch die Mädchen finden sich wieder ein und darf nun der Tanz fehlen? Sonntags darauf ist die sogenannte Nachkirmse, ein Tag, der wieder mit Tanz und Musik beschlossen wird.

Die Kirchweih zu Fürth in Baiern ist eins der glänzendsten Feste der Art. Ehe noch diese Stadt preußisch wurde, begann solche mit einer Ceremonie, die jedoch jetzt abgeschafft ist. Es wurde nämlich am ersten Tage ein Freiheitsbaum errichtet und um denselben her getanzt. Diesen

Tanz mußte der jedesmalige Beamte mit einem Bürgermädchen eröffnen, welche sich dann, als Königin des Festes, nicht wenig auf diese Ehre zu Gute that. Jedes Mal mußten an diesem Tage sechs Mann Bambergische Soldaten kommen und um den Baum in Parade herumziehen; nach diesem verlas der Beamte das sogenannte Friedensgebot und dann feuerten die Soldaten drei Mal und wiederholten dieses dreimalige Feuern vor jedem Wirthshause, so daß es bis in die Nacht dauerte und zu manchem Unfug Anlaß gab. Daher war diese Kirchweih, des Friedensgebots und der sechs Schutzwächter ohngeachtet, wegen der bedeutenden Schlägereien, die dabei vorfielen, gewissermaasen berüchtigt, indem ein Paar zerschlagene Beine oder Arme immer die Freuden dieses Festes erhöhen mußten. — Alles dieses hat sich unter der preußischen und dann bairischen Polizei ganz geändert und die Kirchweih ist nun ein wahres Fest für die ganze umliegende Gegend. Sie fängt am ersten Sonntage nach Michaelis an und dauert 14 Tage hinter einander, die sie auch, wegen der Menge der errichteten Buden, in Absicht des Handels zu einer der bedeutendsten Messen Frankens machen, so daß sie bei weitem die Nürnberger übertrifft.

Schon am Sonnabend hört man überall Instrumente stimmen. Es wird Mittag, und die Geschäftigkeit der Frauen treibt Alles, was männlich ist, aus dem Hause, um die Zimmer recht aus dem Grunde zu poliren und den Reichthum an Silber und Porzellan auszukramen, damit der am Sonntage zu er-

wartende Gast die Ordnung und den Reichthum der Hausfrau bewundern zu können Gelegenheit habe. Es wird Abend und schon steht eine Tafel im Gasthofe des Kronprinzen von Preußen bereit, um bei einem einladenden Souper die von den Erlanger Musikanten mitgebrachten neuen Tänze vorläufig beurtheilen zu können. Nach der Tafel wird zum Brandenburgischen Gasthause promenirt, vor dem gleichfalls ein Dutzend solcher Künstler ihrem Protector, dem Wirth, eine Abendmusik bringen. Man kehrt zurück und, erheitert durch guten Wein, vereinigt sich die Gesellschaft mit den Tonkünstlern zu muntern Gesängen, unter denen die Mitternacht nur zu geschwind heranrückt und dieses Vergnügen zu beschließen mahnt.

Es wird Sonntag: kaum Tag und schon überall die größte Lebhaftigkeit. Tausende von Menschen strömen herbei; auf allen Gesichtern ist Vergnügen zu lesen. Der Anblick dieses frohen Gewühls muß selbst den Misanthropen zur Freude stimmen. Es wird neun Uhr; schon kommen einzelne Wagen und Reiter von Nürnberg und Erlangen. Es wird später und in der Hauptstraße rollen nun Wagen um Wagen herbei, um an Tafeln zu 100 bis 150 Gedecken in den beiden großen Gasthöfen den Gaumen zu kitzeln und sich Kraft zum langen Tanzen zu sammeln. Der Fremde, den das Ungefähr an eine solche Tafel bringt, kann sich gewiß nicht überzeugen, daß er nur einer Kirchweih beiwohne; er glaubt, muß glauben, in einer großen Stadt zu seyn. Geschmackvoll gekleidete Damen und Mädchen, Bürgerfrauen, deren goldene Hals-

ketten und diamantne Ohrgehänge Achtung erzwingen; Officiere verschiedener Mächte in den geschmackvollsten Uniformen; Herren mit Stern und Bändern geziert; Petitmaîtres — Alles sitzt bunt durch einander, alle sind gleich zur Freude gestimmt. Das Essen wird durch gute Musik gewürzt; Alles athmet Vergnügen; nur den jungen Leuten dauert die Tafel zu lange. Endlich verliert sich zu ihrer Freude die Musik und viele Plätze werden leer. Man eilt in den Tanzsaal, um mit dem Liebchen am Arme dahin zu fliegen. Der Abend kommt und eine brillante Beleuchtung überstrahlt die Tänzer, die nun erst sich der Freude recht hingeben. So wird die Nacht im Vergnügen hindurch geschwärmt und nur einige Pausen darf sich das gutbesetzte Orchester zum Ausruhen erlauben. Erst der neue Morgen macht den Beschluß und die aufgehende Sonne leuchtet den sich nun verlierenden Wagen, die oft eine wahre Musterkarte, von der geschmackvollen neumodigen Chaise bis zur hundertjährigen Hochzeitkutsche, zeigen, nach Hause.

Einen neuen, und ich möchte sagen, den herrlichsten Anblick bringt der Montag Abend. Es ist nicht mehr die bunte Menge der Fremden, es ist der Fürther Jüngling, das Fürther Mädchen, was heut sich versammelt. Niedliche Kleidung verschönert die blühende Jungfrau; fast alle sind in die Farbe der Unschuld gekleidet und das Roth ihrer Wangen beschämt selbst das Rosenband ihres artigen Häubchens.

Der Dienstag bringt die sogenannten Honoratioren, die hier aus den Beamten und dem Handel-

stande bestehen. Der Anfang ist zwar etwas steif; aber dieß verliert sich bald und die Damen zeigen sowohl durch ihren Anstand, als durch ihre geschmackvolle Kleidung, daß sie ihren Nachbarinnen in Erlangen und Nürnberg in nichts nachstehen.

Der Mittwoch wiederholt die Scene vom Sonntag, so wie die folgende Woche die nämlichen der ersten, bis zum letzten Mittwoch, an dem mit der Ziehung der Aussteuerungslotterie der Beschluß gemacht wird. Zu diesem Zwecke wird vor der sogenannten Armenschule, die auf drei Seiten von einem ziemlich großen Platze umgeben ist, ein Balkon errichtet und die Geländer davon werden mit rothen Tüchern umhängt. Auf demselben steht auf einem Tische das Glücksrad und ein bis auf das Hemd entkleideter 6- bis 7jähriger Knabe, der die gewinnenden Nummern zieht und mit seinen verbundenen Augen und nackten Armen ganz dem Gott der Liebe gleicht, dessen Assistent er an diesem Tage ist. Jede gezogene Nummer wird, nachdem solche vom Balkon herabgerufen, auf eine schwarze Tafel geschrieben und unter dem Schalle von Trompeten und Pauken vorgezeigt.

So sehr ich Feind von Lotterieen bin, so zweckmäßig finde ich diese in ihrer Einrichtung. Der Handwerksbursche, das Dienstmädchen, Eltern der ärmern Classe können hier wöchentlich einen Kreutzer (3 Pfennige sächs.) bezahlen und ist Eines oder das Andere so glücklich, daß seine besetzte Nummer gezogen wird, so erhält es einen Gewinnst von 150 Gulden.

Die Summe erhält aber der Gewinnende erst, wenn er heirathet und in der Zwischenzeit nur jährlich die Zinsen, die solche abwirft. Die Summe selbst aber ist hinlänglich gesichert; als Fürth noch Preußisch war, wurde sie in die dasige königlich preuß. Bank gelegt.

Auch wohlhabende Leute nehmen Theil an dieser Lotterie und, zur Ehre der Fürther sey es gesagt, recht häufig. Sie nehmen gewöhnlich eine Anzahl von Loosen, schenken solche ihren Dienstboten, oder armen Kindern und werden so die Stifter manches häuslichen Glücks.

Rührend war für mich, erzählt ein Augenzeuge, die Scene, die ich bei dieser Gelegenheit sah. Ein artiges Mädchen suchte sich immer vorzudrängen. Sie stand vor mir, als die lärmende Trompete eine neugezogene Nummer ankündigte und diese auf der Tafel emporgehoben wurde. Aengstliche Freude drückte das Gesicht des Mädchens bei Erblickung der Nummer aus; sie traute ihren Augen nicht. Jetzt verhallte der letzte Trompetenstoß und der Name der Gewinnenden wurde vom Balkon herabgerufen. Das bin ich! rief das Mädchen nun mit einer Stimme, die ich noch jetzt höre; ihre Freude war gränzenlos. Sie konnte vielleicht mit dieser kleinen Summe einen biedern Jüngling glücklich machen! — — — —

Die Kirchweihe ist die Religionshandlung, durch welche eine neuerbaute, oder ihrer Bestimmung eine Zeitlang entzogene Kirche dem gottesdienstlichen Gebrauche feierlich gewidmet wird. Die Sitte, die Kirchen zu weihen, soll seit dem vierten Jahrhundert

entstanden seyn; doch finden sich schon frühere Spuren dieses Festes bei den Ebräern, Griechen und Römern. So feierten die Erstern solche Kirchweihe als ein Fest den 25. Tag des Monats Kislen, 8 Tage lang und zwar zum Gedächtnisse dessen, daß Tempel und Altar vom Juda Maccabäo durch Besiegung der heidnischen Feinde auf's Neue eingeweihet wurden *); eben so begingen sie die Einweihung des Zorobabelischen Tempels den 3. Tag des Monats Adar; eben so die des Herodianischen.

Bei den Katholiken pflegen die Bischöfe, bei den Protestanten die Superintendenten die Weihung der Kirche zu vollziehen. Bei der jährlichen Rückkehr dieses feierlichen Tages wird zwar die Kirche nicht von Neuem wieder eingeweiht, allein der Geistliche erinnert an heiliger Stätte an diesen schönen Tag und einige Tage hindurch währende Schmausereien und Lustbarkeiten suchen noch practischer das Andenken an ihn zu erhalten.

Die Entstehung der Kirchweihfeste fällt in das neunte Jahrhundert und die Schmausereien waren eine Folge der Anordnung des römischen Oberbischofs Gregor I., dem es gefiel, daß man an den Weihetagen der Kirchen und an den Geburtsfesten der Märtyrer und Heiligen Zelte und Lauben um die Kirchen errichten und festliche Mahle mit religiösen Gebräuchen anstellen sollte. Er sagt: (Beda venerabilis hist. eccles. gent. anglic. L. I. c. 30) — ut die dedicationis — — tabernacula sibi

*) Joh. 10. 22.

circa easdem ecclesias, quas ex fanis commutatae sunt, de ramis arborum faciant et religiosis conviviis solemnitatem celebrent etc.

Luther war sehr gegen die Kirchweihfeste eingenommen, wegen der Unsittlichkeiten, die bei denselben vorzufallen pflegten. In der Hauspostille am Tage der Kirchweihe sagt er daher: „Derohalben christliche Obrigkeit von Amtswegen die Kirchweihen, solch säuisch Gefräß und unordentlich Leben billig abschaffen und mit harter Strafe wehren soll, als ein solches Thun, da nichts Gutes jemals auskommen ist.“ Aber eher entsagte man dem Fasten, als diesen Schmausereien, und so hat sich dieses Fest erhalten bis auf diesen Tag und herrscht in einem großen Theile der christlichen Welt.

Man pflegt dieß Fest das Kirchweihfest, auch die Kirchmesse und im gemeinen Leben, in wiefern man besonders die an diesem Tage gewöhnlichen Vergnügungen andeuten will, zusammengezogen, die Kirmse zu nennen, weil es in der römischen Kirche üblich ist, zum Andenken der Stiftung und Einrichtung einer Kirche eine Messe (Kirchmesse) zu halten.

Volksfest zu Questenberg,
am
dritten Pfingstfesttage.

Auf den Blumenfeldern,
In den dunkeln Wäldern
Sucht das Herz mit Beben
Seines Lebens Leben.

Henriette Vermehren.

Unter die bedeutende Anzahl von Ruinen sonstiger Burgen, welche das Harzgebirge auf seinem Rükken trägt, gehören auch die von Questenberg. Man findet sie an seiner mittägigen Seite in der Grafschaft Stolberg, wo sie, eine Stunde von Roßla entfernt, dicht über dem Dorfe Questenberg liegen.

Die Geschichte der Entstehung dieser Burg liegt ganz im Dunkel der Vorzeit, aus dem sie auch schwerlich hervorgezogen werden dürfte; denn daß ein Ritter Roland Quast sie erbaut habe, gehört wohl nur unter die Sagen.

Im zwölften und dreizehnten Jahrhundert besaß sie die Familie von Knaut oder Knut. Kirche und Erbbegräbniß hatte sie in einem Kloster, das nicht fern davon lag und mit sieben Mönchen besetzt war. Die Stelle, wo es stand, heißt noch jetzt die Klaus und die große Glocke auf dem Questenberger Kirchthurm ist aus dem Schutte dieses Klosters herausgegraben worden. Damals hieß das Dorf noch nicht Questenberg, sondern Finsterberg, Vynsterberg, wahrscheinlich weil es zwischen finstern, schattigen Bergen und Wäldern wie eingezwängt lag. Alte Urkunden bezeugen dieß deutlich. Im dreizehnten Jahrhundert verschwand aber dieser Name und von da an hieß es Questenberg. Als Veranlassung dazu erzählt man folgende, durch Tradition bis auf uns gekommene Begebenheit.

Einer der uralten Burgherren von Knut hatte ein einziges Töchterchen, das er, da es ihm die alleinige Frucht seiner Ehe zu seyn schien, unbeschreiblich liebte. Das Kind spielte, wie alle Kinder, gern mit Blumen und pflückte sich deren immer vor den Thoren der Burg im Gesträuche und dem nahen Walde. Die Wärterin, gewohnt, das Kind oft tief in das Gebüsch hineinkriechen und lange ausbleiben zu sehen, saß daher ruhig vor des Thores Pforte bis zu seiner Zurückkunft. Dieß lief lange Zeit gut ab; einstens aber, das Kind war ungefähr vier Jahr alt, blieb es ungewöhnlich lange aus. Der Abend senkte sich herab, es kam nicht zurück. Die Wärterin lief in den Wald, rief es bei'm Namen, schrie und klagte, aber

nur die Felsenwände gaben ihre Klagetöne zurück. Das Kind war fort. Da eilte sie in das Schloß zurück, erzählte das schreckliche Ereigniß und Alles in der Burg versank in tiefe Trauer. Der bekümmerte Vater sandte sogleich nach allen Gegenden seine Knappen aus und ließ alle Gemeinden seiner Dörfer aufbieten, das verlorne Töchterchen aufzusuchen.

Das Kind hatte sich durch immer schönere Blumen immer tiefer in den Wald locken lassen, war in ein finsteres Thal gekommen, durch das kein Weg führte und endlich zu einer Köhlerhütte. Hier hatte es sich vor der Thüre hingesetzt und drehte eben mit seinen zarten Fingerchen einen Blumenkranz, an dem zwei Quasten von Blümchen herabhingen, als es der Köhler mit einbrechender Nacht bei seiner Rückkehr fand. Das Kind lächelte so freundlich zu ihm hinauf, als kenne es den schwarzen Mann schon längst, bot ihm seinen Blumenkranz an und verlangte zu essen. Der Köhler kannte weder das Kind, noch konnte er seinen Namen von ihm erfahren. Er nahm es aber mit Zärtlichkeit auf, drückte seinen rußigen Mund auf die Wangen der lieben Kleinen, trug es in das enge Holzhaus und pflegte sein. Mehrere Tage vergingen so. Kein Verlangen zum Vater zurück zeigte das holde Mädchen; denn es fand hier, wie vor des Vaters Burg, Blumen. Täglich lief es um die Hütte herum, pflückte beide Händchen voll, kehrte zurück, saß dann vor dem Eingang und flocht sie in einander zu kleinen Kränzen.

So fanden es endlich nach mehreren Tagen einige Questenberger. Groß war ihre Freude. Jubelnd und singend nahmen sie die Kleine auf, banden den Blumenkranz, den sie eben wand, an eine Stange, trugen sie vor sich her und der Köhler mußte mitgehen.

In tiefen Schmerz versunken, gestützt auf seine Rechte, saß indessen der bekümmerte Vater auf dem Söller seiner Burg, blickte oft hinab auf den Weg im Thale, eine Thräne rollte über seine Wangen, wenn er immer noch nichts kommen sah. „Ach! sie ist todt, wilde Thiere haben sie zerrissen!" so rief er eben im höchsten Schmerze aus und verbarg sein Gesicht, als er ganz in der Ferne ein Jubeln und Jauchzen hörte.

„Da kommt sie! Da kommt sie!" schrie er laut auf; „denn wer würde es sonst wagen, sich meiner Burg mit solcher Freude zu nähern, wo Alles in tiefer Trauer liegt; sie muß es seyn!"

Was noch in der Burg war, eilte auf diese Worte hinaus vor die Thore, wo man den Weg entlang sehen konnte. Da zogen sie frohlockend den Berg heran mit dem theuren Kind und der Vater taumelte, berauscht von Freude, die Wendeltreppe der Burg herab über den Hof und hinaus ihnen entgegen, die sein Liebstes ihm wiederbrachten. An seinem Halse hing die kleine Jutta, umschlang ihn mit ihren zarten Aermchen, indessen des Vaters bärtiger Mund das Kind liebkos'te, es mit seinen Thränen benetzte und ihm mit seinen Küssen kaum so viel Zeit ließ, einen

Blumenkranz hinzuhalten und zu sagen: „Da, Väterchen, hab' ich die was mittebacht!"

Nun war Alles Jubel und Freude in der Burg. Die Stange mit dem Blumenkranze wurde im Burghof aufgepflanzt und die Knappen und Bauern tanzten und zechten um sie herum, bis tief in die Nacht hinein. Zum dankbaren Andenken schenkte der glückliche Vater den Questenbergern einen Strich Waldes und der Gemeinde des ihm auch gehörigen Dorfes Roda den Holzfleck, wo das Kind vor der Köhlerhütte gefunden worden war. Das Holz ist nachher ausgerottet und in eine Wiese verwandelt worden, die noch gegenwärtig die Fräuleinwiese heißt und zu den Grundstücken des Predigers in Roda gehört.

Ferner gab er, veranlaßt durch die Blumenquasten, welche den Kranz des Kindes zierten, seiner Burg und dem Dorfe den Namen Questenberg und die Questenberger feierten nun jährlich diesen Tag durch Aufrichten eines Baumes auf dem höchsten Berge der Gegend, den sie mit einem Kranze, wie der des Kindes war, schmückten. Dieses Freudenfest wird noch jetzt jährlich am dritten Pfingstfesttage, jedoch mit einigen durch die Umstände nothwendig gewordenen Abänderungen, gefeiert. Es ist ein Volksfest gewiß einzig in seiner Art.

Den jungen Burschen und Männern des Dorfes ist es nämlich erlaubt, sich die größte Eiche im Walde, welche sie nur auffinden können, auszusuchen. Diese hauen sie am Tage vor dem Pfingstfest ab und nehmen ihr eine halbe Elle vom Stamm alle

Aeste. Das Abgehauene gehört ihnen. So bleibt der Baum bis zum dritten Festtage liegen, wo sie ihn vor Aufgang der Sonne, von einem jauchzenden Haufen Zuschauer begleitet und mit Musik, den hohen sogenannten Questenberg dicht über dem Orte hinanbringen. Sie müssen aber, dem Herkommen gemäß, den Baum bloß mit den Händen und ohne helfende Werkzeuge, noch durch Pferde, hinanwälzen oder ziehen. Oben auf der Höhe wird er nun aufgerichtet und an seiner Spitze ein Kranz von grünen Birkenzweigen in der Größe eines Wagenrades befestigt, an dessen beiden Seiten große Quasten von eben solchen Zweigen hängen.

So war es sonst ein Jahr um das andere. Jetzt aber dürfen sie sich immer nur nach acht Jahren einen neuen Baum aussuchen und erhalten dafür in den übrigen sieben Jahren jedes Mal acht Thaler als eine Vergütung. Im achten Jahre findet aber die Behandlung und Aufrichtung des Baumes in der eben erwähnten Art statt.

Ein Augenzeuge, der das Fest mit ansah, als der Baum erst vier Jahre gestanden hatte, beschreibt dessen Begehung also: Die männlichen Einwohner des Dorfes zogen, mit Gewehren versehen, mit Federbüschen geschmückt und von Musik begleitet, früh vor Aufgang der Sonne auf den Berg. Hier nahmen sie den verdorrten Kranz des vorigen Jahres herunter, holten aus dem Walde Birkenzweige, wanden einen neuen Kranz und zogen ihn mit vieler Mühe und Anstrengung den Baum hinan, wo er wieder für ein

Jahr befestigt wurde. Dieß alles geschah unter dem Zulauf einer Menge Menschen und unter stetem Jubeln, Schießen und Musiciren. Als nun gegen zwölf Uhr Mittags der Kranz festsaß, schoß man drei Mal durch seinen Zirkel hindurch und verließ alsdann die steile Höhe, auf der die Zahl der Zuschauer aus der umliegenden Gegend mit jeder Stunde zugenommen hatte. Unten ordnete sich die bewaffnete Mannschaft, zog mit Musik vor die Wohnung des Predigers, gab hier eine Salve und führte diesen dann feierlich in die Kirche, wo Gottesdienst gehalten und über den gewöhnlichen Text des dritten Pfingstfesttages gepredigt wurde. Die Kirche war mit Zuhörern überfüllt und doch faßte sie kaum den dritten Theil der anwesenden Menge. Was nicht hineinging, trieb sich indessen umher und that einzelne Freudenschüsse, selbst dicht bei der Kirche. Nach geendigtem Gottesdienste bildeten sich an verschiedenen Orten Tanzpartieen und auf diese Art beschloß man das Fest und den Tag.

Es könnte scheinen, als ob die Wortforschung die Volkssage hervorgebracht habe, wie das nicht selten der Fall ist; indessen sehe ich gar nichts Unwahrscheinliches und Unmögliches in der Tradition. Ein Vater verliert sein Kind, die Unterthanen bringen es ihm zurück, natürlich bezeigt er sich dafür dankbar und da ihm die Begebenheit wichtig ist, so ordnet er ein jährliches Fest der Erinnerung an. Das Fest war ganz im Geiste der Volksfeste eingerichtet; natürlich, daß es sich da erhielt und auf Ur- Ur- Urenkel forterbte. Der Hergang der Begebenheit ist so ganz

plan und natürlich, mit keiner Zauberei und Unbegreiflichkeit ausstaffirt, warum sollte sie nicht wahr seyn? Documente kann man freilich darüber nicht anführen; denn solche Ereignisse wurden damals selten aufgezeichnet.

Noch eine andere mit diesem Feste in Verbindung stehensollende Reliquie aus jener dunkeln Vorzeit sieht man hier an jedem Pfingstfeste erneuert auftreten. Es muß nämlich einer der Bewohner des Dorfes Roda, das, wie erwähnt, den Holzdistriet, worin das verlorne Kind wiedergefunden wurde, geschenkt erhielt, jährlich am zweiten Festtage vor Sonnenaufgang dem Prediger in Questenberg ein Brod und vier Stück Käse bringen. Der Prediger muß über den richtigen Empfang dieses Geschenks dem Ueberbringer einen Schein ausstellen und dieser muß noch vor Sonnenaufgang Questenberg wieder verlassen. Geschieht dieses nicht Alles genau, so wie es vorgeschrieben ist, kommen diese Käse zu spät, oder ist der Ueberbringer nicht zur rechten Zeit wieder fort, so hat die Questenberger Gemeinde das Recht, das beste Rind aus der Heerde von Roda von der Weide wegzunehmen. Auf dieses Recht halten die Questenberger mit vieler Strenge und sind mit dem Grauen des Morgens schon vor der Thür des Predigers, um aufzulauern, ob sich auch der Roda'sche Gesandte zu rechter Zeit mit seinem Tribut einfindet.

In dasiger Gegend hält man dafür, daß dieses alte Herkommen auch zur Zeit und bei Gelegenheit des verlornen und wiedergefundenen Kindes gegründet

sey; doch scheint dieß unrichtig. Wie würde denn der freudetrunkne Vater derjenigen Gemeinde, in deren Gemarkung sein Kind gefunden wurde und welcher er aus Dankbarkeit jenen Holzfleck schenkte, wie würde er dieser, zur Erinnerung an diesen Tag, die Bürde eines jährlichen, wenn gleich unbedeutenden, Tributs aufgelegt haben! Weit eher läßt es sich denken, daß es schon eine ältere Abgabe an das oben erwähnte Kloster Klaus war, die, nachdem dieses einging, der Pfarrei in Questenberg zugelegt wurde und die zufällig auch an dem Pfingstfeste entrichtet wird.

Der Stralower Fischzug.

„Was rennt das Volk, was wälzt sich dort
Die langen Gassen brausend fort?"

Schiller.

Kein Tag ist den Berlinern merkwürdiger, kein Tag wird heißer ersehnt, als der 24ste August. Schon früh Morgens sind die Straßen belebt, Groß und Klein, Jung und Alt, Reich und Arm, Vornehm und Gering — Jeder hat noch Etwas für den Nachmittag zu besorgen. Verkäufer und Verkäuferinnen eilen dem Stralower Thore zu, um ihre Waaren bei Zeiten aufzustellen; Elegants laufen in die Pfandleihen, versetzen Uhren und Ringe, um heute das lustige Volksfest mitmachen zu können; Fuhrleute stellen ihre Rippenbrecher in den Straßen auf; Schiffer schmücken ihre Kähne und Gondeln; Hausfrauen eilen in die Läden, um die trocknen und nassen Bedürfnisse des Magens zu besorgen, — ja selbst die Droschken bewegen sich heute schneller, als je.

So vergeht der Vormittag. Liebedurstende Herzen und vergnügungssüchtige Sinne haben die Minuten gezählt, freudig ergreifen sie jetzt den besten Rock und die schönste Pfeife, die bunteste Weste und die größte Kümmelflasche, denn — der Mittag ist herangenaht und der große Moment ist da, wo der Verdienst einer ganzen Woche in den Tabagieen Stralow's und Treptow's verschwinden soll.

Eben hat es zwei geschlagen,
Brr! da hält auch schon ein Wagen
Vor des Töpfermeisters Thür.
Und das Kinderheer nach Sitte
Nimmt die Hintersitze ein;
In die stuckerfreie Mitte
Setzt das Eh'paar sich hinein.
Endlich auf dem vordern Sitz
Kommt das Mädchen und — der Spitz.
Für der vollen Körbe Heer
Blieb die Unterwelt noch leer.

Fort mit Nadel, Zwirn und Elle!
Ruft der Schneiderkunst-Geselle,
Fröhlich und im raschen Lauf
Sucht er die Geliebte auf;
Reißt sie fort von Heerd und Tiegel,
Und als hätt' er Amors Flügel
Steht er bald im engen Bunde
In der Brüder frohen Runde.

Weg die Flinte setzt der Jäger
Und den Hammer nun der Schmidt,
Und es nehmen Schornsteinfeger
Heut' den Besen auch nicht mit.
Der Friseur verläßt den Puder,
Jeder Zimmermann das Beil,

Wen'ge Schiffer doch das Ruder,
Und der Springer springt vom Seil.
Jeder Krämer läßt die Elle,
Jeder Dichter seinen Reim,
Jeder Maurer seine Kelle,
Jeder Tischler seinen Leim,
Jeder Tapezier den Sessel
Jeder Brauer Faß und Bier,
Jeder Kupferschmied den Kessel,
Seif' und Becken der Barbier.
Jeder Weber seine Wolle,
Jeder Lehrer läßt den Stock,
Jede Köchin die Castrolle,
Jeder Kutscher springt vom Bock.
Aus der Mühle geht der Müller,
Jeder Schütze läßt das Schrot,
Es verhallt des Sängers Triller
Und kein Bäcker bäckt noch Brod.
Jeder Officiant legt heute
Seine Acten still bei Seite;
Feder, Bücher die Studenten,
Der Soldat verläßt's Gewehr,
Alle Doctor's die Patienten,
Jeder Schleifer heut' die Scheer'.
Jeder Koch läßt heut' den Braten,
Alle Wechsler die Dukaten,
Den Prozeß die Advocaten.

Kurz, was Beine zum Gehen hat, oder „Droschen zum Fahren," zieht hinaus durch die Mühlenstraße zum Thor. Immer dichter und dichter drängen sich die Massen zusammen. Schaarenweise, Arm in Arm, gehen die Subaltern-Mitglieder der edlen Pechkunst und pfeifen und singen; schon vernimmt man von Zeit zu Zeit einige, aus den tiefsten Tie-

fen der Seele gepreßte, Interjectionen, als: „grober Flegel!" „Lümmel!" ja es befreit sich sogar ein „Ochse" aus dem zarten Mund einer aufgedonnerten Köchin, deren Arm von einem vorüberfliegenden Barbier unsanft touchirt wurde. Aber das Perpetuum mobile läßt diese Schmeichelei unbeachtet, ohne sich umzusehen, drängt er sich durch die Zahl der Gäste, die da wallend strömen zu dem Volksfeste; denn seine Dörthe, seine inniggeliebte Dörthe hatte die Zeit nicht erwarten können, bis er den letzten Strich mit dem Rasirmesser vollendet hatte; wild rollen seine Augen im Kopfe, sie, die Angebetete begehrend, aber so viel er auch spähet und blicket und die Stimme, die rufende schicket — keine Dörthe, so weit das Auge reicht! Da wird er eine andere, ohne einen zärtlichen Begleiter dahin Eilende gewahr. Die allumfassende Liebe eines Bartvertilgers in der Brust, vergißt er Dörthen und ergreift schnell diese andere Jungfrau, wes Namens sie auch sey und mit einem tief empfundenen Händedrucke sind zwei Seelen vereint, die sich im Laufe des 24. August's nie wieder trennen werden.

Unter Toben und Schreien, unter Lärmen und Singen, Jubeln und Springen erreicht man endlich das Stralower Thor und schnell verändert sich die Scene.

Für das Auge ist Genuß
Hier fürwahr im Ueberfluß,
Denn so weit es auch nur schaut,
Find't man Buden aufgebaut,
Voll von Häring und Salaten,

Schweinezungen, Hammelbraten,
Pfefferkuchen, Kälbernieren,
Hiesigen und fremden Bieren,
Butter, Käse, Pfeffer, Salz,
Saure Gurken, Gänseschmalz,
Schinken, rohen und gekochten,
Branntewein in allen Sorten,
Rüben, gelbe, so wie rothe,
Alle Sorten Würste, Brode;
Ganz besonders für den Gaumen
Sind in Menge: Hundspflaumen
Und verkaufend her um Birnen
Sitzen Männer, Frauen, Dirnen.

Jetzt heißt's: „Holla, Bruder, hier werden die Flaschen wieder gefüllt." Schon oft hatte der Durstige auf der Straße die Flasche aus dem finstern Chaos der Tasche hervorgezogen und mancher edle Zug war über die ewig trockne Chaussee des Gaumens hinübergeglitten; jetzt aber war der geistvolle Quell versiegt und nur ein Paar kleine Tropfen zeigten von dem früheren Daseyn. Aber der Gott der Spirituosa, der die Eckensteher in den heißen Julitagen nicht verschmachten läßt, er hatte auch hier einige bescheidene Tonnen aufpflanzen lassen, die den Verzweifelnden mit neuer Hoffnung erfüllten. Schon sieht man Manchen, der das Sprichwort: „Der gerade Weg ist der beste", zu hassen beginnt, schon schwankt Mancher zwischen Seyn und Nichtseyn (betrunken), aber noch wälzt sich Keiner im Grase — dieß Vergnügen ist für spätere Zeiten aufbewahrt!

Doch werfen wir einen Blick auf die Chaussee — und dann einen auf die Spree:

Durch der Straße lange Zeile
Fahren hier in größter Eile
Kremser, wie Charlottenburger.
Sehen kann man auch nicht weiter:
Gute, so wie schlechte Reiter,
Wagen, eigen und bedungen,
Töpfer, Maurer, Cigarr'njungen.
Ganze Haufen Musikanten,
Hautboisten wie Sergeanten,
Stellenweise Officianten,
Seifensieder, Sänger, Küster,
Fleischer, Sattler und Magister,
Bürstenbinder, Balkentreter,
Der Soldaten lust'ger Schwarm,
Tambour, Pfeifer und Trompeter,
Die Geliebte in dem Arm,
Wandern jetzt in Stralow ein,
Sich des Festes zu erfreu'n.

Auf der Spree azurblauen Wogen ziehen die leichten Kähne und die buntbeflaggten Gondeln dahin. In jedem Schiffe sitzt ein Virtuose auf dem Leyerkasten und ein Barde, dessen tiefgefühlte Töne die Herzen der Schlosser, Drechsler und Handschuhmacher ergreifen und unwillkürlich zum disharmonischen Mitgesange fortreißen.

Aber die Disharmonie hat sich nicht bloß über die Wellen verbreitet, auch zwischen den friedlichen Staubwolken des Landes ist sie eingekehrt; denn die Zeit der Prügel ist gekommen! Wo wäre für den Sohn der Pfrieme ein Vergnügen zu finden, wenn er sich nicht prügeln könnte; wie könnte die Freude in das Herz eines Grobschmieds einkehren, wenn er die Fäuste nicht in die Wangen seiner Colle-

gen abdrücken könnte und wie könnte ein Korbmacher glücklich seyn, dem Natur und Kunst eine Beule vor dem Kopfe versagt hätte?

Seht, wie sich dort zwei Hausknechte mit zärtlicher Wuth umschlungen halten; sie geben sich alle erdenkliche Mühe, sich gegenseitig ein Paar Realinjurien beizubringen.

In den Haaren liegen sich beide
Und weinen vor Schmerz und vor Freude!

Da tritt endlich die gute Polizei dazwischen; der rothe Kragen und der klappernde Säbel sprechen deutlich die Worte: „Friede sey unter Euch!" Und beide Kämpfer verstehen sich, sehen sich noch einmal fragend an, greifen sich noch einmal unter den Arm und trinken zusammen einen Anies.

Doch wir rücken in Stralow ein. Rechts und links sind die Gasthäuser mit Menschen besäet.

Mitten hier in dem Gewühle
Stehen Bänke, Tisch' und Stühle,
Kannen, Tassen sieht man blinken,
Matte von des Tages Schwüle
Kommen hierher, um zu trinken,
Daß des Kaffeegeist's Gebräus
Ihnen Munterkeit verleihe.

Welche Feder malt diesen Wirrwar; die meinige ist zu schwach. Hier sitzt ein begeisterter Kammermusikus neben seiner Angebeteten und sucht vergebens einen für ihn gestimmten Ton in der Tastatur ihres Herzens; hier rennt ein Weinhändler mit einem Wasserträger zusammen; dort kokettirt ein bevatermörderter Ladenschwengel mit einer Stickermamsell und scheint

nur in der Liebe nicht Maas zu halten; hier klimpern einige Hofmusikanten die Cavatine: „Komm, o holde Dame!“ und dort zankt sich eine Hökerin mit ihrem Gemahl, der sich zwischen den Birnen wälzt. Hier geht ein junger Journalist einem Mädchen nach und spricht von Preßfreiheit; dort eilt ein Censor, der gleichfalls Etwas auf dem Strich hat; hier geht ein Menageriebesitzer und scheint etwas verloren zu haben; dort spaziert ein modischer Affe und sieht sich in seinem Spiegel, den er aus der Tasche zieht; hier sitzt ein dicker Recensent und trinkt ein Glas Punsch; dort kommt ein Scharfrichter und reicht ihm die Hand. Hier watschelt, mit hochmüthiger Geberde, ein vorsichtiger Arzt; dort fängt ein rußiger Bauer einen Sperling; dort zankt sich ein grober Director mit einer Unbekannten; hier steht ein Krieger und lobt sein gutes Essen; dort weicht ein junger Schriftsteller einem Ochsen aus; hier läßt sich eine Sängerin unter einer Linde den Hof machen und dort angelt ein kleiner Uebersetzer. Hier spielen ein Paar lustige Schneider Versteckens; dort tanzen ein Paar rothwangige Köchinnen im Grase herum. Hier hört man die liebliche Stimme einiger soliden Damen; dort das Gequake der Frösche; hier die ohrenzerreißende Musik der Straßenvirtuosen; dort das Schmerzgeschrei eines auf den Fuß Getretenen; hier das Geschnatter mehrerer klatschsüchtiger, alter Jungfern und dort das Gewieher der Pferde.

„Hanne! Rieke!“ hört man schreien.
„Cigarro!“ erschallet's drein;
„Saure Gurken, meine Herren!“

Höret man von nah' und fern.
Schiffer schrei'n in größter Eile:
Alleweile! Alleweile!"

Aber dort in jener Bude, in der Fortuna gar wunderlich mit den Menschen spielt, bemerken wir wieder unsern Barbier mit seiner neuen Liebe. Hier, wo die Würfel des Schicksals geworfen werden, hier, wo man oft für zehn Augen nur ein Neunauge gewinnt, hier, wo so eben eine zahnlose Frau eine Zahnbürste, ein junges Mädchen von fünf Jahren eine Schachtel Schneeberger Augentabak, ein alter Podagrist eine kleine Reitpeitsche, eine Nonne den allergrößten Reiter von Pfefferkuchen, ein Liberaler eine Schachtel Soldaten, ein Aristokrat eine Schuhbürste und ein Constitutioneller ein Spiel Karten gewonnen hat — hier will auch er mit seiner Begleiterin den Becher ergreifen und der hohen Glücksgöttin überlassen, ob sie ihn vielleicht den höchsten Preis, jene mit silbernen Trodeln umwundene Pfeife, oder nur eine unbedeutendere Pièce gewinnen lassen wird. Aber der Mensch denkt, Gott lenkt. Hier, wo er gemüthlich den Becher ergreift, hier in den noch nicht umgestürzten Würfeln lag das ganze Schicksal seines Lebens, Freude und Kummer, Schmerz und Lust. Wie das duftende, in lieblichem Farbenschmelz getauchte Veilchen, anspruchslos im grünen Moose versteckt, mit kosenden Zephyren spielt und nicht ahnt, daß es im nächsten Augenblicke der reizenden Schwester, einem anmuthigen Mädchen, am Busen prangen wird, so ahnte auch unser Barbier nicht, daß der nächste Augenblick der entscheidendste seines Lebens

seyn würde. Er setzt seine sechs Dreier — er wirft — und elf Augen sind es, die er geworfen. „Elfe!" ruft die budenbesitzende Priesterin Fortuna's, „elfe jewinnt eine jroße Bretzel:"

„Ludwig!" ruft eine weibliche Stimme hinter unser'm Helden. Erschrocken dreht er sich um und — Dörthe, seine zum Fischzuge vorangeeilte Dörthe ist es, die mit zusammengeballter Faust auf ihn zueilt. „Ludwig! Was? Du bist mit eener Andern hier? Du bist mit Jeheim-Sekertärsch Rieke hier? O Du schlechter Mensch, Deine Dörthe verschmäh'st Du und treibst Dir mit solchem Rieken-Racker rum?" „Wat?" fängt hier mit gerechtem Zorne die von Geheim-Secretärs für Alles Gemiethete an: „Wat, ich bin een Racker? So 'n Karnickel will mir Meinen abspenstig machen? Warte!" Mit diesen Worten fährt sie der ihr muthig entgegenkommenden Collegin in die Haare und mit einem Griffe liegt der babylonische Thurm der wiener Seidenlocken zertrümmert auf der Erde. Diese aber wehrt sich, ein zweiter Marius auf den Ruinen Carthago's, und streicht ihr so zärtlich über die purpurrothen Wangen, daß man beinahe der Meinung wurde, sie hätte die Finger darauf liegen lassen. So kämpfen beide, Liebe und Verzweiflung in der Brust, schon hängen die Haare wirr vom Kopfe herab, schon sinken ermattet die Glieder, da fährt plötzlich ein großer Gedanke durch den Kopf des Bartvertilgers. Er, der bis dahin ruhig den Kriegerinnen zugeschaut hatte, er tritt jetzt mit hochgehobener Brezzel zwischen sie und mit Würde und Ernst spricht er

folgende Worte: „Dörthe und Rieke, Ihr streitet Euch um meinen Besitz; diese Bretzel hat mir das Schicksal zugesendet, um Euren Zwist zu enden; Ihr seht mich staunend an, Ihr fragt, wie des möglich is? So hört: Diejenigte von Euch, die das größte Stück von dieser Bretzel reißt, soll die meinigte werden. Hier faß Du an, Dörthe, und hier Sie, Mamsell Rieke, und jetzt: eins, zwei und — — — drei!"

Es war geschehen!

Mamsell Rieke hatte den größten Theil gezogen und Dörthe stand da, betrübt und niedergeschlagen, das kleine Stückchen Bretzel in der Hand, das eine Thräne aus ihrem schwarzen Auge benetzte. „O Ludwig!" lispelte sie, „hab ich des um Dir verdient?" und noch eine Thräne entrollte ihrem Auge. Da tritt heiter und anspruchslos ein Bäckergeselle aus den Reihen, drückt die Tochter des Feuerheerdes stürmisch an sein Herz und spricht: „Mamsell! Auch in meinem Busen wohnt eine warme und frische Liebe — nehmen sie mir!" Dörthe sieht ihn flehend stehen, ihr feuriger Sinn durchfliegt noch ein Mal die Begebnisse des heutigen Tages, noch ein Mal besieht sie die dividirte Bretzel, drückt sie an ihr Herz, steckt sie — in den Mund und ißt sie auf. Dann nimmt sie den Arm des Brodgebenden und verliert sich mit ihm unter die Menge. Auch wir wollen uns jetzt durch die dichten Massen arbeiten, um ein seltenes Schauspiel, nämlich Freude auf dem Kirchhofe zu sehen.

Es ist zwar nichts Seltenes, daß in dem Herzen einer Frau Freude wohnt, wenn sie ihren Mann

zur Ruhe bestattet, aus dem einfachen Grunde, weil er, von den Qualen dieses Lebens befreit, nun in jene bessere Welt einzieht; aber dieses ist nur eine geheime Freude, keine Freude wie die heutige, die sich in Tanzen und Springen, Jubeln und Singen offenbart.

An den Bäumen und im Grase
Ist gelagert Jung und Alt,
Fröhlich bei dem jungen Glase;
Ringsherum der Jubel schallt.
Was in Körben hergetragen
Giebt in Stralow einen Schmauß;
Daß gestärkt der leere Magen,
Packt es jetzt die Hausfrau aus,
Denn die Vesper hat geschlagen!

Unstreitig ist auch hier auf dem Kirchhofe für jeden Natur-, Volks- und Kinderfreund die schönste Aussicht. Hier stehen wir am grünen Ufer der Spree, auf der sich reichbesetzte Schiffe kreuzen; hinüber sehen wir nach dem jenseitigen Ufer, nach Treptow, das heute die zweite Auflage von Stralow ist, tausend und abermals tausend Menschen hinter uns, tausend und abermals tausend vor uns: die ganze Bevölkerung Berlin's scheint herausgezogen zu seyn, um, jeden lästigen Zwang und jede Etikette vergessend, sich einzig dem Vergnügen und der allgemeinen Lust hinzugeben. — Aber was wälzt sich hier mit Jubelgeschrei Alles nach dem grünen Platze nah der Kirche? In stattliche Tracht gekleidet, springt ein Affe auf einem Kameele herum und unten tanzt, mit schwerfälligem Fuß, ein schwarzer Bär. Nicht weit davon steht ein Guckkastenmann und ruft mit heiserer Stimme sich Zu-

schauer heran, während seine Frau den Hineinschauenden die herrlichen Bilder erklärt und ihre vielseitigen Kenntnisse bekundet. „Hier werden Se schauen", fängt sie an, „den jroßen Jroßsultan, umjeben von allen seinen Dardanellen — der da rechts mit die rothe Hose ist sein Leibdardanelle — hinten scheint die Sonne!" Letzteres ist der Refrain bei jeder Erklärung eines Bildes, höchstens variirt sie mit einem: „Hinten bricht der Mond durch die Wolken!"

So naht der Abend heran. In dem blauen Oceane des Aethers badet sich die keusche Sonne und als der Mond, still hervorschleichend, sie belauscht, färben sich in jungfräulicher Schaam purpurroth ihre Wangen und leise entzieht sie sich seinen Blicken. Der Schwüle des Tages folgt eine milde und heitere Abendluft und belebt von Neuem die Gemüther.

Jetzt bemerkt man Schüssel bringen,
Teller klirren, Gläser klingen,
Mägde auf- und niedergehen,
Alle Sorten Fisch' und Braten,
Gurken-, wie Sellerieſalaten,
Manches Gläschen Branntewein
Auf den Tischen hier im Frei'n.
Jetzt wird Spiel und Tanz vergessen,
Alles strömt herbei zu essen,
Daß die frische Abendspeise,
Kräfte leihe zu der Reise,
Denn so eben giebt die Thurmuhr Kunde,
Daß zur Heimkehr nun die Stunde.

Mit geschäftiger Industrie rufen die hundert und abermal hundert Fiaker die nach Hause Wollenden an und mit starker Fracht versehen eilt Wagen an Wa-

gen durch die dichten Reihen der Fußgänger nach der Residenz zurück. Vom fröhlichen Gesang ertönt die Luft; jauchzend, Arm in Arm, ziehen die Mitglieder verschiedener Zünfte dahin; schwankend geht der Familienvater mit dem jüngsten Kind auf dem Arme, während die Hausfrau die leeren Körbe heimträgt; selig im Rausche des Branntweins und der Liebe führt der Jüngling sein Mädchen; hinter Busch und Hecken werden Küsse gestohlen und die Bestohlnen fordern gerechter Weise Satisfaction. Doch wir treten wieder in die verwais't gewesene Stadt. Tobendes Lärmen und fröhliche Musik schallen aus allen Tabagieen, denn Jeder, dem noch Plutus einige Münzen in der Börse gelassen hat, legt sie freudig auf dem Altare des Schenktisches nieder. Im raschen Walzer drehen sich die glücklichen Paare; brennende Pfeifen hüllen sie, wie die Götter, in lichte Wolken; Billardkugeln rollen auf der grünen Flur dahin; schäumendes Weißbier gleitet in die glatten Kehlen und um einige liebliche Erinnerungen zurückzulassen, erhebt die Göttin der Prügel noch einmal ihr riesiges Haupt. So endet unter frohen Genüssen aller Art das Berliner Volksfest, der weit und breit berühmte Stralower Fischzug; so hat heut' der Einwohner Berlin's seine Sorgen in Luft verwandelt und wenn die Letzten heimkehren, bricht die Aurora des neuen Tages durch die grauen Morgenwolken.

So fröhlich und bunt ist das Leben und Treiben an diesem heitern Volksfeste Berlin's. Das eigentliche Fest, um welches sich das Publicum weiter nicht

kümmert, besteht in einem feierlichen Fischzug, um 5 Uhr des Morgens, unter Pauken- und Trompetenschalle. Das Netz wird dreimal, für den Magistrat, für den Prediger und den Aeltesten des Dorfes, ausgeworfen. Seit geraumer Zeit wird der Zug des Netzes in Geld vergütet; der Prediger erhält dafür 8 Thaler.

Dieses Fest hat, wie so manches andere, seinen Ursprung dem Lehenswesen zu verdanken und die Geschichte erzählt uns denselben auf folgende Weise:

Es war in der Nacht vom 11. auf den 12. April im Jahr 1159, als ein eisiges Schlackenwetter die aufgeregten Wasserflächen der Spree wild peitschte. Der rauhe Sturm beugte die Wipfel der jungen Erlen weit über den Fluß hin und saus'te in den unbelaubten Bäumen des mächtigen Urwaldes. Dunkel war es ringsumher. — Kein anderer Laut tönte durch die Oede der Sturmnacht, als das heisere Gekrächze eines Schuhu's, der mit dem daunenweichen Sammtgefieder seiner mächtigen Flügel geräuschlos durch die bewegte Luft zog und nach Beute schrie. Gleichgültig starrte ein Ritter in ledernem Jagdwammse, mit hohen braunen Stiefeln, den gewichtigen Jagdspeer an einen Baum gelehnt, in die Nacht hinaus; zu seinen Füßen lag ein erlegter Bär, das Fangmesser noch in seinem Genick und nur ein Blutstrom rieselte aus der Todeswunde den zottigen Pelz entlang und sammelte sich in einer durch Baumwurzeln erzeugten Vertiefung. Der Ritter hatte sich von seiner Begleitung getrennt, um allein das böse Thier zu er-

legen; aber als die Jagdlust gestillt war, als das zukkende Thier vor dem Sieger auf dem Boden lag und er den schweren Jagdspieß, der tief zwischen die Rippen des Unthiers eingedrungen, mit Anstrengung herausgedreht hatte, da lehrte ihm ein Blick um sich her, daß er sich tief in den Wald hinein verirrt und nur die Ufer der Spree vor sich hatte. Vergebens stieß er in das Hifthorn, aus dem Geweih eines Elennthiers geformt und kunstreich mit Silber beschlagen; der heulende Wind verschlang seinen Ruf.

Schon war der Ritter entschlossen, die Nacht im düstern Spreewalde zuzubringen und das erlegte Thier zu seinem Pfühle zu machen, da tauchte an der Seite über der Wasserfläche ein trübes Licht auf und schnell hatte der Jäger sich dorthin gewendet. Nach einer halben Stunde mühsamen Suchens, am Ufer des Flusses entlang, näherte er sich dem flackernden Licht; aber er mußte noch manchen Umweg machen, denn weit in den Wald hin erstreckte sich das morastige Erlengestrüpp, nur von Binsen und Schilf umgeben. Endlich stand er an einer Umzäunung von spitzigen Holzpfählen. Er klopfte und stieß in sein Horn, worauf die Thür eines, in der Umzäunung auf hohen Pfählen mitten im Sumpf liegenden, aus Baumstämmen zusammengefügten und mit Moos bekleideten Blockhauses sich öffnete und ein Mann heraustrat, der in der einen Hand einen flammenden Kiehnspan, in der andern einen großen, mit Eisenspitzen beschlagenen Knüttel hielt.

„Wer begehrt Einlaß bei Rodolph de Ystralowe, dem Sohne des Pfeils?" fragte der Oeffnende in wendischer Sprache.

Der Ritter, der während seines kurzen Aufenthalts in diesen Gegenden schon so viel Wendisch gelernt, daß er diese Frage verstehen konnte, antwortete:

„Ein Ritter der Nordmark, der sich auf der Jagd verirrt und Obdach für die Nacht oder einen Führer begehrt, um ihn zu geleiten."

„Tretet ein! Noch nie hat sich die Thür meines Herrn, der sich den Sohn eines Pfeils nennt, einem Bedrängten verschlossen. He! Pozdup! öffne das Thor der Umzäunung."

Das Thor öffnete sich und ehrerbietig küßte ein kleiner, schmutziger wendischer Knecht das Schwert des Eintretenden, indem er sich die langen, wirren Haare aus dem Gesichte strich. Er zeigte dabei auf den schmalen Steg, der sich steil bis zu der Schwelle des auf den Pfählen ruhenden Hauses emporwand und ging scheu dem grimmigen Hund aus dem Wege, welcher seinem Herrn auf der Ferse folgte. Unter den Pfählen des Hauses waren Kähne angebunden, die, roh aus einem einzigen Holzstamme gehauen, halb in dem seichten Uferwasser der Spree und halb auf dem morastigen Boden unter dem Hause lagen. An den Pfählen selbst sowohl, als auch an der Umzäunung, hingen Fischnetze und Reusen, die dem Eintretenden hinlänglich sagten, welcher Beschäftigung der Sohn des Pfeils seinen Unterhalt verdankte. Ueber der Thürschwelle aber grins'te das häßliche Gesicht eines

wendischen Götzen, der aus einem unförmlichen Baumstubben gehauen war und in Mund, Nase, Augen und Ohren lange spitze Ruthen stecken hatte, an welchen Frösche aufgespießt waren.

Im niedrigen Zimmer des Blockhauses lag Rudolph de Ystralowe auf dem Boden, mit den Füßen gegen einen niedrigen Lehmhaufen gestemmt, der statt des Heerdes diente und röstete eben einige Fische an einer langen eisernen Stange.

„Seyd mir willkommen, Herr Ritter; dort ist Euer Lager — hier Euer Nachtmahl!" damit zeigte er auf einen Haufen Moos, der in einem großen hölzernen Troge lag und strich mit der Hand einige der gerösteten Fische von der eisernen Stange.

„Ihr seyd ein Christ, das sehe ich, denn Ihr grüßtet den Schutzgott meines Hauses bei'm Eintritte nicht; aber das soll mich nicht hindern, Euch gastlich aufzunehmen, wenn ich auch weiß, daß Ihr Christenritter uns mit Undank lohnt und dem Obdach begehrenden wendischen Edlen Euren Hundestall zum Lager anweiset. Triglaff möge Euch dafür verzehren!"

Der Ritter kannte die Sitten der wendischen Edlen und streckte sich ruhig auf das ihm angewiesene Mooslager. Während er die Fische verzehrte und den lechzenden Hund beruhigte, der sich zu seinen Füßen in das Moos verkroch, sah er sich um, ob nicht Brod oder Salz in der Nähe sey; nur wenn er Beides mit seinem Wirthe zusammen verzehrt, durfte er sich sicher fühlen, von den Wenden nicht ermordet zu

werden; denn er war Christ und aus der Nordmark, gegen welche alle Wenden einen tiefen Groll hegten.

Als er indessen Beides nicht gewahr wurde, forderte er es offen und bestimmt von seinem Wirthe, der ihn mit einem tückischen Blick ansah, dann aber aus einer Lade das Verlangte hervorholte und dem erfahrenen Gaste mittheilte. Beide tauchten ein Stück des groben Roggenkuchens in das Salz und verzehrten es. Jetzt war der Freundschaftsbund geschlossen und sich ganz sicher fühlend, wendete sich der ermüdete Ritter gegen die Wand, legte sich, so gut es gehen wollte, zurecht und versuchte, zu schlafen. Aber es wollte nicht gehen, der eisige Wind, der draußen tobte, rüttelte an dem schwankenden Hause des Wenden und drohte, es umzustürzen. Vor Allem aber machten den Ritter die vielen undeutlichen Stimmen besorgt, die draußen laut wurden und auch das Aufbleiben seines Wirthes schien ihm ungewöhnlich; denn unberührt lag das Bärenfell auf einer niedrigen Erhöhung und unruhig waren die Blicke des Wenden auf die vom Wind erbebende Thür geheftet. Hin und wieder kam der Diener in das Gemach, flüsterte leise und angelegentlich mit seinem Herrn und warf dabei besorgte Blicke auf den scheinbar schlafenden Ritter. Endlich trat auch ein anderer wendischer Edle in das Haus, den der Ritter als einen solchen leicht an dem weißen, mit bunter Wolle gestickten Schaafpelz erkannte, dessen rauhe Seite inwendig getragen wurde. Aus dem Gespräche, welches nach kurzen Begrüßungen sich zwischen den beiden Wenden entspann, hörte der Ritter so viel

heraus, daß es in dieser Nacht eine feierliche Versammlung der Wenden im Tempel ihres Götzen Triglaff*) galt; welches der Zweck der dortigen Versammlung sey, davon wurde nicht gesprochen. Als aber Rodolph de Ystralowe seinen Knechten den Befehl gab, die Böte von den Pfählen loszubinden, sprang der Ritter auf und verlangte von seinem Wirth, er solle ihn mit zu der Versammlung nehmen, zu welcher er sich eben begeben wolle. Verwundert starrte ihn der Wende an und beantwortete rasch die Fragen, welche sein anderer Gast an ihn richtete.

Das Anliegen des Ritters setzte Beide sichtbar in Verlegenheit; doch mochten sie dem Gaste, dessen Wünsche zu befriedigen die heiligste Pflicht für sie war, nicht geradezu abschlagen, was er verlangte; sie schützten die stürmische Nacht, das unsichere Fahren auf der Spree, die weite Entfernung bis zum Ort ihrer Bestimmung vor; aber der Ritter bestand darauf, sie zu begleiten. Endlich gaben sie nach, aber nicht eher, als bis der Ritter einen Pelz angezogen, der ihn äußerlich zu einem Wenden machte.

Sie bestiegen Jeder einen der Kähne, die der Eintretende vorher unter den Pfählen des Hauses bemerkt und verbanden dann die drei leichten Fahrzeuge durch einen quer über dieselben gelegten Balken zu einem Ganzen. So stießen sie vom Ufer, gewannen die Mitte des Flusses und fuhren ungefähr zwei Stunden, bis an eine Stelle, wo die Spree sich theilte

*) Triglawuji, dreiköpfig, wendisches Wort.

und eine Insel umfloß. Hier legten sie an, stiegen an's Land und sahen bald eine lange Reihe von Fischerhütten, die, ebenso wie das Haus des Rodolph de Ystralowe, auf hohen Pfählen hart am Ufer lagen. Geschäftig summte es in den schmutzigen Hütten und sowohl neben ihnen am Land, als auf der Spree wurde es lebendig. Die wendischen Fischer krochen aus ihren Hütten, Böte landeten vom jenseitigen Ufer und von fern her leuchtete ein mächtiges Kiehnfeuer durch die üppig aus dem Morast emporschießenden Erlen. Es fanden sich Begleiter zu den drei schweigsam dahin eilenden Wanderern. Eifriger und lebhafter wurden die Gespräche ringsumher, bis Alle die Erlenbüsche verlassen hatten und der Tempel des Götzen Triglaff in seiner ganzen unförmlichen Größe vor ihnen stand.

Es war ein großes, viereckiges Gebäude, aus langen, unbehauenen Eichenstämmen errichtet, die an den Enden eingekerbt waren und sich dadurch mit einander verbanden. Das Dach war platt und mit Moos belegt, aber alle hervorspringenden Balken mit seltsam verzerrten Fratzen bedeckt. Durch die offenen Luken glühte eine rothe Flamme in die dunkle Nacht hinaus und auf der Mitte des Daches brannten große Kiehnstämme, als Wahrzeichen für die von allen Seiten herbeieilenden Wenden. Die Thür des Gebäudes war ein ungeheurer Eichenklotz, aus dem ein häßliches Götzen-Antlitz geschnitzt und der Mund in seiner weit aufgerissenen Form zur Oeffnung für die Eintretenden gelassen worden war.

Drinnen wimmelte es gespenstig von schwarzen Gestalten und immer mehr füllte sich der innere Raum mit den kleinen, scheußlichen Heiden. Auch der Ritter war mit seinen beiden Begleitern eingetreten und sah erstaunt und mitleidig um sich her. Das Innere des Tempels war so einfach, wie das Aeußere, die Wände ringsumher mit Binsenmatten behängt, auf denen mit rother Erde grinsende Götzenfiguren gemalt waren, die Luken offen, der Fußboden mit Lehm platt geschlagen, wie eine Tenne und in der Mitte auf einigen großen Steinen ein helllohderndes Feuer. Dunkle Gestalten in langen braunen Gewändern umstanden geschäftig das Feuer und verschwanden von Zeit zu Zeit hinter großen Binsenmatten, die im Hintergrunde von der Decke bis zur Erde herunter hingen.

Mitternacht konnte es seyn, da wankte ein langer Zug brauner Priester-Gestalten aus dem Hintergrunde hervor, stellte sich in doppelten Reihen um das Feuer und verneigte sich ehrerbietig vor einem alten Druiden, dessen schneeweißes Haar seltsam gegen das ächt slavische Gesicht, die kleinen, tiefliegenden Augen und die starken Backenknochen abstach. Dreimal umschritt er das Feuer, erhob singend die Hände und Alles stürzte anbetend zur Erde, den harten Boden mit der Stirne schlagend. Nur der Ritter aus der Nordmark blieb aufrecht stehen, indem er stolz und verachtend auf das Gaukelspiel vor sich sah. Vergebens stießen seine beiden Begleiter ihn an, vergebens hefteten sie bittend ihr Auge auf ihn; starr und ungebeugt

stand er in seiner Ritterwürde, nur die dunklen Augenbrauen hatte er auf das schöne blaue Auge herabgezogen und die Hand griff nach dem an der Hüfte hangenden Jagdmesser. Da kreischten die Druiden hell auf und zeigten auf den Fremden, der allein aufrecht stand, während Alles den Boden küßte. Ein wirres Geheul füllte den weiten Tempel. Die Wenden sprangen auf und naheten sich drohend dem Trotzenden. Messer blinkten und die Druiden feuerten die Wüthenden zur Rache an; da aber sprang Rodolph de Ystralowe, der Sohn des Pfeils, vor seinen Gast, redete laut und kräftig zu den Andringenden, sagte ihnen, daß der Ritter sein Gast sey, Brod und Salz mit ihm in einem wendischen Hause gegessen und also unverletzlich wäre.

Dieß wirkte; murrend wendeten sich die Wüthenden von ihm ab und stürzten von Neuem zu Boden, als die Druiden ihre kreischenden Gesänge erhoben. Der Vorhang im Hintergrunde des Tempels fiel zu Boden und hinter demselben sah man eine colossale, aus starken Weidenästen und biegsamen Ruthen durchsichtig wie ein Netz geflochtene menschliche Figur mit drei Köpfen, in deren Lenden, Bauch und Arme unglückliche christliche Gefangene eingesperrt, die den Wenden bei ihrem Raubzug in die Nordmark in die Hände gefallen waren. Zwischen ihnen war dünnes Holz, Kiehn und Reisig aufgeschichtet und mit Todesangst sahen die Unglücklichen dem grausen Treiben der Druiden zu. Endlich ergriff der Aelteste derselben einen Brand von dem Heerd und näherte sich der ge-

flochtenen Figur des wendischen Götzen. An dem ausgestreckten Arme zündete er sie an und mit reißender Schnelligkeit theilte die Gluth sich dem dürren Reisig mit. Der furchtbare Todesschrei der Gefangenen erstarb in dem Jubelgebrülle der Wenden und der Ritter wandte sich schaudernd ab, als er das Wühlen und Zucken der Gequälten in dem brennenden Holzkäfig erblickte. Er stürzte hinaus — ihm nach Rodolph de Ystralowe.

Schweigend stiegen Beide in die harrenden Böte und schweigend ruderten die Knechte stromaufwärts zur Wohnung ihres Herrn. In der Behausung seines Wirthes war es lebhaft. Das Jagdgefolge des Ritters hatte sich eingefunden und die Rückkehr desselben erwartet, da sie durch den zurückgebliebenen Hund erfahren hatten, wo ihr Herr eine Zuflucht gefunden.

Erfreut begrüßten die Jäger den wiederkehrenden Gebieter; er aber ballte in furchtbarem Ernste die Hand gegen den dunkeln Himmel und drohte gegen den Strom hinab, indem er sagte.

„Nun denn, so wahr mir Gott und die unbefleckte Jungfrau Maria helfe! heut' über's Jahr soll an der Stelle des blutigen Mördertempels ein Kirchlein Jesu stehen und ringsumher Christen wohnen, oder ich will barfuß gen Jerusalem wandern und sündigen Profeß thun."

„Wer seyd Ihr?" fragte erstaunt Rodolph de Ystralowe, „daß Ihr Euch eines Solchen zu ver-

messen unterfangt! Wißt, das Volk der Wenden ist mächtig und Ihr habt eben gesehen, welches Loos der von uns Besiegten wartet."

„Ich bin Albrecht*), Markgraf der Nordmark

*) Albrecht I. (Adelbert VII., Graf von Ballenstädt, als Markgraf von Brandenburg Albrecht I.), der Bär oder auch der Schöne genannt, war 1106 geboren, ein Sohn des Grafen Otto des Reichen von Ballenstädt und nannte sich, als er 1123 zur Regierung kam, Graf von Aschersleben. Von seinem Vetter, Herzog Lothar von Sachsen, wurde er 1124 mit der Markgrafschaft Meißen beliehen, welche Kaiser Heinrich V. an den Grafen Wipprecht von Groitzsch, ohne Lothar's Vorwissen, vergeben hatte und als 1132 Lothar Kaiser wurde, belehnte ihn dieser mit der Lausitz, als Reichslehn, die er jedoch durch einen Spruch des Reichstags an den Grafen von Groitzsch wieder abtreten mußte. Als Freund und Verwandter des Kaisers Lothar, begleitete er diesen überall und wurde von ihm zum Markgrafen der nördlichen Mark (Soltwedel, Salzwedel) ernannt, schlug den Wendenkönig, Pribislaw, der in Sachsen eingefallen war, 1136 und nöthigte ihn zum Rückzuge. Nach Lothar's Tod erhielt er vom Kaiser Conrad das Herzogthum Sachsen, wurde aber von Herzog Heinrich dem Stolzen von Sachsen geschlagen und sah sich 1140 genöthigt, zum Kaiser Conrad zu fliehen. Durch den Friedensschluß (1142) erhielt er die Mark, die von Sachsen unabhängig erklärt wurde und Anhalt wieder, vergrößerte die Mark durch Eroberungen im Wendenland und stiftete so die Markgrafschaft Brandenburg. Nach neuen Kriegen mit Heinrich von Sachsen (1150) wurde

und die Marken nennen mich den Bären. Bin ich ein Bär, so will ich auch ein Bärlein in die Welt setzen, das Euch hündische Wenden mit den Tatzen in den Rippen sitzt und das Bärlein soll eine Stadt seyn und das Herz des Bärleins eine Kirche Jesu Christi, unseres Heilandes *)."

„Ist das der Dank für meine gastfreie Aufnahme?" grollte Rodolph de Ystralowe.

„Nein, Du sollst nicht büßen, was Dein Volk verbrochen. Ystralowe **) soll der Ort heißen, wo ich Brod und Salz mit Dir gegessen und Du sollst

---

ihm der Besitz von Brandenburg durch einen Vergleich mit Heinrich auf dem Reichstage zu Würzburg auf immer zugesichert; 1157 eroberte er das von den Wenden ihm zum Theil entrissene Brandenburg wieder, verschaffte sich durch fast gänzliche Ausrottung derselben Ruhe und bevölkerte die verödeten Gegenden durch Niederländer, welche durch Ueberschwemmung der See aus ihrem Vaterlande vertrieben worden waren. Nach einer mit seiner Gemahlin nach Palästina unternommenen Reise zog er Johanniterritter und Tempelherren in seine Lande, führte Krieg mit Heinrich dem Löwen, trat (1169) an seinen Sohn Otto die Regierung ab und starb 1170 im November zu Ballenstädt. Unter ihm wurde Berlin gebaut (1165) und von den aus den Niederlanden gekommenen Ansiedlern zuerst bevölkert. Doch wird dieses von Mehreren in Zweifel gezogen.

*) Chronica Cranzii, p. 341.

**) Stralow. Gebildet aus dem wendischen Worte Strela, der Pfeil.

es von mir zum ewigen Lehen erhalten, wenn Du meinem Bärlein jedes Jahr den Ertrag Deines ersten Fischzuges giebst. Lebe wohl und denke meines Gelübdes! Heut' über's Jahr siehst Du mich wieder! Fort denn, Gesellen! Genug der Jagd auf Bären, jetzt gilt es Wenden-Wild!"

Das Martinsfest.

Am 10. November ward Luther geboren und weil auf den 11. Nov., seinen Tauftag, gerade das Fest des heiligen Martinus fiel, bekam er den Vornamen von ihm: Martin, der sonst überhaupt viel gewöhnlicher war, als jetzt. Vor alter Zeit war der Martini-Abend ein lustiges Fest voll Fröhlichkeit und Freuden, hat jetzt aber viel von seinem volksthümlichen Wesen verloren und wird nur noch hie und da gefeiert. Martinsschmäuse haben stattgefunden, seitdem Martinus ein Heiliger geworden ist, und dieß ist nun schon ein dreizehnhundert Jahre her. Martin lebte nämlich am Ende des 4ten und zu Anfang des 5ten Jahrhunderts nach Christi Geburt und war Anfangs ein Heide, ward aber nachher ein Christ und stieg als solcher gar bis zum Bischof (im Jahr 472) zu Tours in Frankreich, worauf er endlich hundert Jahre nachher zum Heiligen erhoben wurde, dem

in Frankreich und Deutschland eine Menge Altäre, Kirchen und Klöster gewidmet sind.

Als es dahin gediehen war, blieb ein Fest nicht lange aus. Schon 650 nach Christi Geburt führte der von ihm genannte Papst Martin das Martinsfest ein, und da ein hohes Fest den Abend zuvor den Anfang nahm, so konnte es auch nicht fehlen, daß schon am Abend vor dem Feste des heiligen Martin Alles rege ward. Eine gute Mahlzeit ist dabei doch immer die Hauptsache, und so war die Folge, daß die Gänse, welche in dieser Zeit am wohlschmeckendsten sind, besonders mit ihren Hälsen das Andenken des Heiligen feiern helfen mußten. Der Martinsabend erinnert an die Martinsgans und der Begriff von einer Gans an den heiligen Martin, zumal da der Heilige mit den Gänsen noch ein besonderes Abentheuer zu bestehen hatte. Er wollte nämlich aus Bescheidenheit, sagt man, nicht Bischof werden und versteckte sich. Aber da waren Gänse in der Nähe, die schnatterten und verriethen ihn. Und so verfolgt sie sein Schatten bis auf den heutigen Tag, wie er sie noch in der Stunde, als er starb, verfolgte, wo er alle, die man greifen konnte, zu schlachten befohlen haben soll. In alten Kalendern steht der Heilige alle Mal mit einer Gans neben sich. Andere erzählen, daß, als Martinus einmal vor einer sehr zahlreichen Versammlung eine sehr rührende Predigt gehalten habe, die Gänse in der Nähe ein so großes Geschrei erhoben hätten, daß er seine Predigt habe abbrechen müssen und im Unwillen davon gegangen sey. Seine Zuhörer hätten darauf, um

ihn zufrieden zu stellen, sogleich einmüthig den Entschluß gefaßt, alle ihre Gänse abzuschlachten, selbigen auch sogleich ausgeführt und in der Folge, zum Gedächtniß der rührenden Predigt, um die nämliche Zeit alljährlich Gänse geschlachtet. Noch Andere wollen wissen, daß Martinus, ein großer Liebhaber von gebratenen Gänsen, einmal der Sache zu viel gethan habe und an einer Indigestion davon gestorben sey. Wenn das Fest des Heiligen eingeläutet wurde, nannte man dieß nur das Gänseläuten. Man konnte dann zu den Gänsen sagen, wie jener Ritter zur Agnes Bernauerin: „Diese Glocke läutet Euch kein gutes Zeichen."

Ohne einen guten Trunk schmeckte natürlich kein guter Gänsebraten und so wurde denn auch der Gans wie dem Heiligen zu Ehren tüchtig getrunken, was in alter Zeit theils aus wirklichen Hörnern, theils aus in Form von Hörnern gebildeten Bechern geschah und so hatte man natürlich außer den Martinsgänsen nun auch Martinshörner bekommen. Der heilige Martin hatte es selbst so verlangt. Er erschien nämlich dem schwedischen König Olof, welcher zum Christenthum übergetreten war, in der Nacht und sprach zu ihm: „Es ist Sitte in diesen Landen, daß zu Thor's, Odin's und anderer Götzen Ehre Becher, oder Hörner ausgeleert werden. Da aber Du nun ein Christ bist, so verändere diese Sitte und schaffe, daß hinführo zu meiner Ehre getrunken werde." Und sicher ist der Heilige auch an andern Orten erschienen, so freundlich zuzureden. Am Ende machten die Trinkhörner

andern Gefäßen Platz; aber ganz sollten sie doch nicht verschwinden. Die Bäcker konnten ja ihren Wecken und Kuchen leicht eine hornähnliche Form geben und bieten daher große und kleine Martinshörner aus.

Schon früher kamen auch Martinsgeschenke auf. Der heilige Martin bescheerte, wenn auch nicht so reichlich, wie der heilige Christ. Er war im Leben nie karg gewesen. Einem Bettler theilte er, als Kriegsmann, den halben Mantel mit, den er am Leibe hatte und Kindern gab er, so oft sie ihm nahten, Aepfel und Kuchen. In der ersten Art findet man ihn auf manchem schönen Altarbild abgebildet, wo die Stadt Amiens meist den Hintergrund macht. Den Geistlichen schenkte man wohl gar silberne Martinsgänse, den Kindern Aepfel, Nüsse und Spielereien. Die Abtei Corvei bekam eine silberne Gans von Ulrich von Schwalenberg und das Kloster Eilenrostorf alle Jahre von 1353 an eine Menge Wein, halb zur Messe, halb zum Genusse des Convents, der ihn **in vigilia Sancti Martini** ausleeren sollte.

So wie zu Weihnachten der Knecht Ruprecht die Kinder züchtigt und belohnt, so spricht zu dem hier in Frage stehenden Feste der Martinsmann ein und bringt ihnen, oder droht mit der Ruthe. In Hannover zogen sonst die jungen Leute am Martinivorabende vor die Thüren und forderten kleine Geschenke, indem sie sangen: „Marten Hering, Marten Hering, Marten is een gut Mann! *)"

*) Hering ist so viel wie Ehrenmann; vom alten hehr gerühmt, Hehre, d. h. Ehre, wie, z. B., groß und hehr ist der Herr.

Einem Heiligen zu Ehren bildeten sich sonst überall gern Gesellschaften, Brüderschaften aus und so entstanden die Martinsmänner, die Martinsknechte, die Martinsbrüder, d. h., Leute, welche sich mit Leib und Gut mehr oder weniger dem Heiligen zum Dienste verpflichteten. Und wir hätten Keinem rathen wollen, etwa das Gelübde zu vergessen. So weihte der König Chlodwig in der Schlacht, als die Gefahr am größten war, sein Reitpferd, doch mit dem Beding, es mit 100 Gülden lösen zu können. Die Schlacht wurde gewonnen und das Gelübde vom Könige vergessen. Aber das Pferd wich nicht von der Stelle, bis die hundert Gülden gezahlt waren.

Im Schaumburgischen gehen die Kinder armer Leute auf Martiniabend vor die Häuser und singen folgendes Lied:

Mackt mackt den gaut Man:
Der es wohl vergellen kann.
Appel und de Beeren,
Nöte *) gat wohl mehn.
Gaut Frau gebt us wat!
Lat us nich tau lange stahn
Wie möten noch nach Cöllen gahn!
Cöllen is en wiet Weg.
Himmelrick is upe than!
Da möten wie alle hineingahn
Mit allen unsern Gästen!
Gäber ist de beste.
Ick höre de Schlötel **) klingen,

*) Nüsse.
**) Schlüssel.

Sie wird us wohl wat bringen:
Sie gath up de Kaamer,
Suckt wat tausamen.
Bei einen, bei zweien, bei dreien,
De vairte tan wohl mehr gahn.
Peterſellgen Zuppenkrut!
Steht in unſern Gahrn. *)
Die Jungfer N.**) is ene Brut,
Es wird nich lange währen,
Wen ſie nach der Kircken geiht,
Und der Rock in Faalen ſchleit!
Simeling, Simeling ***), Rauſen Blat,
Schöne Stadt, ſchöne Jungfer, gebt us wat.

Läßt man ſie nun eine Weile auf die Gabe warten, ſo fangen ſie wieder an — Peterſellgen Zuppenkrut ꝛc. Merken ſie, daß ſie etwas bekommen, ſo fahren ſie fort:

Appel up dem Bohme,
Ups Jahr en jungen Sohne.
Beeren im Potte,
Ups Jahr ene junge Tochter.
Märtens Abend kommt heran:
Klingel up der Böſſen †).
Alle Maickens kreigt en Man,
Wie möten gahn und köſſen.
Haber und dat Linnſaat ††),
Is de Fra ehr liebſt Hußgerath,

*) Garten.

**) Die Jungfer oder Frau, die im Haus iſt, wird genannt.

***) Simeling heißt ſäumen, ein Semeler heißt im Plattdeutſchen ein Zauberer.

†) Büchſe.

††) Leinſaamen.

Simeling, Simeling, Rausen Blat,
Schöne Stadt, schöne Jungfer, gebt us wat.

Läßt man aber die Kinder stehen und giebt ihnen gar nichts, so fangen sie an und singen (ist keine Jungfer da, so wird die Frau im Hause genannt):

Aschen in der Duten,
Die Jungfer N. höt ene schwarte Schnuden *).
Aschen in der Taschen,
Die Jungfer kann gaut naschen,
Mackt den Märten Trullulut **)
Up dem Sullulut ***).

In einigen Gegenden am Rheine zünden am Martinsabend die Dorfbewohner auf Bergen und Hügeln Martinsfeuer an und der Pöbel ist der Meinung, daß es geschehe, um Luther in Gedanken zu verbrennen.

Zu Herford ißt am Martinstage die ganze Stadt langen braunen Kohl zu Mittage.

In Hanau wird jährlich am Martinstage, nach einem alten Gebrauch und Herkommen, unter die Bürger der Altstadt der sogenannte Martinswein ausgetheilt. Diese Gewohnheit schreibt sich von Reinhard II., ehemaligem Landesherrn der Grafschaft Hanau-Münsterberg, her, der einst, aus Dankbarkeit für die Treue der Bürger, mehrere Belohnungen unter sie austheilte und verordnete, daß jährlich an Martini zu immerwährenden Zeiten jedem Bürger und Einwohner

*) Schnude wird in der gemeinen Mundart anstatt Mund gesagt.

**) Heißt so viel als Tralarara.

***) Sulle heißt Thürschwelle.

in der Altstadt (denn die Neustadt war damals noch nicht gebaut) 1 Maas Wein aus dem herrschaftlichen Schloßkeller gereicht werden sollte.

Besonders merkwürdig war die feierliche Auffahrt des Martinsmannes zu Schwerin, die nach einer Angabe noch im Jahr 1805, nach einer andern jedoch seit dem Jahr 1770 nicht mehr gebräuchlich war. Ein älterer Berichterstatter erzählt uns diesen Gebrauch folgendermaasen:

Die Reichsstadt Lübeck ist seit uralten Zeiten (denn schon 1567 wurde es eine alte Sitte genannt) alle Jahr den Tag vor Martini verbunden, den ältesten Rathsdiener, in Gesellschaft zweier Zeugen, zum Hoflager nach Schwerin zu schicken, zugleich dem Herzog eine Ohm alten Rheinweinmost, der aber seit 1609 in Rheinwein verwandelt worden ist, als ein Geschenk des Lübeckischen Magistrats darbringen zu lassen und ihn dabei der Gnade des Herzogs und zu freundlicher Nachbarschaft zu empfehlen. Dieser Martinsmann und seine beiden Begleiter werden von Lübeck aus mit allen möglichen Lebensmitteln und zwar in größerer Menge, als nöthig ist, versehen. Er verrichtet die Reise auf einem offenen Wagen, an dem, so wie an dem ganzen Geschirre, nicht das Geringste, auch kein Nagel, fehlen darf und welcher mit vier raschen und wohlbeschlagenen Pferden bespannt wird, die vom Bock aus regiert werden. Auf der Hälfte des Weges theilt er in dem Städtchen Rhena Aepfel und Brod unter die schaarenweis herzugelaufenen Knaben aus; dieses aber rührt daher, weil der Stifter dieses

Städtchens, Johannes Theologus, den Lübeckern die Zollfreiheit in den mecklenburgischen Landen verliehen hatte.

Nach der Regel darf nun dieser Martinsmann nicht eher als Mittags gegen 11 bis 12 Uhr am Martinstag in Schwerin eintreffen. Kommt er eher, so muß er so lange bis zu besagter Zeit in der Vorstadt warten. Bei seiner Hereinfahrt in's Thor entblößt er und seine Zeugen das Haupt und die Thorwache paradirt mit dem Gewehr bei'm Fuß. Gewöhnlich versammelt sich hier eine Menge Jungen, Mädchen und alte Weiber, die ihn unter beständigem Zurufen: Hey, Martinsmann! Schöne Marten, Mues Marten! bis zu seinem Quartiere begleiten, wo er Aepfel, Nüsse und dergleichen eßbare Sachen unter sie austheilt.

Wenn er hierauf seine Ankunft an dem gehörigen Orte hat melden lassen, so muß er sich in seiner feierlichen Tracht, das ist mit einem rothen Mantel, der in krausen Falten liegt, mit schwarzen Aermeln und einem runden weißen Halskragen, zur bestimmten Stunde, welches gemeiniglich Nachmittags um 3 Uhr ist, mit seinen beiden Gefährten, als Zeugen, wieder auf seinen Wagen setzen und, wenn dieser und die ganze Anspannung genau besehen worden, über den Lindenplatz und die Brücke, welche die Burg von der Stadt trennt, nach Hofe fahren. Bei'm Vorüberfahren an der Haupt- und Schloßwache grüßen sie wieder mit entblößtem Haupte, wohingegen die Soldaten abermals mit dem Gewehre bei'm Fuß paradiren und so fahren sie, mit abgezogenen Hüten, gerade in den

Schloßhof hinein, welches sonst in Gegenwart des Herzogs Niemand thun darf und zweimal auf dem ziemlich geräumigen Platze von der Linken zur Rechten herum, indessen der Martinsmann unter die versammelten Handwerksjungen eine Anzahl Lübeckischer Scheidemünze auswirft, welche Summe ehedem zwölf Mark Lübisch war, die aber immer geringer wird. Alsdann hält er vor der großen Treppe still, steigt mit seinen beiden Zeugen ab und wird von dem herzoglichen Hausvoigte, dem Amtsregistrator, der jedesmal ein Protocoll darüber führen muß und zwei andern Zeugen unten an der Treppe empfangen. Hier hält nun der Martinsmann eine Anrede, worin er, im Namen des Magistrats, dem Herzog „aus nachbarlicher Freundschaft und guter Ergebenheit" eine Ohm Rheinwein präsentirt, worauf der mecklenburgische Hausvoigt antwortet: „nicht aus nachbarlicher Freundschaft, sondern aus Pflicht und Schuldigkeit." Jener wiederholt seine vorige Behauptung und dieser seine vorige Antwort. Nach deren Endigung läßt nun der Hausvoigt durch den Pförtner und einige andere Personen Wagen, Pferde und Geschirr auf's Genaueste untersuchen, ob auch irgendwo der geringste Fehler anzutreffen sey. Findet sich dann nur ein Nagel oder Riemen im Mindesten schadhaft, so sind Pferde und Wagen dem herzoglichen Hause sogleich verfallen. In den Jahren 1670, 1706, 1712 und 1755 wurden dergleichen Fehler gefunden, auch Pferde und Wagen hierauf für verfallen erklärt, aber aus herzoglicher Milde, wiewohl unter feierlicher Verwahrung ge-

gen die Unverletzbarkeit des alten Herkommens, wieder frei gelassen.

Unterdessen steigt der Hofkellermeister auf den Wagen, versucht den Wein und giebt ihn den herzoglichen Beamten, dem Hausvoigt und dem Lübecker Boten nebst dessen Zeugen zu kosten und wenn er gut befunden wird, so bringt man das Faß in den herzoglichen Keller. Hierauf ladet der Hausvoigt den Martinsmann nebst dessen Zeugen zum Abendessen um 7 Uhr nach Hofe, wozu ihm denn der Hauspförtner mit einer großen Laterne, worin vier Lichter brennen müssen, zu seiner Begleitung entgegen gesendet wird. Unter vielen andern Speisen, die ihm und seiner Gesellschaft aufgetragen werden, wird auch ein wilder Schweinsbraten, den man das Martinsschwein nennt und eine Martinsgans aufgesetzt und man schmauf't und zecht bis in die späte Nacht. Während dieser Bewirthung, die ihm sowohl am Martinsabend, als auch am andern Tag um 11 Uhr widerfährt, ist das Sonderbarste, daß in eben das Speisezimmer ein Bett hineingesetzt werden muß, dessen er sich aber niemals zum Schlafen bedienen darf und welches auch nicht eher wieder hinweggenommen wird, als bis er die Stadt verlassen hat. In eben demselben Zimmer ißt auch der Kutscher des Martinsmannes von allen Speisen in der Gesellschaft des Pförtners, jedoch beide an einem besondern Tische.

Außer dem Weine, welchen jährlich dieser Martinsmann von Lübeck bringt, bringt er auch noch mit sich vier Stück holländische, oder gute Eiderstädter

oder Danziger Käse, das Stück etwa 12 Pfund schwer, vier Stück Lübeckische Strumpfbrode und vier Stück Weißbrode, sonst halbe Monde genannt, vier Bund Rigaische Buttfische, vier Bund kleine Bücklinge, das Bund ohngefähr ein Pfund schwer und 16 Stück Citronen. In diese mitgebrachten Victualien theilen sich alsdann der herzogliche Hausvoigt, Küchenmeister Amtsregistrator und der Hofkellermeister. Sonst ist der Martinsmann noch verbunden, den Hausvoigt, die herzoglichen Bedienten und alle, welche am Martinsabend mit ihm gespeis't haben, am folgenden Tage wieder in seinem Quartier und zwar wenigstens mit einer Tasse Thee und einem Glas alten Rheinwein, zu tractiren. Diese Ceremonie geschieht gewöhnlich kurz vor seiner Abreise; denn Nachmittags mit dem Schlage 2 Uhr muß er wieder die Stadt verlassen, wo er sich also nicht viel über 24 Stunden aufgehalten hat.

Bei seiner Entlassung bekommt nun endlich der Martinsmann durch den Hausvoigt ein Geschenk von einer gewissen alten Münze, die das Zeichen der Städte Hamburg, Lübeck, Lüneburg und Wismar auf ihrem Gepräge hat. Man nennt sie gemeiniglich den Martinsgulden und sie hat auch diesen Werth. Auf der einen Seite derselben steht die Inschrift: **Moneta Wismariensis**, auf der Rückseite aber: **Status Marcae Lubecensis.** Außer diesem Martinsgulden erhält er auch noch während seines Aufenthaltes in Schwerin 2 Scheffel Hafer vom Amtskornboden, in seinem Quartiere freie Zeche, auf seine Rückreise eine kalte Wildpastete, eine Torte und einen

Gänse- und Schweinebraten; auch für seinen Magistrat empfängt er, zur Gegenerkenntlichkeit, gewöhnlich ein wildes Schwein, oder einen Rehbock, manchmal auch Beides. — Das Ganze mag übrigens wohl bloß ein Scherz, nicht aber das Zeichen gewesen seyn, als ob Lübeck das Schirmrecht von Schwerin's Herzögen anerkannt habe.

Das Fest des heiligen Vigilius in Trient.

Nichts wäre wohl im Stande, einer unbedeutenden Provinzialstadt in Deutschland während vierundzwanzig Stunden eine so totale Umwandlung zu verleihen, als das Fest des heiligen Vigilius der guten Stadt Trient. Man würde sich wahrhaft in gewissen Stunden, z. B., Nachts, in den Zwischenacten der Oper, vor dem Kaffeehaus, oder Mittags bei wohlbesetzter Tafel in fröhlicher Gesellschaft, nach den bedeutendsten Städten versetzt glauben, wenn nicht der Ausdruck der Bewunderung und des köstlichen Genießens in den Mienen der Vornehmern, des Anstaunens in den Gesichtern der Andern zu lesen wäre. Kenner großer Städte und ihrer Sitten vermissen bald das scheinbare Nichtantheilnehmen, das Ennuyante, welches die Bewohner derselben auszeichnet, die das Bewundern den Fremden überlassen und zu genießen verstehen, ohne durch übertriebene Aeußerungen sich den Genuß nur im Geringsten zu verkümmern.

Dieß abgerechnet, ist Trient während seines glänzendsten Festes eine große Stadt und wenn auch nur nachahmend, doch nachahmend mit großem Geschick. Es hat seine Oper, sein Feuerwerk, seine Kaffee's, seine Boulevards, seine nachlässigen Eleganten, seine eleganten Mignonen, einige Uniformen, ein Paar Damen in höchster Toilette und zwei bis drei Equipagen; dabei Geschrei, Tumult, Musik an allen Enden, Gelächter, offene Boutiquen, zahllose Bauern in Festtagskleidern, Wein, Bier und Menferini.

Das thut der Character der Italiener und Franzosen. Man giebt sich auf ganz andere Weise solchen Festen hin, man will etwas dabei vorstellen. Trient ist das ganze Jahr nichts, am Vigilius-Fest erhebt es sich; die ganze Bevölkerung nimmt Theil, Alle greifen zu, packen an, fördern, heben und halten; nicht wie bei uns, wo die Vornehmen nur zusehen wollen, wie der Geringere sich mit seinem Genuß abmüht, bestreiten hier vom frühesten Morgen bis spät nach Mitternacht die ersten Stände die Kosten des allgemeinen Vergnügens mit. Deutsche Feste ändern nichts an der Physiognomie der Städte, wo sie gehalten werden, sie geben ihren eigenthümlichen Zügen vielmehr nur größern Nachdruck und Schärfe. So, z. B., macht das Octoberfest aus München eine complete Landstadt, voll blökenden, brüllenden und mäkkernden Viehes, mit herumziehenden Schützenfahnen, einer sächsischen Vogelwiese u. s. w. und giebt somit, statt es großartig umzugestalten, seinem ursprünglichen

sehr anziehenden idyllischen Character ein bedeutendes Relief. —

Es ist der Vorabend des Festes. Alle Glocken lauten und zwei Züge Reiter und Seiltänzer mit Musik reiten in die **Strada longa** ein, um ihre Künste für den Abend zu verkündigen. Die Gesellschaften sind ziemlich zahlreich, obgleich sie nur 3 oder 4 Pferde haben, denn eben so viel Personen sitzen auf einem jeden; ein Paar gehen noch überdieß zu Fuß. Eine Menge Volks läuft zusammen; Guitarren, Flöten, Geigen und der Gesang herumziehender Musikanten mischt sich in den Lärm; die Handelsleute laufen aus den Boutiquen, an den Straßenecken kleben große Zettel, mit der schönen Verheißung einer prächtigen Oper bei beleuchtetem Hause — kurz Alles verheißt Lust und Freude.

Bei'm Anbruche des Morgens verkündet Kanonendonner, Glockengeläute und durch die Straßen ziehende Musik den Anfang des Festes. Schon füllt die Straßen ein festliches Leben, groß ist die Menge der anwesenden Fremden, besonders ansehnlich ist die Zahl der Landleute, deren Trachten wenig Malerisches zeigen, denn der italienische Bauer dieser Gegend liebt es, sich in ein zweifarbig schillerndes Wollenzeug zu kleiden, etwa roth und gelb, oder grün und gelb; hiervon trägt er weite Pantalons und einen ganz kurzen Frack, dazu einen großen runden Hut, Schuhe mit Schnallen und eine bunte Weste. Die Frauen tragen Kleider von dunkelm, gewöhnlich blauen Zeuge, den Zopf im Nacken platt im Kreise gelegt und eine hübsche Silbernadel durchge-

steckt. Die Gesichter der Mädchen sind stark gebräunt, aber nicht unangenehm, oft hübsch. Die Tracht jener Weiber dort aus Val Tesino ist sonderbar, doch nichts weniger als schön. Ihre Röcke sind von grauer Leinwand in Falten, mit hellrothen Tuchstreifen besetzt; hierzu ein schwarztuchnes Mieder mit rothem oder hellblauen Brustlatz, ein dickes weißes Mousselintuch um den Nacken und vorne so befestigt, daß die starke Brust darin wie in einer Schlinge ruht; die Schürze von buntem Kattun, auf dem Kopf ein großer, fast dreieckig gebogener Männerhut, darunter eine Haube.

Die bunten Gruppen ziehen auf und nieder, besehen die in den Buden aufgestellten Gegenstände, handeln und kaufen.

Die Menge der ambulanten Virtuosen, welche die Luft mit Gesang und Spiel erfüllen, ist außerordentlich. Hier zwei ziemlich corpulente Schönen, welche die Harfe spielen, mit einem Begleiter, der die Violine wie ein Schello behandelt; weiterhin ein altes Paar, sie mit einer Guitarre, er, mit einem Stäbchen im Mund, alle Sangvögel auf das Täuschendste nachahmend und Gesichter schneidend, die Niemand ohne Lachen ansehen kann; dort einige Guitarren, zu deren Geklimper die Virtuosen mit dem Munde Horn und Fagott auf komische Weise nachahmen, diese Duette, jene Arien singen; Redner, Improvisatoren, Taschenspieler, Bajazzo und Marktschreier im bunten Gemische, das Ideal eines Jahrmarktes von Plundersweilern, zu welchem Göthe schwerlich die Züge in Deutschland zusammentragen konnte.

Nicht alle diese Leute, deren Italien vor andern Ländern eine ungeheure Menge besitzt, mögen aus der Ferne herbeigezogen seyn. Mehrere von ihnen haben nichts von der Abentheuerlichkeit, die solchen Nomaden schon im Aeußern anklebt. Es scheinen alte Bürger, arm und elend, mit vertrockneten Gesichtern und festmäßig ausgekehrten Kleidern, die aus ihren Dachstübchen herabgestiegen sind, um durch musikalisches Kratzen und heiseres Krächzen nicht sowohl ihren Mitbürgern, als sich selbst ein gutes Stündchen zu machen. So, z. B., dort jenes kleine, magere Männchen, dessen dünne Beine, in grauen engen Pantalons, dicht an einen Höcker stoßen, der den ganzen Oberleib ausmacht. Ein langer, weiter, wahrscheinlich geborgter, Frack von blauem Tuche flattert, wie ein Wimpe, davon hernieder. Den Kopf trägt der Mann ganz bloß, nicht nur ohne Hut, sondern auch ohne Haare; nur den Nacken zieren noch einige wenige von bedeutender Länge, die mit Sorgfalt über die Mitte des Schädels gelegt sind, wie der Roßschweif auf dem Helm eines Kriegers. Die Augen sind matt und scheinen einst bessere Tage gesehen zu haben, denn es liegt ein feiner Ausdruck darin, wenn der Mann die Geige spielt. Die Nase ist wirklich edel, dabei dünn und spitzig, wie dieß bei verhungerten Gesichtern der Fall ist; der Mund breit gezogen, mit schmalen Lippen; das Kinn gar nicht vorhanden. So ragt dieser Kopf nur wenig über den Höcker empor, aus einer lose geknüpften Binde, als ein recht wehmüthiges Bild. Sein Spiel hat Schule, doch ist sein Strich

nur schwach, es scheint dem Armen alle Kraft dazu zu fehlen. Dafür aber sucht er allen nur möglichen Ausdruck hineinzulegen und was dem Bogen nicht auszudrücken möglich ist, ergänzen Augen und Mund. Jene drehen sich empor gen Himmel und scheinen sich mit Thränen zu füllen; dieser öffnet sich, die Lippen zittern, er will sprechen, er fließt von innerer Seligkeit über, aber er kann kein Wort für sein überschwengliches Gefühl finden. Und auch der übrige Körper nimmt Theil an der innern Bewegung; nur die dünnen Beine stehen fest und starr, sie, die ohnedieß zu schwach sind, den Mann die Geige und sein Gefühl zu tragen; dafür aber heben sich die Schultern und senken sich wieder wellenförmig und selbst der Höcker hüpft dann und wann wie ein tanzender Berg, den Orpheus Spiel belebt.

Ein Gegenstück zu diesem Geiger sind jene drei Knaben aus dem Gröbener Thale, die mit einiger Aisance im eignen Einspänner zum Feste gezogen sind. Sie sind anständig gekleidet in Grau und Grün, den Hut mit dem Gemsbart und Blumen geziert. Es ist Violine, Flöte, Guitarre. Der Violinspieler mag zehn Jahr alt seyn; man nennt ihn überall „den kleinen Mozart." Ein hübscher Junge mit pechschwarzen Augen und einem trotzigen Gesichte, der, ächt Deutsch, kaum den Hut rückt, wenn er Geld erhält. Er stemmt die Violine an die Brust und spielt mit vornehmer Nonchalance, indem er den Kopf bald hier, bald dorthin dreht und mehr an dem Theil nimmt, was um ihn vorgeht, als an seinem Spiele. Dieß

selbst ist jedoch überraschend gut; er greift sehr rein und sein Strich ist fest; dabei trägt er mit Ausdruck vor. Seine Jugend, sein hübsches Aussehen und seine Fertigkeit, so wie auch die Strauß'schen Walzer, welche dieß Kleeblatt zum Besten giebt, haben es zum Lieblinge des Publicums erhoben und sie nehmen dreifach ein, wo der arme, melancholische Violinspieler mit dem Höcker froh seyn muß, das Einfache zu erhalten. Und doch ist mehr vom Künstler in ihm, als in den kleinen, abgerichteten Jungen.

Eine pomphafte Ankündigung hat die Anwesenheit eines berühmten Arztes gemeldet, der auf offenem Platze nicht nur Hülfe und Rath ertheilen, sondern auch Operationen vornehmen will.

Welch' eine Freude für einen Deutschen, einen solchen Mann zu sehen, einen Quacksalber! Wo in Deutschland darf sich ein solcher noch in seiner alten Glorie sehen lassen? Alle diese freundlichen, belustigenden Gestalten sind nach und nach aus unserm Lebensdrama verschwunden. Und was haben wir dadurch gewonnen? Ein heimlich schleichender Quacksalber, wie es deren überall in Deutschland giebt, ohne Tressenrock und Hanswurst, ist ein Mörder; der öffentliche, der sich als solcher verkündet, der Theriak und Mithridat feil hält und den Leuten auf offenem Markte Zähne auszieht und schröpft, ist ein hülfreicher Narr, der auf die Thorheit der Andern speculirt.

Eine schreiende Menschenmenge, der quäkende Ton einer schlechten Clarinette geben zu erkennen, daß man seinen Mann gefunden hat. Er macht sich nur

mit Mühe auf seinem Pferde Platz, schwenkt es jedoch so geschickt hin und her, daß bald ein weiter Kreis um ihn gebildet ist und er nun, mit lächelnder Miene, seine Clarinette in den Mund steckt, um noch mehr Zuschauer herbeizulocken. Nach einem kurzen, marschartigen Stücke hebt er sich im Sattel und beginnt mit volltönender Stimme seine Anrede. Er nennt die Umstehenden alle: „meine Brüder!" Sein Vortrag ist anfänglich ruhig, dann kömmt er in Feuer, schimpft auf alle Facultäten, lacht über die Aerzte in Verona und Wien und sagt: „Ihr mögt Euch getrost, meine Brüder, an diese wenden; Abhülfe Eurer Leiden werdet Ihr nur bei mir finden."

Jetzt zieht er einen großen Lederbeutel hervor, worin furchtbare Instrumente sichtbar sind und hängt ihn an seinen Sattelknopf. Man bemerkt Zangen, Hämmer und Sägen, wie sie ein Grobschmied zu verfertigen im Stand ist, dann einige Messer von unterschiedlicher Länge. Er betrachtet diese Dinge ohne Schauder und seiner Kraft und Geschicklichkeit, womit er sie zu handhaben versteht, sich bewußt, ruft er Leidende mit lauter Stimme herbei, um ihren Uebeln auf das Schnellste abzuhelfen Zwar drängen sich Einige hinzu, um das Arsenal des Doctors in Augenschein zu nehmen, aber Niemand scheint Lust zu haben, sich einer Probe zu unterziehen. Er aber fährt ohne Pause in seiner Rede fort. Was jetzt an die Reihe kömmt, ist eine Menge Bruchbänder, die er dem Volke hinhält. Er ergeht sich gemüthlich in die Gehege der ausgetretenen Gedärme und erklärt mit reicher Suade

die verschiedenen Arten der Brüche und die Zweckmäßigkeit seiner Bänder. Er versichert, selbst zwei ausgezeichnete Brüche zu besitzen und zeigt augenscheinlich an seinem eignen Leibe, wie man die Bänder umzulegen habe. Nach diesem erbaulichen und belehrenden Vortrage kommen die Klystirspritzen an die Reihe. Er zieht deren von verschiedenem Caliber hervor, zeigt ihre Structur und erklärt ihren Nutzen. Das Getümmel hat mehr und mehr zugenommen, die Hitze auf dem Platze wird drückend, die Operationen des Zahnausziehens folgen nun unmittelbar und der belustigende Theil dieses Aufzugs ist vorüber. *)

*) Die Frechheit, mit welcher die Quacksalber in Italien ihr Wesen treiben, ist unglaublich. Keyßler erzählt uns in seinen Reisen durch Deutschland ꝛc., daß ein Quacksalber seine Rede mit folgenden Worten begonnen: „Gelobet sey der Herr Jesus Christus, von welchem ich nichts mehr verlange, als daß er nach seiner Gerechtigkeit am jüngsten Gericht also mit mir verfahre, wie ich heute mit Euch handeln will; ich setze mein Hab' und Gut aus Liebe für Eure Gesundheit zu; allein der Teufel, der nichts Gutes leiden kann, verblendet Eure Augen, daß Ihr etliche Sols für hundert Scudi ansetzt und dadurch Euer und Eures Nächsten Heil, so Ihr mit geringen Mitteln befördern könnt, verabsäumt; nehme ich einen Heller von Euch nicht mit gutem Gewissen, so wünsche ich, daß ich Euer Geld in der höllischen Qual ewig schlucken müsse ꝛc." Am bescheidensten sind noch die Zahnausreißer, welche gewöhnlich versichern, daß sie con adjuto di Santa Apollonia, welche die Schutzheilige der Zähne ist, den Zahn glücklich herausreißen wollen.

Während dessen wird im Dome Predigt gehalten. Nach Beendigung derselben leert sich die Kirche und die Procession beginnt. Die üblichen Fahnen eröffnen diese. Sie marschiren in langen Zwischenräumen, doch rangiren sich nicht, wie in Deutschland, fromme Beter ein. Die Zwischenräume bleiben leer und Alles zieht vor, die Procession anzusehen, statt an ihr Theil zu nehmen. Die Capuciner in langer Reihe folgen, ihr mit den herrlichsten Blumen reichgeschmücktes Kreuz tragend. Dann kommen die Franciscaner mit ihrer Fahne. Sie haben ein trauriges Aussehen; an einigen zeigt sich die Entbehrung in ihrer ganzen Strenge, an wenigen nur die ruhige Entsaguug. Ein alter, langer, hagerer Mönch zieht aus seinem Aermel eine kleine Schnupftabacksdose und schnupft mit großem Appetit. Sollte man da nicht an Yorik's Franciscaner denken? — Jetzt erscheint der lange Zug theologischer Studenten, abermals ein Studium für den Physiognomiker. Hier kann er sich versuchen, zu errathen, wer

---

Wie aber die Zähne eine Schutzheilige haben, so auch viele andere Glieder. St. Agatha ist es von den Brüsten, St. Blasius von der Gurgel ꝛc. So versprach sich eines Tages Einer und betete: S. Guttur, rogo te, ut liberes me a malo Blasii. Manche dieser Heiligen scheinen dieses Jus Patronatus bloß dem Laut ihres Namens zu danken zu haben, so, z. B., wenn Sta. Clara wider die Augenflüsse, St. Stapinus wider das Podagra und St. Pankratius (aus welchem das gemeine Volk St. Crampatium macht) wider den Krampf und die Krankheiten der Nerven angerufen wird.

von seinen Angehörigen gezwungen diesen Stand ergriffen hat und wer es aus eignem Antriebe gethan; wer einst zu hohen Ehren steigen wird; wer seinen ganzen Ehrgeiz darein setzt, einst eine fette Pfründe zu erschnappen und wer in der Frömmigkeit das ganze Heil seiner Zukunft sucht. Dort bemerkt man einen jungen Menschen mit einem feinen bleichen Gesichte, die Augen zu Boden geschlagen und ein Buch, das er in der Hand hält, an die Lippen gedrückt. Dieß ist ein Bild der Frömmigkeit und Abgezogenheit von allem Weltlichen und eben dieser kann die stolzesten Pläne für seine Zukunft im Busen bergen. Nirgend, wie hier, führt Demuth und Unterwürfigkeit zum sichern Ziele.

Nun folgen die Pfarrer und das Domcapitel, Alle tragen kostbare Gefäße, worin Reliquien des heiligen Vigilius sind. In einem Schreine von Glas wird die Zunge des heiligen Mannes sichtbar, die einst so feurig und beredt den Heiden das Evangelium gepredigt. Sie ist übermäßig groß und dick und selbst für einen solchen heiligen Prediger zu übernatürlich. Hierauf wird der silberne Sarg, mit der goldenen Inful und dem Stabe darauf unter einem Baldachine getragen; der Fürstbischof, die Hand des Heiligen in der seinigen, folgt. So wie die Zunge, ist auch die Hand von übermäßiger Dimension. Doch man wird nicht mehr darüber erstaunen, wenn man weiß, daß diese Hand es war, welche die Felsen aus einander schob, als die verfolgenden Giudicarier den Heiligen in ein Thal getrieben hatten, von wo es kei-

nen Ausgang mehr gab. Noch jetzt bedienen sich alle Jene, welche Stenico besuchen wollen, dieses von Vigilius gebrochenen Felsenpasses und auch auf diese Weise wurde er daher ein Wohlthäter dieser Gegend und Trient's insbesondere, das von dort seine besten Lebensmitttel bezieht.

Nachdem das Hochamt geendet, durchzieht man die Straßen und dieser Moment ist einer von denen, wo Trient einer großen Stadt am ähnlichsten ist. Die Damen haben größtentheils sehr elegante Toilette gemacht und die Herren haben einen Anstrich von Ungezwungenheit, den man in den Provinzialstädten selten findet.

Man setzt sich nun zur Tafel und das Diner wird von Klängen umrauscht, die ewig wechseln und nur manchmal zu den unangenehmen zu zählen sind. Alle **virtuosi ambulanti**, deren wir früher erwähnt und viele andere noch lassen sich hören. Frische Ankömmlinge warten stets auf der Treppe, um den Platz der Spielenden einzunehmen.

Den Nachmittag bringt man auf dem Schießplatze bei den Athleten und Seiltänzern und in den Gärten zu, wo sich die Bauern belustigen. Ueberall giebt es Lärm vollauf; aber der Lärm, den die Seiltänzergesellschaft macht, um Leute anzulocken, verdient besondere Erwähnung. Man glaubt, in Europa nie einen ähnlichen zu hören. Die Frau und ein Haufe von Kindern haben sich auf ein Gerüst über dem Eingange hingestellt, wo sie Trommeln, Becken und Pauken schlagen. Der Mann, der mit Diesem und Je-

nem spricht und ab- und zugeht, bläs't nur dann und wann ein Stück eines Marsches auf der Clarinette dazwischen; die Familie aber hört nicht auf, zu schlagen, es mag die Clarinette die Melodie dazu liefern, oder nicht. Der Eifer und die Kraftanstrengung, so wie die Ausdauer, sind dabei eben so komisch, als bewundernswerth.

Die anwesenden Gäste trinken größtentheils Bier, weil es seltener und theurer, als der Wein, mithin festlicher ist. Hin und wieder wird ein Monferino versucht, der hier nationell ist; der großen Hitze wegen wird jedoch im Sommer nur wenig getanzt.

Unterdeß ist auf dem Domplatze vor dem Springbrunnen das große Bretergerüste, das schon seit mehreren Tagen aufgebaut ist, mit Schildereien aus dem Leben des heiligen Vigilius geziert worden. Das Ganze stellt einen Tempel vor; in dessen Mitte ist der Sarg, oben die segnende Gestalt des Heiligen sichtbar. Alles ist mit Raketen schön besetzt und verbrämt und die schauluſtige Menge umgiebt diese Feuerwerkdecoration, wie Kinder den Weihnachtstisch, jubelnd und schreiend. Nach neun Uhr sprühen die ersten Schwärmer.

Der Domplatz und die Strada larga wimmelt von Menschen; alle Fenster und Balcone sind mit geputzten Damen gefüllt, ebenso die aufgeschlagenen Gerüste. Jedes Stück des Feuerwerks wird mit einem lauten Beifalle begrüßt, der die Pausen ausfüllt und immer rauschender wird. Man sieht nach einander

den Adler von Tyrol, den Namenszug des Kaisers und zuletzt den großen Tempel in Brillantfeuer. Jemand behauptete mit großem Ernste, die Einwohner von Giudicarien, deren Vorfahren den Heiligen ermordet, hätten nun fortwährend als Buße die Kosten des Feuerwerks zu bestreiten. Wahr ist es, daß hierzu ein eigner Fonds existirt, wozu die Stadt immer noch etwas beisteuert.

Nach eilf Uhr beginnt die Oper. In den Zwischenacten strömt Alles hinaus, um vor dem Kaffeehause sich zu erfrischen, da die Hitze jetzt noch erstikkend ist.

In diesem Moment gewährt Trient für einen weithergereis'ten Nordländer den überraschendsten Anblick.

Aber nicht alle Tage wird zu Trient ein St. Vigiliusfest gefeiert. Schon am andern Morgen, wie traurig und ausgestorben ist Alles! Die Sitze vor dem Kaffeehaus alle leer, die Wagenburgen vor den Hôtels alle fort! Wo sind die geputzten Schönen, die braunen Landmädchen, die Musiker, Grimaciers und Charlatans hingekommen? Die ganze Decoration hat sich in einer Nacht verändert. Das abgebrannte Feuerwerk zeigt eine zerrissene, geschwärzte Fronte; der Platz davor ist mit verbrannten Papierhülsen und halben Citronenschalen bedeckt, mit deren Inhalt sich Abends zuvor, während der Lust und Hitze, schöne Kinder gelabt hatten und Trient hat wieder sein Alltagsgesicht vorgenommen.

Der Heilige, dem zu Ehren alljährlich dieses Fest gefeiert wird, ist der Bischof Vigilius und

wir geben hier seine Lebensbeschreibung, wie sie gewöhnlich erzählt wird, verweisen aber den Forscher, den die auf verschiedene Weise erzählte Abkunft des Vigilius interessirt, auf **Bollandi Acta Sanctorum Tom. V. Jun.**, wo er reiche Ausbeute hierfür finden wird.

St. Vigilius lebte in dem 4. Jahrhundert und war ein Römer von Geburt; er studirte zu Athen die Theologie und ging in seinem 20. Jahre von da nach Trient, wo er viele Beweise von seiner Gottesfurcht und Gelehrsamkeit gab, ja selbst Wunder verrichtete. Das Volk verlangte ihn deßhalb zum Bischof und er wurde auch wirklich als solcher vom Bischof von Aquileja, wiewohl ungern, consecrirt. Er verrichtete hierauf noch viele Wunder an Besessenen und Kranken, bekehrte die heidnischen Einwohner um Verona und Brescia und errichtete daselbst viele Kirchen, ging hierauf nach Anagni und bekehrte auch dort viele Leute. St. Simplician, Nachfolger des heiligen Ambrosius († 4. April 397), empfing zu Anfange seines Episcopats einen Brief von ihm, in dem er ihm den Märtyrertod des Diacons Sisinnius, des Lector's Martyrius und des Ostiarius Alexander, die von den Barbaren der benachbarten Gebirge ermordet worden waren, berichtet. Einen anderen Brief von denselben Märtyrern schrieb Vigilius auch an den heiligen Chrysostomus, damals Bischof zu Constantinopel. Später ging er selbst nach Randen, wo jene genannten Männer ermordet worden waren, zertrümmerte das dort verehrte Göz-

zenbild Saturn's und erbitterte dadurch die Einwohner so gegen sich, daß sie ihn steinigten. Seine Begleiter brachten seinen Leichnam nach Trient, wo er in der von ihm erbauter Kirche aufbewahrt wurde und der 26. Juni, als ein Todestag feierlich begangen wird.

Der Hirtentanz
oder
der Schäfermarkt.

Es war ein Tag vor St. Margarethen-Ablaß, erzählt uns ein Reisender, als ich in das Städtchen Stadt-Ilm *) gelangte und sogleich bemerkte, daß man Anstalten zu einem Feste machte, das man den Hirtentanz nannte. Es war Sonntag und sobald sich die Kirche öffnete und die Andacht beendigt war, strömte man auf den ehemaligen Hauptwachplatz. —

Am letzten Abend der Woche war man in das Paulinzeller Holz hinausgezogen, um eine Fichte, gleich-

*) Auch in Ilmenau, Blankenhain und Magdala im Weimarischen wurde der Hirtentanz noch im 19. Jahrhundert begangen, seit mehreren Jahren aber von der Polizei, der häufig dabei vorfallenden Unziemlichkeiten wegen, verboten. Der zu Stadt-Ilm wurde im Jahr 1800 zum letzten Male gehalten. Schon früher einmal verboten, wurde er ohngefähr seit dem Jahr 1717 wieder begangen.

sam den Hippodrom und mehrere junge Tannen zu fällen; wer mit diesem Geschäfte beauftragt war, hatte sich, wie ein Hochzeitverkündiger, mit Blumen und Bändern geschmückt und unter fröhlichen Liedern, die lustig aus den Wäldern wiedertönten, auf den Weg begeben. Jene Fichte, die man unter jauchzender Musik oft erst in der Nacht in die Stadt brachte, wurde als der Schmuck des Tages angesehen und mit langen bunten Bändern am Gipfel umhängt, so daß man, wenn sie aufgerichtet war, von fern glauben konnte, es müßten Schiffe mit flatternden Flaggen in irgend einem Hafen liegen und ein Meer in der Nähe sich befinden, das ein Gott hergezaubert habe. Dabei drang schon aus der Ferne der Jubel in das Ohr und machte die Täuschung noch vollkommner; denn man mußte auf die Vermuthung gerathen, das Schiff habe seine Mannschaft ausgeladen, der Ballast liege am Strand und die glücklich Gelandeten freueten sich der wiedergewonnenen Erde. Auf dem genannten Platze hatte man einen Kreis von ungefähr dreißig Schritten im Durchmesser abgesteckt, die Peripherie mit den jungen Tannen bezeichnet, daß sie einem grünen Tannenkranz ähnlich sah und im Mittelpunct eine geräumige Hütte aufgebaut, ein gastliches Dach, das jeden Fremden aufnahm, wenn er erschien, um an der Freude Theil zu nehmen. Aus dem Herzen dieses Hauses stieg die schwankende, mit Bändern ausgeschmückte Fichte in die Höhe. In einem kurzen Zeitraume von wenigen Stunden war der Wachplatz gleichsam in einen Wald verwandelt; ein Zauber schien

alle diese Anpflanzungen hervorgerufen zu haben, die freilich auch nicht länger täuschten, als einige Tage, wo der angelegte Garten, wie durch den Hauch des Herbstes, zu dorren begann. Das Alter machte sich auf, um den grünen Schmuck zu besehen und gestand, daß es zu seiner Zeit genau denselben Kreis abgemessen habe; alle jene angenehmen Erinnerungen an eine glückliche Jugend blüh'ten wieder in seinem Herzen auf und mit dem Grün der Tannen und Fichten schien sich sein Leben noch einmal zu verjüngen und neue Kraft strömte mit der Freude durch die Adern. Das ist es, was diese Vergnügungen so reizend macht; die Erinnerung an die vergangenen vermehrt die gegenwärtigen und an diese knüpft sich die Hoffnung und der Wunsch, noch die künftigen zu erleben und die Enkel von dem Sonst zu erzählen. In einer Zeit, wie die unsrige, wo Alles pfeilschnell vorüberrauscht, wo der Mensch gleichsam mehrere Menschenalter lebt und wo kaum eine Freude oder ein Ereigniß in der Seele nachklingend zurückbleibt, weil es immer wieder von andern verdrängt wird, kurz wo man gewissermaasen nur in der Gegenwart lebt und dadurch des unzweideutigen Genusses der Vergangenheit entbehrt, in dieser Zeit ist die Wiederkehr einer Lust, wie sie die Ureltern genossen haben, von großem Eindruck.

So wie die Morgenröthe des bestimmten Montages dämmerte, ging man aus zur Feier desselben. Alle Schäfer der Gegend, aus den Dörfern der (fürstlich schwarzburgischen) Aemter Ilm, Paulinzelle und Ehrenstein und den benachbarten, machten sich früh

auf, um sich in der Schäferei unterhalb Stadt-Ilm zu versammeln; die besten Kleider waren angelegt und der fromme Hirtenstab fehlte nicht, das Zeichen eines sonst so geachteten und glücklichen Standes, dem das Menschengeschlecht die Anfänge seiner Civilisation verdankt.

Die zehnte Stunde war das Signal, auszuziehen. Welch' eine Erscheinung! Wie war ich im Geist unter jenen Hirtenvölkern, wo ein Fest dieser Art das wichtigste Ereigniß ihres Lebens war. Lassen Sie mich ein gedrängtes Gemälde entwerfen und zwar historisch in der Ordnung, wie man aus der Schäferei herausrückte. Ein Schäfer, dessen Schläfe mit Silberhaar bedeckt waren und den man mir als den Aeltesten nannte, schritt voran und trug einen entblößten Säbel in der Hand, ich weiß nicht, unter welcher Bedeutung, vielleicht unter keiner; denn welches Symbol könnte ein Säbel in der Hand eines Hirten seyn, der mit den Instrumenten des Krieges nichts zu schaffen hat? Nach ihm erschien ein Musikantencorps und blies lustig auf Schalmeien und ließ einen Dudelsack ertönen. Hinter diesen Hirtenflötisten folgten wieder zwei Schäfer mit ihren Stäben, die sie, wie eine Lanze außer dem Kampf, an der Schulter aufrecht trugen und nach ihnen bewegte sich, stolz und ernst, der schönste Hammel der Heerden, der, wie ein Opferthier, mit irdischem Schmucke, mit Bändern und Flittergold behängt war und an einem, mit messingenen Platten verzierten Riemen von einem der Schäfer geleitet wurde. An diesen lebendigen Preis des

Sieges reihten sich die Glieder des ganzen Schäferzugs, der aus funfzig Personen bestehen mochte, zwei Mann hoch und den Stab, wie der Erste, tragend. Selbst die Hand wurde zum Musikinstrumente; man pfiff auf den Fingern die Lieder nach, welche die Musikanten vorbliesen.

In dieser Ordnung bewegte sich der Zug durch das Unterthor der Stadt auf den Markt. Bis hieher konnte ich nicht folgen und erst auf dem Wachplatze kam ich wieder zu ihnen, wo sie eben beschäftigt waren, den geschmückten Hammel unter schmetternder Musik dreimal um die Fichte zu leiten. Der Führer desselben stand nun mit seinem Opferthiere bei den aufgerichteten Tannen still. — Nach einer kurzen Pause begann der älteste Schäfer, einen Tanz aufzuführen, der aus einer gewissen Ferne eben so lustig aussah, als mit allgemeinem Volksjubel endete. Alle Bewegungen dieses Fechtspieles nämlich, die er mit seinem Säbel rechts und links, in die Höhe und auf die Erde machte, mußte der ganze Zug genau nachahmen und zwar so, daß sich die Glieder trennten und Jeder einzeln hinter dem Andern nachhüpfte. Es konnte nicht fehlen, daß diese Schlange, die sich in hundert Windungen dahin bewegte, sich gleichsam in den Schwanz biß, das heißt, daß der erste und älteste Schäfer den letzten und jüngsten berührte und mit seinem Säbel regelmäßig und sehr deutlich auf den Rücken grüßte. Je wunderlichere Sprünge der Letzte machte, um diesen collegialischen Complimenten zu entgehen, desto lustiger sprang der Erste, so daß man

Schwanz und Kopf am Ende nicht mehr unterscheiden konnte. Die Bewegung der Hand steckte an und kaum hatte sich der Kreis einige Mal um sich selbst gewunden, so fanden die nachfolgenden und mittlern Glieder desselben das Beispiel des ersten so vortrefflich, daß die Hände nicht mehr zurückzuhalten waren und Jeder mit seinem Stabe, wie früher auf den Dudelsack, auf seinen Vordermann lospaukte und in einer Minute schlug und schrie; je lauter die Meldung seines Rückens war, desto weiter holte die Hand aus, um diese Schäfersprache immer weiter vorwärts zu verpflanzen. Glücklich, wer sich durch seinen Pelz vor diesem Hagel geschützt hatte und wer es nicht gethan, dem schien die Freude darüber so sehr mitzuspielen, daß seine Sprünge dem lustigen Böcklein auf der Wiese glichen. Welche Gesichter die Zuschauer zu diesem Turnierspiele machten, kann Jeder sich selbst ausmalen.

Man begann nun, nach Beendigung dieser freundschaftlichen Communication, den Ehrenzug durch die Stadt und zwar zunächst in den Schloßhof, wo man sich dasselbe Fechtspiel wieder auf den Rücken trommelte, wie früher. Nachdem dieser zweite Tanz abgemacht war, zog man paarweis an das Haus des Pachters und wiederholte den Gang zum dritten Male, zwar etwas matter, aber auch der Erfrischung näher. Denn aus diesem Hause schleppte man Bier und dieses deutsche Getränk brachte eine so gute Wirkung hervor, daß man vor dem Hause des Amtmanns,

wo man das Prügelständchen wiederholt, eine außerordentliche Virtuosität bewies.

Der Hammel, der bis jetzt ruhig zugesehen hatte, wurde hier brüderlich in den Reihen gezogen und blökte durch die Schläge, die er erhielt, harmonisch in den Jubel hinein. Darauf wurde er dem Amtmann als Geschenk überwiesen. Man kehrte auf den ersten Platz zurück und fing an zu speisen, wobei man wenigstens voraussetzen konnte, daß es nicht an Appetit gefehlt habe.

Es läßt sich denken, daß das Vergnügen ohne Weiber entweder nicht lange dauern, oder in gemeine Lust ausarten würde. Uebrigens sind diese Menschen auch noch zu fern von dem neuesten Standpuncte der geselligen Cultur, als daß sie eine Freude ohne die Ihrigen genießen könnten; das Weib, vom höchsten Stande, wie aus dem tiefsten, bringt erst Reiz in den Genuß und wenn er sich in dem letztern auch etwas grob äußert und ein feineres Gefühl verscheucht, so bleibt es für Liebhaber immer ein Reiz. Man hatte daher dafür gesorgt, daß bald nach Beendigung des Mahles Weiber und Mädchen aus dem Schäferstand erschienen. Wo Menschen in Freude versammelt sind, da darf auch die Fiedel nicht fehlen und nicht lange währte es, so sprang man in deutschen Tänzen um die Fichte herum. Dieses ganze Fest hatte nur eine Dauer von zwei Tagen.

Am Dienstag, zur Stunde des Sonnenuntergangs, wiederholte man noch einmal die ganze Bewegung; aber man brauchte sich dießmal vor blauen

Rücken nicht zu fürchten; denn der Angriff der Hand geschah nach einer andern Seite hin. Man tanzte um die Fichte herum und der Letzte, statt eines Hirtenstabes, mit einem Beile versehen, versetzte ihr jedesmal, so wie er ihr nahe kam, einen Hieb, bis sie zu wanken anfing. Sobald der geschmückte Baum zusamstürzte, stand plötzlich alle Bewegung still; einer der Schäfer brach der Fichte den Kopf ab und hielt ihn empor. Jetzt begann eine Wette. Derjenige, welcher Lust bezeigte, die Bänder und Blumen der Fichte zu besitzen, ergriff den abgebrochenen Gipfel, der noch mit ihnen geschmückt war und stellte sich funfzehn Schritte von der ersten Reihe der Schäfer. Auf ein gegebenes Signal stürzte er, wie vom wilden Feinde verfolgt, durch die Straßen der Stadt, welche ihm bestimmt worden waren und ein anderer Hirt ihm nach, als wenn ihm ein kostbares Schaaf davon gelaufen wäre und mit ihm mehrere, welche um den Preis warben. War der Erste so glücklich, nicht erwischt zu werden, so wurde ihm der Tannengipfel mit seinen Bändern als Belohnung zugesprochen.

Auch im Würtembergischen ist der Schäfertanz, oder, wie er dort genannt wird, Schäfermarkt, seit undenklichen Zeiten eine Nationalfreude, wird alle Jahr zu Markgröningen, an dem Gedächtnißtage des heiligen Bartholomäus, gefeiert und hat die Zunftversammlung der sämmtlichen Schäfer des würtembergischen Unterlands *), die an diesem Tag ihre Leggelder in

*) Die Schäfer des Oberlandes feiern in gleicher Absicht und auf gleiche Art ihren Schäfermarkt in den würtembergischem Städtchen Urach und Wildberg.

die gemeinschaftlichen Laden abgeben müssen und Innungssachen vor dem niedergesetzten Schäfergericht abthun, zum Hauptzwecke.

Schon der frühe Morgen gewährt einen herrlichen Anblick. Hier zieht eine Schaar jubelnder Schäfermädchen und Schäfer, Arm in Arm, mit Dudelsack und Schalmeienmusik ein; dort rollt eine mit Gästen gepfropfte Chaise nach der andern den Häusern der Bekannten zu; karavanenähnliche Züge von Reitenden und Fußgängern durchkreuzen alle Straßen; aus jedem Fenster tönt Jubelgeschrei, Musik und der Tact von Tanzenden herab und in weniger als drei Stunden ist das Städtchen von einer großen Menschenmenge erfüllt.

Nach der achten Frühstunde zieht ein Trupp der Schäferältesten mit Knotenstäben und von der glänzenden Stadtmiliz escortirt, mit der Schäferlade, Fahne, silbernen Schippen und andern Insignien, unter Trommelwirbel und Schalmeienmusik in einer ordentlichen Procession vor die Wohnung ihres Obmanns und holen ihn auf das Rathhaus ab, wo die versammelten Schäfer und Knechte ihre Leggelder entrichten und dagegen das sogenannte Schäferzeichen, welches in Nesteln und Bändern besteht, erhalten.

Nun beginnt eine feierliche Procession in die Kirche. Voran gehen die Vorsteher Gröningen's in größter Galla, hinter ihnen her die Fahne und Wache; dann folgt eine unübersehbare Menge Schäfer. Hier hält nun der Prediger eine Rede über den guten Hirten.

Dieser folgt der sogenannte Hammellauf, welches eine Gattung Wettrennen ist und haußen, auf einem benachbarten Stoppelfelde, geschieht. Eine zahlreiche Gesellschaft von Zuschauern zu Pferde, Wagen und Fuß versammelt sich daselbst und wartet auf den ankommenden Zug.

Ist der Zug in den Schranken, so wird ein Kreis von der Wache und den Zuschauern geschlossen und die Springenden reihen sich in eine Linie. Die Jünglinge rennen zuerst und darauf die Mädchen. Der Preis für die Ersteren ist der schönste Hammel der Trift und für die Letzteren ist etwas von Silber oder Kleidung bestimmt. Jetzt ruhen die Blicke der Kampfgierigen und Zuschauer ängstlich und erwartungsvoll auf den Beamten, der zu dem Laufe die Losung giebt. Er winkt und rasch fliegt der Haufe und mit ihm das theilnehmende Auge des Zuschauers die Reihen hinunter, dem Ziele zu. Neben den Springern reiten die Kampfrichter her, um die Streitigkeiten, die nicht selten vorkommen, zu schlichten. Die jungen Schäfer kommen zurück und nun folgt der Wettlauf der Mädchen; diese sind leicht und reizend gekleidet; jeder Liebhaber rennt neben seiner eilenden braunen Schönen her und sucht sie durch sein Beispiel zu ermuntern, oder läuft gar Hand in Hand mit ihr auf das Ziel los. Das siegende Pärchen kommt nun mit einemmale hervor und ist mit goldenen Kronen gekrönt; die Siegerin hält ihren Preis und der Sieger führt im Triumphe den schön mit einer halben Bandbude gezierten Hammel. Der Zug geht in's Städtchen zurück, mitten

inne unter Trommel- und Flötenschalle das königliche Paar majestätisch stolz und eröffnet, wenn sie auf einem geräumigen Platz angelangt, einen ländlichen Ball; ihm folgen mehrere Pärchen, *) ohne der Delicatesse zu opfern, nach, der Mann von Stande schwenkt ungekünstelt die schnippische Schäferbrünette und der lustige Schäfer das Mädchen mit dem Federhut und Kopfputze walzend herum.

Dieser Tanz währt eine halbe Stunde und sobald er geendet, verlieren sich die Zuschauer in die Gasthöfe, oder zu Bekannten. Nach Tische gehen Leute von Stande, welche sich mit Tanz oder Zusehen vergnügen wollen, auf's Rathhaus, wo ein öffentlicher Ball ist. In allen Gasthöfen ist Tanz und Vergnügen aller Art anzutreffen, welche sich für die Theilnehmenden erst nach Mitternacht, aber immer noch zu früh, endigen. —

Dieses Vergnügen, das seit mehreren Jahren an den meisten Orten, wo es ehemals gefeiert wurde, untersagt worden ist, da die gewöhnlich dabei stattfindenden Schlägereien sich nicht selten mit Todschlag endeten, stammt ohne Zweifel noch aus den Zeiten des Mittelalters, wo die ganze bürgerliche Gesellschaft in Kasten eingetheilt war. Jede Kaste suchte und fand

*) Nicht an allen Orten, wo der Schäfertanz begangen wird, dürfen andere Paare sich unter die tanzenden Schäfer mischen; so werden, z. B., in Rothenburg an der Tauber, diejenigen, welche am Tanze Theil nehmen und nicht Schäfer sind, in den Brunnentrog geworfen.

ihr Vergnügen streng abgesondert und jede fremde Einmischung war verpönt. Der Stand der Hirten aber war stets im geringerem Ansehen und durch die Volksmeinung gleichsam aus der menschlichen Gesellschaft geschieden; auch ihre Berufsgeschäfte hielten sie fern davon und deßhalb mag es wohl kommen, daß dieses ihr Kasten-Vergnügen, das sie gründeten, um sich doch auch einmal zu erfreuen und wäre es jährlich auch nur einmal, sich dann noch erhalten hat, als die meisten dahin abzielenden Festlichkeiten anderer Kasten schon längst erloschen waren.

Das Sechseläuten in Zürich.

Wer weiß, wie bald
Die Glocke schallt,
Wo wir im Maien
Uns nicht mehr freuen!
Wer weiß, wie bald
Die letzte schallt!

In der Zeit, wo Primel und Veilchen aufblüht und die Wandervögel wieder eintreffen, pflegt Zürich und seine nächste Umgebung ein Fest zu feiern, welches das ermüdende Gleichmaas der Tage anmuthig unterbricht und in seiner kecken Fröhlichkeit die Ankunft der schönen Jahreszeit würdig begeht. Es heißt das Sechseläuten, weil von diesem Tag an, den der Stadtrath bestimmt, die Abendglocke wieder geläutet wird, um den Sommer hindurch den Arbeitsleuten das Zeichen zur Ruhe zu geben. Wenn schönes Wetter den Tag begünstigt, so drängt sich schon früh eine zahlreiche Volksmenge durch die Straßen, um die Boten des Frühlings herumziehen zu sehen, Kinder, die

zwei und zwei, Kränze oder bandgeschmückte Bäume tragend, von Haus zu Haus ziehen, ein Frühlingslied singen und dafür eine kleine Gabe erhalten. Sie sind verkleidet, meist seltsam und auch der Name der Knaben, den Niemand zu erklären weiß, deutet in die graue Vorzeit zurück, aus der dieses Fest, ein Ueberrest des deutschen Heidenthums, stammt; die Knaben heißen Bögen, die Mädchen Mareielli. Häufig ist der Böge auch nur eine Puppe, die auf einem Wagen herumgeführt wird. Das Lied, das die Kinder vor den Häusern anstimmen, erinnert an ähnliche, z. B., das in Deutschland bekannte: „Tra ri ro" ꝛc. (siehe Seite 30): es preis't den siegreich einziehenden Frühling. Auch die Erwachsenen bleiben der Maskenlust nicht fremd. Nach Mittag, wenn die verschiedenen Zünfte ihre Mahle beendigt haben, erfreut jedes Jahr ein sinnreicher, geschmackvoller Zug die Stadt, in die von nah und fern die Bewohner der Umgegend zusammengeströmt sind, so daß in den engen Gassen die geschmückten Gestalten des Zugs, zu Fuß, zu Roß und zu Wagen, sich nur mühsam fortbewegen. Bei jeder Zunft macht der Zug Halt; man wechselt begrüßende Reden und trinkt sich aus alten und neuen Trinkgeschirren der verschiedensten Art Heil zu. Die Zünfte wechseln in dem angenehmen, aber kostspieligen Geschäft einer solchen Darstellung, die gewöhnlich Pracht mit sinnreicher Erfindung vereinigt. Bei der vollkommenen Freiheit, mit der man sich hier bewegt und dem schnell besonnenen, beredten, in derlei Dingen gewandten Wesen der Bürger geben diese Züge Anlaß

genug zu treffenden Worten und malen gewöhnlich die herrschende Stimmung und Lage; die Politik, die in Alles spielt, tritt nicht selten stark hervor. So begrub im Jahr 1838 eine Zunft in feierlichem Leichenbegängniß auf dem Lindenhof, einem öffentlichen Platz, ihr Banner, d. h., sich selbst; Anspielung auf die politische Vernichtung der Zünfte durch die letzte Verfassungs-Revision, welche die Stadt zu einem einzigen Wahlkreise (Zunft) hat zusammenschrumpfen lassen. Anziehender war eine Darstellung der Schweizer Krieger seit der ältesten Zeit bis jetzt, im Ganzen über hundert schön maskirte Männer, voran alte Celten oder Germanen, in scheinbarer Nacktheit, mit hochflatterndem blonden Haarbusche, Thierfellen und kunstloser Bewaffnung; hierauf Krieger aus der merovingischen Zeit, dann aus den Kreuzzügen, andere aus der habsburgischen Zeit; dann ein stattliches Geschwader vom Anfange des 16. Jahrhunderts, mit dem tapfern Zwingli in der Mitte; Lanzenknechte aus dem dreißigjährigen Kriege; Grenadiere und Reiter von 1700 mit Trommel, Pfeife und Zopf; eine bunt verwirrte Schaar aus der Revolutionszeit; zum Schlusse die Gegenwart. Gegen Abend verlor sich dieses Getreibe; aber die Schaulustigen hatten nun ein anderes Geschäft. Wenngleich nämlich die Erwachsenen (nur die Männer) die Hauptrolle spielen, so ist doch auch die Freude der jungen Welt nicht gering. Wochenlang vorher ziehen kleine Schaaren von Knaben mit Wagen durch die Stadt und betteln Holz und Reisig zusammen. Wenn am Morgen die Strohpuppe (der

Bög) herumgeführt ist, wird ein Scheiterhaufen errichtet; auf einer hohen Stange schwebt die zum Feuertode verdammte Figur (der besiegte Winter) und mit dem Anfange des Läutens, um 6 Uhr Abends, verbreiten die Holzstöße ihren Rauch über die Gegend. Oft Stunden lang erleuchten sie dann mit hellem Glanze die Nacht. Jubelruf der freudetaumelnden Knaben begleitet das stückweise Herunterfallen des brennenden Feindes in die Flamme und aus Büchsen und Böllern ertönen die Freudenschüsse. Das Alles mit anzusehen, besucht man hochgelegene Orte, z. B., die Spaziergänge auf den Schanzen. Mit der Nacht regen sich auch die Zünfte wieder, lebhafter, ungebundener, vom Weine zu erhöhter Lust erhitzt; es beginnen die Besuche, die jede Zunft der andern macht; überall begegnet man diesen lärmenden Genossenschaften, die in bunter Mischung von Masken und gewöhnlichen Kleidern, mit gemalten Laternen und Musik von Zunfthaus zu Zunfthaus ziehen und in den großen Stuben die Wechselreden und das Zutrinken des Nachmittags erneuern. In ausgelassener Fröhlichkeit geht das fort, bis gegen Morgen, wo die letzten Kämpfer ermüdet den Schauplatz der Lust verlassen. Das ist der eintägige Züricher Karneval.

Das Dreschflegel-Hängen.

Der Gegenstand dieses Vergnügens ist ein fetter Schmaus, welchen, nach hergebrachter Sitte, kein braver Bauer in Würtemberg unterlassen darf. Dieses Vergnügen wird an manchen Orten auf folgende Art angestellt: Wenn der Bauer die Früchte beinahe ganz aufgehoben hat und der Dreschet das letzte Stroh drischt, so ladet ersterer die Dreschet zur Flegelhenket ein; diese bedanken sich in einer herkömmlichen Formel und wollen, weil's so seyn muß, kommen. Nun beginnen sie, das letzte Stroh mit einem freudigen Flegeltact abzuschlagen und hängen dann, nachdem sie in des Bauern Stube getreten, die Flegel herum. Den Anfang zum Schmaus öffnet ein mächtiger Krug, welcher, ehe das Essen kommt, zu Grunde gezecht wird. Nun dampft die Fleischsuppe auf der Tafel, Schweinefleisch und Blonzen *) belasten ein darunter geschmeidig geworde-

*) Blonzen heißt bei den würtembergischen Bauern eine corpulente Blutwurst.

nes Sauerkraut und ein Rösterbraten äugelt hellbraun dem gierigen Gaumen entgegen. Die Dreſcher lagern ſich um die befrachtete Tafel und erwarten das Zeichen zum Angriffe, welches in einem Amen, von dem breitſchultrigen Knechte geſungen, beſteht.

Jetzt geht es auf das Mahl los; Dreſcherſcherz und der beſte Wein würzen es; aus zurückhaltendem Ziſchen wird Gemurmel und aus dieſem ein Freudengeſchrei, bis die Schüſſeln ihre Beſtimmung erreicht haben. Hierauf holt man den Spielmann und es beginnen ſchwäbiſche Schleifer mit den Mädchen der Nachbarn, welche ungeduldig ſchon lange durch das Fenſter auf ihre Tänzer hinüberäugelten und auf das Abholen zum Tanze harrten. Der Dreſcher thut herzlich ſchön mit ſeiner Dirne und nicht ſelten wird hier, gleichwie bei Stutzer-Bällen, eine Liebſchaft angeknüpft.

Erſt wenn der Morgen anbricht, denkt der Dreſcher daran, ſeine Freude zu unterbrechen und geht, vergnügt wie ein König, von hinnen.

Das Eierlesen.

Ueber den Ursprung dieses ländlichen Vergnügens ist nur so viel bekannt, daß im Jahr 1650 im Würtembergischen Eier gelesen wurden und nach alten Chroniken in den Landstädten „die Mahler- und Pfister-„Knechte das Recht hatten, in jedem Kuntenhause, wo „sie Meel hinmahlten und Brod hinbaketen, zu einem „Eiernapf auf Ostern, als ein Trankgeld zu ihrer Er-„gözlichkeit, drei Eier einzuheischen ꝛc."

Hieraus dürfte nach und nach das heutige Eierlesen entstanden seyn, das nicht nur in Städten, sondern auch in Dörfern bei Bäcker- und Mahlknechten und den ledigen Burschen gebräuchlich ist.

Der Ostermontag Nachmittag ist überall zu diesem Vergnügen bestimmt. Es ist eine Art von Wette, welche zwei Partheien mit einander eingehen. An die Spitze jeder Parthei stellen sich die Kämpfer, deren einer die Eier lesen und der andere inzwischen nach

einem bestimmten Ziele laufen muß. Der Schauplatz ist an den meisten Orten eine ebene Wiese; der Zufluß von Zuschauern dahin unübersehbar. Wenn die Partheien auf dem Platze sind, so werden die Eier in gleicher Reihe hingelegt; sobald dieses vorbei ist, wird ein Zeichen gegeben: der Springer entfliegt mit dem theilnehmenden Auge des Zuschauers dem gesteckten Ziele zu und der Leser beginnt, mit der möglichsten Geschwindigkeit ein Ei nach dem andern in den ihm mit Spreu vorgehaltenen Korb zu werfen; er darf von jedem Einhundert Eiern nur zwei zerbrechen. Bang athmet nun jede Parthei für ihre Wette: diese feuert den Lesenden an und jene blickt harrend auf die baldige Zurückkunft des Springers durch die Flur hin; ein allgemeines Geschrei entsteht bei seinem ersten Anblicke; schneller rafft der Lesende seine Eier und der Springer sein letztes Fersenmark auf den Zuruf des Volks zusammen. Wenn er nun ankommt, ehe die Eier in dem Korbe beisammen sind, so ist die Wette für ihn und seine Parthei gewonnen; wo nicht, so ist sie verloren. Diejenige Parthei, welche verspielt, muß die Eier bezahlen, einen großen Kuchen backen lassen und die siegende Parthei noch mit Wein, so lange sie trinken kann, frei halten.

Hier entsteht kein Murren, kein Zank mit dem Saumseligen, froh und zufrieden geht der Trupp in die Schenke; der große Kuchen wird bereitet, unter Scherz und Becherklang verzehrt und die Zeche gern bezahlt. Jeder Bursche ladet sein Mädchen zum Schmause, bedient sie beinahe mit städtischem Anstande,

küßt, ſingt und ſpringt; wenn der Kuchen verzehrt und die Geſellſchaft warm iſt, beginnt ein ſchwäbiſcher Tanz und erſt in der ſpäten Nacht endigt ſich dieſes Vergnügen.

Auch in Beiertheim bei Carlsruhe iſt das Eierleſen gebräuchlich und bisweilen wird mit ihm zugleich ein Pferdewettrennen mit Bauerngäulen angeordnet.

Das Sichelhängen,

nach dem Bauerndialecte Sichelhenket, ist ein Gebrauch, welchen der würtembergische begüterte Landmann und Pächter aus der Urzeit noch beibehalten hat und heilig beobachtet, ein ländliches Fest, welches er seinem Schnitter-Völkchen und Gesinde, zur Belohnung ihres Fleißes, jedes Jahr nach der Ernte veranstaltet.

Der Gedanke an diese Freude versüßt dem schwizzenden Schnitter sein Ungemach; minder fühlt er die brennenden Strahlen der Sonne, welche seinen Rücken rösten; rüstiger klingt die Sichel und schneller sinkt der gesegnete Halm unter seiner ämsigen Hand. Laut tönt der Jubel dem Fest entgegen. Ehe der Morgen noch zum Tage reift, lebt die ganze Familie des Bauers zusammen: hier bereitet die geschäftige Wirthin für ihre Gäste den Kuchenteig; dort verbrüllt unter dem Kniee des Schlächters ein feistes Mastschwein dumpf sein Leben; eine emsige Magd heizt zum Backwerke den mächtigen Ofen und das Kamin spielt Wogen von

Rauch aus seinem schwarzen Schlunde gegen die Wolken; im festlichen Pompe beäugeln sich die Kinder des Bauers und gehen stolz die Straßen einher; der Hausvater ladet seine nächsten Verwandten, zuweilen auch den Pastor, Amtmann oder Schultheiß, zum Mahle. Nun eilt er, die letzten Garben zu holen; rüstig jagt jetzt der Bauersknecht mit dem Vetter*) auf dem Wagen dem Acker zu und knallt mit der bebänderten Peitsche seine Freude durch die Flur aus.

Wenn die Garben geladen sind, so ladet der Bauer seine Schnitter zur Sichelhenket ein; knarrend geht der Wagen vorwärts und hinter ihm das freudige Völkchen der Schnitter, jeder die Sichel in dem Arm, einher und dem Hause der Freude zu. Jetzt schmückt sich das Volk mit dem Sonntagshäs (Sonntagskleider) und tritt in die Stube des Landmanns, wo er es freundlich willkommen heißt; nach uraltem Gebrauche werden die Sicheln reihenweise in dem Zimmer umher in die Dielen gesteckt und nun beginnt der Schmaus. Oben an der Tafel sitzt der Bauer mit seiner Frau, oder der Amtmann und Pfarrer und in bunten Reihen die Schnitter mit ihren Weibern oder Mädchen auf beiden Seiten herunter. Bisweilen schürzt sich der Wirth und sein Weib selbst zu Aufwärtern; der munterste Witz würzt das Essen, bei welchem, wenn der Schmaus den Ehrennamen Sichelhänket haben soll, eine großäugigte Fleischsuppe mit Schwarz-

*) Vetter heißt bei den Knechten der Herr.

brod, *) Rindfleisch mit Meerrettig, Sauerkraut mit dem feistesten Schweinefleisch und einem Blonzen, Würste, Gans- und Schweinebraten und ein fetter Sallat und neben dem kleineren Backwerke von Fastnachtskücheln und Tabakrollen, dicke mürbe Butterkuchen aufgetischt seyn müssen.

Wie glücklich träumt sich nicht die Schmausgesellschaft, wenn keines dieser Stücke fehlt und Alles, wie gewöhnlich, vollauf da ist! Jeder lächelt seinen Wirth dankbar, zufrieden und mit beiden vollen Backen an, raunt sogar, geflissentlich halblaut, dem geschäftigen Nachbar die Freigebigkeit des Wirthes in die Ohren und rühmt, es noch nirgends so angetroffen zu haben. Mit redlich ungezwungener bäurischer Galanterie legt der junge Schnitter und der naive Bauernknecht seiner freundlichen Brünette den Teller voll und trinkt mit ihr aus einem Becher; freudig ist der Hausvater, wenn er sieht, daß seine Leute munter sind und wakker drauf los zehren. Heute strömt ungemessen der beste Wein seines Kellers aus dem mächtigsten Haushumpen hervor; ein Vivat nach dem andern reizt seine Freigebigkeit und nie wird der zinnerne Becher des Schnitters leer.

Nach dem Essen erlaubt er dem lustigen Volke Lustbarkeiten mit Karten, Pfänderspiel, Kegelschieben u. s. w. und läßt sogar oft, wenn es brav ausgab **), die

*) Der Pastor und Amtmann bekommen eine Suppe mit Weißbrod.

**) Das ist, wenn seine Ernte gesegnet ist.

Musikanten kommen, um seiner Gesellschaft einen Tanz zu geben. Dieses Vergnügen währt so lange fort, bis das Völklein genug hat. Nun wird noch einmal, auf's Wohlseyn des freigebigen Landmanns, der knottigte Erntebecher in die Runde geleert; hierauf rechnet der Erntevater mit seinen Schnittern ab, bezahlt sie mit klingender Münze und giebt noch Jedem sein besonderes Bescheid-Essen, welches der Rest der Mahlzeit ist, mit nach Haus. Der Schnitter dankt und geht, laut schallt noch aus der Ferne sein Juchsen und Vivat zurück; das Gesinde geht nun muthiger an seine Arbeit und Herr und Frau freuen sich ihres Segens und Lobes.

Das Gänsigreiten.

In der Nähe von Wurzen ist das sogenannte Gänsig- oder Gänserichreiten ein beliebtes Volksfest. Gewöhnlich findet es nach der Ernte Statt und der Dorfplatz ist mit Tannen bepflanzt, mit Festons und Kränzen von grünem Reisig oder Blumen geschmückt. Als Vorspiel werden zwei mit einer Krone von Flittergold gezierte und mit bunten Bändern behangene Gänse in Procession herumgezeigt und an den zur Lust bestimmten Ort gebracht. Hierauf werden sie, in gewisser Entfernung von einander, mit den Füßen an einen starken Stock in einer solchen Höhe aufgehangen, daß sie ein Reiter mit der Hand erreichen und herunter reißen kann. Durch schmetternde Trompeten wird das Zeichen gegeben, wenn der Reiter das Turnier mit den Nachkommen der Capitolswächter beginnen soll. Er setzt sich auf dieses Signal in Trab, von anderen jungen Burschen zu Fuß und zu Pferde begleitet; die Frauen, Mädchen, Kinder und ältere Männer gruppiren sich bunt um den Schauplatz, um die Geschicklichkeit oder die Kraft des Reiters mit anzusehen. Bei Aufstellung der Reiter wird das Verfahren beobachtet, daß die kleinen Pferde den großen Burschen und die gro-

ßen Pferde den kleinen Burschen zugetheilt werden, damit auf diese Weise die Ungleichheit der Größe möglichst beseitigt werde. Anfangs, wo die Gänse noch kräftig sind, recken sie bei dem Annahen der feindlichen Hand stolz und verächtlich den Kopf in die Höhe und dieß braucht nur einen Zoll höher zu geschehen, als man reichen kann, um dem Reiter den Fang unmöglich zu machen. Unter Gelächter der Umstehenden reitet nun der Kämpfer weiter und sieht sich noch durch das nachschallende Gak! Gak! des dem Tode geweiheten Gänserichs verhöhnt. So wird dieser Ritt von einem Jünglinge nach dem andern wiederholt, wobei mancher vom Pferde purzelt. Wenn die Gänse matt werden und den Kopf nicht mehr recht in die Höhe bringen können, oder, die Gefahr verachtend, nachlässiger werden und an etwas Anderes denken — denn die Gans macht auch Reflexionen in einem so ungewohnten Zustande — gelingt es endlich, daß ein fester Griff den Sieger krönt. Sind beide Gänse gewonnen, dann geht es mit Musik in Procession, die Sieger voran, nach dem Gasthofe, wo die Gänse abgegeben werden. Hat man dort schon zubereitete verzehrt, so wird entweder auf dem Platz oder in dem Gasthofe flott getanzt.

Auch in dem Innkreis Oesterreich's ist das Gansreiten üblich; doch war es einst viel üblicher, als jetzt und scheint deßhalb mehr abgenommen zu haben, weil die fortschreitende Cultur auch zartere Empfindungen gegen die Thiere eingeflößt hat.

Das Breistehlen
und
der Haartanz

sind ein Paar Belustigungen, die der lebensfrohe Bewohner des Innkreises mitten in seine Arbeit zu verweben weiß, ohne eben dieselbe zu beeinträchtigen. Gleich wie der Flachs (Haar) ausgerauft (gefangen) worden ist, wird er unter Jubel und Gesang nach Hause geführt und seiner Samengehäuse entledigt (geriffelt). Während dieses Geschäfts prasselt und dampft die Küche, daß sie von ferne schon die Nase berauscht; denn an diesem Tag ist fette Mahlzeit. Vor derselben aber schleicht sich ein flüchtiger Bursche aus der Nachbarschaft in die Küche, hält der Hauswirthin ein Tuch hin und sagt einen Spruch in Reimen. Diese füllt ihm das Tuch mit Backwerke, besonders mit gebackener Hirse (Brei) und wünscht ihm Glück zu seinem gefährlichen Lauf. Er muß nämlich (conditio sine

qua non) ganz nahe zu den Flachsarbeitern hinschleichen und ihnen das Backwerk oder den Brei zeigen, dann aber seine Füße dergestalt zu Flügeln machen, daß er ja früher sein Haus erreicht, ehe ihn die im Fluge nacheilenden Arbeiter einholen. Geschieht dieses, so wird ihm für's Erste das Backwerk abgenommen; dann wird er mit Strohbändern an den Händen, Füßen und Haupt so umwunden und ausgeschmückt, daß er ein wahrer Popanz oder Schreckmann wird, ferner an den Tischfuß festgebunden, ohne von der fetten Mahlzeit auch nur einen Bissen zu bekommen und an dem kleinen Tänzchen Theil nehmen zu dürfen, das nach dem Mahl eine halbe Stunde lang gehalten wird; dabei muß er sich noch, unter beständigem Gelächter, allen möglichen Spott in Wort, Lied und Geberde gefallen lassen. Erst am Abend, wo ein kleiner Familienball (Haartanz) gehalten wird, darf er, jedoch stets in seinem Strohcostüme, den Reigen mitmachen. Hat hingegen er gesiegt, d. h., mit dem Backwerk sein Haus erreicht, so kehrt er zurück, ist bei der Mahlzeit Tischkönig und bei dem Reigen Vortänzer, darf sich jedes Individuum zur Zielscheibe seines Witzes und Spottes stecken und macht sich um so beliebter, je mehr er das Zwerchfell zu erschüttern weiß.

Der achtzehnte October.

Auf Bergen und auf Höhen
Laßt lichte Flammen wehen,
Daß alle Augen sehen:
Es ist ein deutscher Tag;
Laßt hehre Feuer zünden,
Daß sie dem Nachbar künden,
Der uns umstrickt mit Sünden:
„Es ist ein deutscher Tag!"

Und wenn die Flammen sinken
Und wenn mit hellem Blinken
Zum Schlaf die Sterne winken
In tiefer Mitternacht:
Dann laßt uns in Gebeten
Still an die Feuer treten
Und niederknien und beten
Zu Gott, dem Herrn der Macht!

Daß Er mit Gnade walte
Und Volk und Land gestalte,
Daß es an Freiheit halte,
An Freiheit, Licht und Recht!

Daß stets in Deutschland's Gränzen
Des Sieges Feuer glönzen,
Nie deutsche Eichen kränzen
Den Wüthrich und den Knecht.

Arndt.

Die Schlacht bei Leipzig war geschlagen und der Kampf um Deutschland's, ja Europa's Freiheit siegreich beendet. In allen Kirchen Deutschland's tönte das **Te Deum**, jeder Gau hallte von Jubel wieder und in die Wunden derer, die Einen oder Mehrere ihrer Lieben auf dem Schlachtfelde verloren hatten, träufelte der Gedanke, daß sie für einen großen Zweck gekämpft und ihr Leben geopfert, daß aus ihrem Blute Deutschland's Freiheit emporsprosse, lindernden Balsam. Der Jahrestag des großen Tages nahte wieder; von den Thürmen sangen am Abend die Glocken dreimal den für jenen großen Zweck Gefallenen das Wiegenlied; die Kirchen hallten wieder von ihrem Lobe; das Krachen der Böller und Flinten tönte in das Hosianna und rings auf Deutschland's Bergen flammten Freudenfeuer, um welche Schaaren des Landsturms gesammelt waren und ein feierliches „Nun danket alle Gott" anstimmten, nachdem zuvor ihr Hauptmann über die Wichtigkeit dieses Tages gesprochen hatte. Manche Thräne floß da als heilige Opferspende für die Gefallenen. Aber die Zeit ist eine nur allzudienstfertige Trösterin und der Mensch zu sehr geneigt, empfangene Wohlthaten zu vergessen. Die jährliche Feier dieses Festes hat jetzt überall in Deutschland abgenommen; die gesetzlichen Anordnungen zu dessen Begehung sind

zum Theil wieder aufgehoben worden, zum Theil in Vergessenheit gerathen; ein Feuer nach dem andern ist erloschen und bald wird es dahin gekommen seyn, daß der Vater seinen Kindern von diesem Fest erzählt, wie von einer Sage aus längstverklungenen Zeiten. Recht schmerzlich fühlbar wurde mir die Kälte und Gleichgültigkeit, mit welcher man diesen Tag vorübergehen ließ, als ich nach mehrjähriger Abwesenheit wieder in mein heimathliches Deutschland zurückkehrte. Ich hatte den achtzehnten October, so lange ich die große Bedeutung dieses Tages denken konnte, fern von allem städtischen Geräusch, im Freien zugebracht und auch dießmal rief mich dieser Tag zur Andacht hinaus auf die Berge.

Um meine Seele an dem Schauspiele zu erheben, wenn ein Volk an den Altären des Vaterlandes zu dem Gotte seiner Freiheit betet, war ich früh hinaus gegangen. Aber stummes Schweigen ruhte auf dem Thale, durch welches der Strom seine Wellen an den Mauern der Stadt vorüberführt. Düstre Nebel lagen auf den Bergen und die Sonne, die gestern das blutige Angesicht jenseits der Hügel niedergetaucht hatte, schien heute nicht leuchten zu wollen.

Ein Mann zog keuchend in dem Halblichte seines Weges an mir hin.

„Ist das Fest der Freiheit schon vorüber?" fragte ich den Unbekannten, „oder wird ihre heilige Feier erst in der Stunde der Mitternacht beginnen?"

„„Was da, Fest der Freiheit?"" brummte der Mann halb für sich in den Bart, „„Ihr seht ja

wohl, ich schleppe einen Sack Korn mit Mühe auf meinem Rücken zur Mühle und muß zwei Groschen Accise für den Himten bezahlen.““

Ich ging weiter; ein stattlicher Mann zu Pferde kam auf der großen Landstraße mir entgegengeritten.

„Um Verzeihung, mein Herr! ich habe mich vielleicht in meinem Kalender verrechnet. Ist nicht heute der achtzehnte October? Und wo bleiben die Freudenfeuer der Freiheit, die dem großen Völkerabend über ganz Deutschland lodern?“

„„Sie sind im Irrthume, Lieber,““ sagte der Stattliche, der das Pferd anhielt und in dessen Knopfloch ich ein großes Ordenskreuz bemerkte. „„Ich bin Ober-Holzinspector und habe der Regierung einen Ersparungs-Etat vorgelegt: die schönen Klaftern Buchen und Eichen, die auf dem kahlen Felsen, ohne das Himmelsgewölbe mit Patriotismus zu erwärmen, verkohlt wurden, sind dem Verwaltungs-Departement angewiesen; der Staat muß für seine Beamten sorgen.““

Ich empfahl mich, ohne ein Wort zu reden, dem Ober-Holzinspector, mit dem Orden im Knopfloch; ich hatte einen Fluch für das hölzerne Jahrhundert auf der Zunge und konnte in dieser Stimmung die Stadt nicht betreten. Ich schlug einen Fußsteig links ein, der mich, eine steile Anhöhe hinan, zu den Ruinen eines alten Schlosses führte, in dessen Räumen vor langen Jahrhunderten der Heldensinn wohnte.

Tausend Gedanken, die ich nicht censiren lasse, zogen durch meine Seele. Ich hüllte mich dichter in

meinen Mantel; der Wind pfiff schnaubend durch das morsche Gemäuer der halbzerfallenen Thürme; ich hatte mich am Thore der Burg an eine vorspringende Ecke gelehnt, von wo ich stumm in die schalen Nebel der Welt hinunterschaute. Da hörte ich Menschenstimmen. Ich drehte mich um und erkannte einige Jünglinge, die in dem öden Hofe halberloschene Kohlen eines Feuers wieder anzuschüren suchten.

„Sieh," sagte einer von ihnen mit unterdrückter Stimme, indem er auf die in Wolken gehüllten Thürme hinunterwies, „dort liegt die große Stadt, der Sitz der Regierung, der Mittelpunct des Landes; ihr Strom wimmelt von Schiffen, ihre Marktplätze rauschen von dem bunten Gewühle des Handels, ihre Straßen zittern unter fürstlichen Equipagen; aber über ihren Mauern schwebt der Trauerengel des politischen Todes und löscht die Züge aus, welche das Gedächtniß des Volkes in seine Herzen und an die Grabmäler seiner Kinder gegraben hat."

Wir stiegen in schweigenden Betrachtungen den Abhang hinunter, wo bei jedem Tritte der Schutt und die Trümmer vergangener Zeiten unter unsern Füßen wegrollten. Das Stadtthor öffnete sich uns gegen einige Silbergroschen. Wir hörten die Soldaten in der Wache Lützow's wilde Jagd und das Schwerterlied von Körner singen; sie hatten ihre schmutzigen Oellampen an die Fenster gestellt und dadurch eine Art von Illumination bezwecken wollen.

„Sie können es nicht vergessen," sagte einer der Begleiter, „daß auch sie einst Helden gewesen sind."

Auf dem Markte gingen wir an dem fürstlichen Palaste vorbei, wo uns noch die lustigen Weisen der Tanzmusik aus den hellen Bogenfenstern entgegen rauschten.

„Der Fürst giebt dem Hof einen Ball," sagte der Jüngling, „der Champagner und Burgunder fließt noch; das Blut der Unterthanen ist dunkler geflossen."

Wir traten in die hohe gothische Kirche, wo noch spärlich Wachskerzen brannten. Ein achtzigjähriger Greis kniete an den heiligen Stufen; der Gram der Erde war mit sichtbaren Spuren über seine Stirn gezogen und der Kummer des Lebens hatte tiefe Furchen auf seinen bleichen Wangen eingegraben. Er nannte seufzend den Namen eines Jünglings, der mit goldenen Buchstaben auf der schwarzen Tafel des Pfeilers unter den gefallenen Helden stand; es war sein einziger Sohn, der Stab seines Alters war auf dem Felde des Sieges dahingesunken. Ihm gegenüber weinte im stillen Gebet eine Mutter mit ihren drei bleichen Töchtern, immer noch in die Farbe des Todes gekleidet. Die Mutter hatte den Gatten, die klagenden Jungfrauen den Vater für die Freiheit des Vaterlandes dahingegeben.

Wir hatten mit mancher bangen Frage an den großen Hort der Völker die Hallen des Tempels verlassen und bogen um eine Straßenecke; aus einem Hause, mit goldenem Schild über der Thüre, schallte stürmisches Rauschen des Gesanges uns entgegen; Gläser und Flaschen flogen aus den offenen Fenstern über unsere Köpfe hinweg, klingend auf das Pflaster nieder. Wir stiegen die Treppe hinan, auf welcher

Kellner und Dienstmädchen mit zerbrochenen Schüsseln und Punschterrinen uns entgegen flogen. Wir traten in den großen Saal; Jünglinge saßen in langen Reihen um reichbesetzte Tafeln, schmaus'ten, zechten, redeten von nichts, als von deutscher Freiheit und Männermuth und brachten Blücher'n und anderen unsterblichen Helden mit klingenden Gläsern, unter dem Tusche der Pauken und Trompeten, ein feierliches Lebehoch. Jetzt schlug der Aelteste von ihnen, wie ich aus seinem großen Barte schloß, mit einem blanken Schwert auf den Tisch, gebot Stillschweigen, redete viele Worte, die ich nicht verstand, von Freiheit und Volksthum der Deutschen und nun fing die Versammlung ein Lied an zu singen, das sie den Landesvater nannten und während dessen sie mit dem großen Schwerte des Aeltesten, das die ganze Reihe hinunterwanderte, einander auf den Rücken schlugen und ihre Mützen und Federbarets damit durchspießten.

„Wo hast Du mich hingeführt?" fragte ich einen Jüngling, mit dem ich mich in die hinterste Ecke des Saales gedrückt hatte.

„„Das sind die deutschen Jünglinge, die der Freiheit ein heiliges Opfermahl halten.""

Da drückte ich meinen Hut tiefer in's Gesicht; der schöne Jüngling begleitete mich in die Berge hinaus, um, wie er sagte, freien Athem zu schöpfen und — daß ich doch niemals von deutscher Freiheit und Vaterlandsliebe wieder hören möchte!

Die Meyer'sche Brücke.

Dieses Spiel wird zu Mühlhausen von den Kindern gespielt und zwar wird am Kirchweihfest eines jeden Kirchspiels in mehreren Straßen ein Baum, gewöhnlich eine Birke, aufgepflanzt und vor demselben ein gedeckter Tisch, welcher mit Kuchen und Bier besetzt ist, hingestellt. Der erwähnte Baum ist mit allerlei kleinen Bildern, Bändern und ausgeblasenen Eiern geziert. Die Kinder machen nun zwei Reihen in gerader Linie und zwar einander gegenüber. Die Hände werden angefaßt und beständig schwankend erhalten.

Das erste Chor fängt also singend an:

Wir wollen über :: die Meyer'sche Brücke

Hierauf antwortet das zweite Chor:

Sie ist zerbrochen :,: die Meyer'sche Brücke.

Das erste Chor:

Wer hat sie zerbrochen :,: die Meyer'sche Brücke?

Das zweite Chor:
Der Goldschmied :: mit seiner jüngsten Tochter.
Das erste Chor:
Wir wollen sie machen :,: die Meyer'sche Brücke.
Das zweite Chor:
Womit denn:,: die Meyer'sche Brücke?
Das erste Chor:
Mit Gestein, mit Gebein, mit rothem Goldelein.
Das zweite Chor:
Was für Leute seyd Ihr? aus welchem Lande kommt Ihr?
Das erste Chor:
Wir sind die Herren von Schwarzburg,
Wir ziehen durch die Rothenburg.
Das zweite Chor:
Lasset die Herren walten,
Die Letzten woll'n wir behalten.

Ist dieser Gesang zu Ende, so fängt das erste Chor an, bei dem andern Chore zwischen den Händen schlangenweis durchzukriechen und die letzte Person davon wird behalten und an das andere Chor angeschlossen, auch damit so lange fortgefahren, bis Niemand von dem ersten Chor übrig bleibt.

In der Mitte des vorigen Jahrhunderts war dieses Fest auch in Frankenhausen gebräuchlich.

Die Entstehung dieses Festes ist durchaus nicht mit Sicherheit auszumitteln und als reine Hypothese

ist die Anfrage aufgestellt worden: ob vielleicht dieses festliche Spiel eine geschichtliche Bedeutung habe und zu der Zeit entstanden sey, als die Grafen von Schwarzburg das Schloß Rothenburg von den Grafen zu Beichlingen in Besitz bekamen?

Das Popperoder Brunnenfest.

Dieses Fest wird noch bis auf den heutigen Tag in Mühlhausen und zwar sehr feierlich begangen. Es wird nach einem Dorfe so genannt, das jetzt nicht mehr existirt und aus mehreren Ursachen, die in den Verhältnissen der damaligen Zeit lagen, nebst noch einigen in der Nähe der Stadt liegenden Dörfern abgebrochen wurde. Bei diesem Dorfe befand sich ein Brunnen, der noch jetzt vorhanden ist und der Stadt zu vorzüglichem Nutzen dient, indem er 12 Mühlen treibt, nämlich 1) die Schneide- und Mahlmühle, 2) die Obermühle, 3) die Mittelmühle, 4) die rothe Löwenmühle, 5) die Kettenmühle, 6) die Pulvermühle, 7) die Weidenmühle, 8) die Kugelleichsmühle, 9) die Pflastermühle, 10) die Malzmühle, 11) die Meißnermühle, 12) die Pfuhlbrücken- oder Hanfsacksmühle. Ueberdieß ergießt sich dieser Brunnen auch in die Teiche, von denen der Unterteich nebst den Hältern 120 Acker, der Oberteich aber 96 Acker enthält. Auch vertheilt sich sein Wasser durch die

Gassen der Unterstadt, so daß mehrere Fabriken und viele Werkstätte der Gerber sich dessen bedienen. —

Um nun der Vorsehung für diese mannichfachen Wohlthaten, die sie der Stadt vermittelst dieses Brunnens zufließen läßt, Dank zu sagen, wird alljährlich, im Monat Junius, eine feierliche Procession nach dieser nützlichen Quelle gehalten, der das geistliche Ministerium, mit dem Superintendenten an der Spitze, sämmtliche Schulen mit ihren Lehrern und die Schüler des Gymnasiums beiwohnen; unterwegs werden geistliche Lieder gesungen, und der Superintendent oder ein anderer Geistlicher hält bei'm Brunnen eine kurze Rede, worinnen er seine Zuhörer auf die großen Vortheile, die dieser Brunnen der Stadt gewährt, aufmerksam macht und sie ermahnt, der Vorsehung dafür zu danken. Nach dem Schlusse dieser Rede werden noch einige Lob- und Danklieder gesungen und das „Herr Gott, Dich loben wir," unter Trompeten- und Paukenschälle von der ganzen versammelten Menge angestimmt. Alles lagert sich nun in den schönen, schattigen Umgebungen des Brunnens; man überläßt sich den frohen Gefühlen, die der Zweck dieses Volksfestes Jedem, der seine Vaterstadt liebt, einflößen muß. Eine große Anzahl Fremder aus der ganzen Umgegend, so wie der größte Theil der Bevölkerung Mühlhausen's, nimmt gewöhnlich an diesem fröhlichen Volksfeste Theil und erst wenn der Tag zu neigen beginnt, geht der Zug in der nämlichen Ordnung, unter Gesang mit musikalischer Begleitung, wieder nach der Stadt zurück.

Der Bürgermeister Gregorius Fleischhauer ließ diese Quelle im Jahr 1614 zuerst ummauern; aber im Jahr 1630 wurde bei Gelegenheit der Feier des Jubelfestes, wegen Uebergabe der Augsburgischen Confession, dieser Brunnen noch mehr verschönert und das Haus, das schon im August des Jahres 1612 bei dem Brunnen erbaut worden war, noch mehr erweitert und zur bequemen Bewirthung der sich bei'm Brunnen einfindenden Gäste eingerichtet. — Noch jetzt fließt diese wohlthätige Quelle als Denkmal der allwaltenden Vorsehung und jeder Bewohner Mühlhausen's denkt mit Dankgefühl an die Patrioten, die ein solches, der Stadt zu so großem Nutzen gereichendes Werk bis jetzt in gutem Stande zu erhalten wußten. —

Das Rosenfest zu Capellendorf.

Am 13. Juli 1823 wurde in Capellendorf bei Weimar das für die dasige Schuljugend, zur Ermunterung des Fleißes und guter Sitten, von dem Rentamtmann Urlau daselbst († den 30. Dec. 1826), gestiftete Rosenfest zum ersten Male recht feierlich begangen und ist seitdem alljährlich gefeiert worden. Der Stifter hat dazu ein eisernes Capital von 150 Thaler zu 5 Procent auf seine Besitzung versichert und soll dieses Fest alle Jahre auf ewige Zeiten folgendermaasen gefeiert werden, was auch bis dato geschehen ist.

1) Die sämmtliche Schuljugend versammelt sich jährlich am nächsten Sonntage nach dem 12. Juli und wenn dieser Tag auf einen Sonntag fällt, an demselben Tage, reinlich gekleidet in der Schulwohnung und zieht dann, bei'm Ausläuten zum nachmittägigen Gottesdienste, paarweise und unter Begleitung des Ortsgeistlichen und Schullehrers mit dem Gesange

No. 445 „Ich hab', o Gott, mir ernstlich vorgenommen u. s. w.," in die Kirche, vor den mit Rosen und Feldblumen geschmückten Altar, auf welchem sich, durch freundliche Besorgung des Herrn Geistlichen oder Cantors, zwei größere und zwei kleinere simple Rosenkränze befinden werden.

2) Bei dem Eintritt in die Kirche empfängt der Chor die Schuljugend mit dem 4. und 5. Vers aus dem Liede Nr. 574, „Wie ein Traum so schnell entflieh'n Jahre u. s. w." und der Geistliche hält dann

3) vor versammelter Gemeinde und besonders in näherer Gegenwart des Schul- und des Ortsvorstandes, eine öffentliche Prüfung mit der Schuljugend, übergiebt hierauf, nach abgehaltenem beliebigen Examen und einer den Zweck und die Bedeutung der Stiftung betreffenden Rede, bei welcher besonders eine freundliche Ermahnung hinsichtlich der Baum- und anderer dergleichen Frevel, die sich die Jugend so oft und viel zu Schulden kommen läßt, gewünscht wird, dem fleißigsten Knaben und Mädchen jedem eine neue Bibel mit goldenem Schnitt und der Aufschrift: Prämie vom Rosenfest in Capellendorf 1824. Hierauf stellt er der Gemeinde die beiden Preisträger vor und überreicht Beiden den größern Rosenkranz. Zugleich erhalten, aus der Hand des Predigers, ein Knabe und ein Mädchen, welche den ersten Beiden im Fleiß und in den Sitten zunächst stehen, jedes ein Accessit an einem neuen Gesangbuch und den kleinern Rosenkranz.

4) Nach geendigtem Gottesdienste begleitet der Geistliche und Schullehrer mit oder ohne Gesang, was der Anordnung des Herrn Geistlichen lediglich überlassen bleibt, die sämmtlichen Schulkinder, unter Vortritte der Preisträger, in den Pfarrhof oder vor das Pfarrhaus, wo unter die ganze Schuljugend Bretzeln vertheilt werden.

So lange der Stifter von diesem Rosenfeste lebte, wurden die dazu gehörigen Requisiten jährlich von ihm selbst unmittelbar geliefert und resp. ausgezahlt; nach seinem Tod aber sollten seine Erben schuldig und gehalten seyn, (so hatte er es festgesetzt) den Betrag von 7 Thaler 12 Groschen den Ortsgeistlichen spätestens 8 Tage vor dem Feste zu der vorgeschriebenen pünctlichen Verwendung zuzustellen, oder das Capital von 150 Thaler selbst, in so fern dieses nicht schon früher geschehen, bei dem hohen Oberconsistorium in Weimar zu dieses Schulfestes jährlicher Bestimmung und deßhalbiger sicherer Ausleihung zu 5 Procent Interessen niederzulegen.

Der Böttchertanz
zu Frankfurt am Main.

Es ziehen im jubelnden Zuge zum Tanze
Die lustigen Böttcher wohl fröhlich zur Bahn,
Sie schlingen die Reife zum festlichen Kranze
Und fügen die Bogen der Freude daran.

Es ist ein altherkömmlicher Gebrauch, daß, wenn der Main um Fastnacht zugefroren ist, die Küfer auf der Eisdecke ein Faß binden, welches, mit Inschrift und dem Stadtwappen geziert, der Rath als Geschenk erhält Die Küfer bekommen dann von dem Rechneiamte hundert Thaler und das Faß wird im Rathskeller niedergelegt. Seit eilf Jahren hatte der Main keine Veranlassung zu diesem Feste gegeben und auch für das Jahr 1838 erwartete es Niemand; denn der Strom hatte die beschwerliche Eisdecke bald um einige Schuh gehoben, bald wieder gesenkt, bald mit Schwellwasser heimgesucht; dennoch zogen am Fastnachtsmontage des genannten Jahres in der Frühe um sieben Uhr

sämmtliche Küferbursche mit fröhlicher Musik auf den Main und begannen dort das Werk. Das Ufer war reichlich mit Zuschauern besetzt. Während der Arbeit, die ununterbrochen eine heitere Musik begleitete, wurde beständig dem Bacchus gehuldigt, so daß, als die Küfer um das fertige Faß tanzten, sie deren drei — wenn auch nicht von dieser Größe — geleert hatten. Um vier Uhr ward das Faß unter großem Volksjubel aufgeladen und von den Küfergesellen — bei denen der Wein aus dem Rathskeller inzwischen die beste Wirkung gethan hatte — in das Haus des ältesten Geschwornen gebracht, wo es die feinere Politur, das Schnitzwerk ꝛc. erhielt. Am Morgen des 20. Märzes begannen die Küferbursche mit dem mit erhabenen Bildhauerarbeiten schön verzierten Stückfasse ihren feierlichen Umzug durch die Stadt. Türkische Musik und eine große Menge von Zuschauern begleitete ihren wohlgeordneten Zug. Zuerst zogen sie vor den Römer, wo sie den daselbst versammelten beiden regierenden Bürgermeistern und den übrigen Senatsgliedern ihre schriftlichen Grüße darbrachten. Vier mit freundlichem Costüm ausgestattete Reifschwinger führten sodann mit gewandter Behendigkeit ihre Künste und Tänze aus, nach deren Beendigung der auf dem Fasse thronende Bacchus zweimal einen mächtigen gläsernen Pocal, zuerst auf das Wohl der Bürgermeister und des Senats, dann auf das Wohl der gesammten Bürgerschaft, leerte. Der Zug bewegte sich sodann durch die übrigen Straßen der Stadt nach den Wohnungen der Bürgermeister u. s. f.

Auf dem Fasse war folgender Denkspruch angebracht:

Aus rauhem Holz ward ich gemacht
Sorgsam und mit Fleiß
Im Jahr 18hundert 30 und acht
Auf des Maines Eis.
Der gebeut den Elementen,
Half das selt'ne Werk vollenden.

Das Waisengrün zu Hamburg.

O, Hamburg, alte Hafenstadt,
Mit vielen Gassen krumm und eng,
Voll Schmutz, Geschrei und Volksgedräng,
Wer häßlich Dich gescholten hat,
Der komm' und seh' Dein Waisengrün
Und seh' in einem Schmuck Dich blüh'n,
Den man — wie weit man fährt und schifft —
Wohl nirgends, nirgends schöner trifft!
Und wenn ihm hoch das Herz dann schlägt:
So bitt' er's ab Dir, tief bewegt,
Daß erst er Dich verachtet hat,
Du alte, wackre Hafenstadt!

Wohl groß und herrlich dehnt um Dich
Der Elbe breiter Spiegel sich,
Mit seinem dichten Mastenheer,
Hinwinkend auf das große Meer;

Wohl blüht in heiterm Farbenglanz
Weit um Dich her ein schöner Kranz
Von Gärten, baum- und blumenreich,
Wo Kinder, holden Engeln gleich,
Wo schöne Mädchen, schöne Frau'n
An hundert Stellen sind zu schau'n.
Doch wer nur dieser Herrlichkeit
Als flücht'ger Wandrer sich gefreut,
Nicht glücklich preisen kann ich Den,
Denn Hamburg's Silberblick erglühn
Hat freudig doch nur Der geseh'n,
Der feiern sah das Waisengrün.

Es ist der Waisen höchstes Fest,
Das man sie jährlich feiern läßt;
Doch nicht ein Fest für sie allein,
Ein Fest ist's für die ganze Stadt,
Für Arm und Reich, für Groß und Klein,
Für Jeden, der ein Herz nur hat.

Im Rosenmonat früh hervor
Tritt aus des Waisenhauses Thor
Der armen Waisen große Schaar,
So Knab' als Mägdlein, Paar bei Paar,
Mit neuen Kleidern angethan,
Ihr kleiner Capitän voran,
In seiner Hand ein Ehrenstab,
Den man, als Fleißes Lohn, ihm gab,
Bei ihm der Ehrenknaben vier
Und All' in frischer Kränze Zier;

Hier Lehrer und dort Lehrerin,
Daß, in der frommen Stiftung Sinn,
Auch bei'm Umherzieh'n frank und frei
Stets Ruh' und gute Ordnung sey. —
So dehnet lang und länger sich
Der Zug daher, gar feierlich,
Der Straßen Labyrinth entlang,
Mit frommen kirchlichem Gesang,
Der rührender das Herz durchdringt,
Als mancher, der viel schöner klingt.

Um milde Gaben zu empfah'n,
Ziehn Alle hin die lange Bahn,
Doch Wen'ge sind die Sammler nur
Auf dieser frommen Ernteflur
Und reichen mit vergnügtem Sinn
So rechts, als links die Büchsen hin.
Die Uebrigen erwarten's still,
Ob man auch sie bedenken will
Und stecken Münzen, noch so klein,
In ihre Taschen dankbar ein. —

Früg' Einer nun: „Ist solch' ein Brauch
„Des reichen Hamburg's würdig auch?
„Verdirbt man nicht der Kinder Sinn
„Durch solch' Umherzieh'n nach Gewinn?"
So sprächʼ ich: „Strenger Frager Du,
„Gen Hamburg eile! Geh' hinzu
„Und sieh mit eignem Aug' ein Fest,
„Das schwer sich nur beschreiben läßt!

„Wo man, wie hier, das Geben liebt,
„Mit Kält' und Hochmuth Keiner giebt;
„Des Gebens fromme Freudigkeit
„Zur höher'n Gab' ein Scherflein weiht;
„Und unbefangner Kindessinn
„Nimmt solche Gabe freudig hin,
„Und weiß, vergnügten Angesichts,
„Von Schaam und von Erniedrung nichts." —

Und wenn es ein Triumphzug wär'
Von einem großen Siegesheer,
Es würd' ihm größre Achtsamkeit,
Als diesem Zug, wohl kaum geweiht.
Die Wachen treten in's Gewehr,
Dem kleinen Capitän zur Ehr',
Der nie nach Geld die Hand ausstreckt,
Doch, wenn man's in die Tasch' ihm steckt
Hinschreitend langsam, ehrenfest,
Solch' Thun sich wohl gefallen läßt.
An allen Fenstern, spiegelblank,
Die größt' und kleinste Straß' entlang,
Wenn dieser Zug vorüberzieht,
Man Kopf an Kopf gereihet sieht.
Auch quillt in Eil' aus jedem Haus,
So Alt als Jung, zur Thür heraus;
Gedrängt auf allen Treppen steh'n
Die Leut', um solchen Zug zu seh'n.

Da steh'n selbst reiche Handelsherr'n —
Gar hochgeachtet nah und fern —
Vergessend für den Augenblick

Des Handels Flor und Mißgeschick,
Um reiche Wohlthat auszustreu'n,
Die armen Waisen zu erfreu'n.
Behagliche Matronen schau'n
Hinab mit schön geputzten Frau'n
Und üben fromme Christenpflicht
Mit mildem, lächelnden Gesicht.
Auch Knab' und Mägdlein eilen hin
Mit angeerbtem guten Sinn
Und theilen, was sie haben, aus,
Ihr Geld und ihren Blumenstraus.
Es giebt der Knecht, es giebt die Magd;
Es reicht die Witwe, hochbetagt,
Mit schwacher Hand ihr Scherflein dar,
Wie sie's gehalten jedes Jahr.
Und manche Mutter hebt geschwind
Hinauf an's Herz ihr liebes Kind
Und danket Gott, indem sie's küßt,
Daß es nicht früh verwais't schon ist,
Und lehret es, wie Groß und Klein
Zum Geben heut' bereit muß seyn
Indem sie, frommen Dankes voll
Durch seine Hand giebt ihren Zoll.
In grobem oder feinen Kleid
Denkt Mancher auch der alten Zeit,
Wo er, als arme Waise, mit
Einher in diesem Zuge schritt,
Denkt an des Vaters frühen Tod
Und an der armen Mutter Noth,
Denkt, wie der erste Schilling ihn

Entzückt bei'm ersten Waisengrün!
Wär' da die Straß' auch noch so eng,
Er drängt sich durch das Volksgedräng',
Geht langsam mit dem Zug dann fort,
Singt mit im Herzen, Wort vor Wort,
Das wohlbekannte, fromme Lied;
Und wo er eine Waise sieht,
So blaß und schwach, wie er es war,
Da wird das Aug' ihm thränenklar;
Er wird des Gebens nimmer satt,
Bis, was er in der Tasche hat,
Und ohne daß er's zählt und mißt,
In Waisenhand gewandert ist.

Deß freu'n die armen Kinder sich
Auf ihrem Zug herzinniglich.
Es macht der vielen Geber Hand
Sie mit der ganzen Stadt verwandt.
Es ist, als sagte Jedermann:
„Ihr All' gehört uns Allen an!"
Die, eltern- und geschwisterlos,
Sonst waren hungrig, nackt und bloß,
Die seh'n sich nicht verlassen mehr;
Sie gehn, wie durch ein ganzes Heer
Von Eltern und Geschwistern, hin
Sie fühlen, mit vergnügtem Sinn,
Sich nicht mehr arm, nicht mehr verwaist
Kaum wissend noch, was solches heißt. —

Auf ihrer langen, langen Bahn
Sie All' Erquickung auch empfah'n,

Wie Elternhand sie Kindern reicht
Damit die Wandrung werde leicht.
Es wehren Milch und weißes Brod
Der Furcht vor Durst und Hungersnoth.
Ist auch dazu kein Tisch gedeckt,
Das Frühstück doch vortrefflich schmeckt;
Und rinnt auch von der Stirn der Schweiß:
Sie achten's nicht um solchen Preis,
Und Jeder ißt vergnügt und trinkt,
Bis ihn der Führer weiter winkt.

Mit frischer Kraft bei'm Lobgesang
Geht's wieder Straß' an Straß' entlang,
Bis endlich gar zur Stadt hinaus,
Zum späten, frohen Mittagsschmaus.
Auf grüner Wies', in langem Zelt,
Sind lange Tafeln aufgestellt,
Vollauf besetzt mit Speis' und Trank,
Auf beiden Seiten Bank an Bank.
Da legt nun Jeder an den Tag,
Was schon am Eßtisch er vermag;
Ja Mancher aus dem Waisenchor
Thut's einem Rathsherrn fast zuvor
Und zeigt die angestammte Kraft
In Back', in Zahn und Magensaft,
Die mancher Millionenmann
Gern zeigte, doch nicht zeigen kann.

Wie werden bleiche Wangen roth
Bei solchem frohen Mittagsbrod;
Vergnügt ist Jeder, Keiner zankt

Auch wird dem lieben Gott gedankt,
Der jedem Raben Futter giebt
Und väterlich die Waisen liebt. —

Doch ist geendet auch der Schmaus,
Ist drum die Freude noch nicht aus.
Das schöne Fest, das Waisengrün,
Das sieht man jetzt erst ganz erblüh'n,
Denn auf dem grünen Wiesenplan
Geht erst der Waisen Lust recht an.
Gefreut hat sich die ganze Schaar
Auf diese Stund' ein ganzes Jahr
Und wogt nun fröhlicher umher,
Als wenn die Wies' ein Prachtsaal wär'.
Da wird gesprungen, wird gescherzt;
Wer schüchtern war, er wird beherzt;
Der Schatz der Tasche wird gezählt
Und an der Bude wird gewählt
Ein schönes Kleinod, bunt bemalt,
Wird auf der Stelle baar bezahlt
Mit Sechsling- und mit Schilling-Stück
Und hochgejauchzt ob solchem Glück. —

Wie zeigt es da sich unverhüllt,
Daß Kindeshand ist leicht gefüllt,
Daß Armuth leicht zu trösten ist,
Wenn man mit Lieb' ihr Leid ermißt.

Sechshundert Waisen voller Lust,
Genährt an Hamburg's Mutterbrust —

Wem scheuchte solch' ein Anblick nicht
Die finstern Falten vom Gesicht! —
Des Wohlthuns schöner Blüthenbaum,
Er wurzelt tief in Hamburg's Raum
Und breitet aus die Aeste weit
In immer höh'rer Kräftigkeit!
Drum laut gepriesen sey die Stadt,
Die solch' ein Fest zu zeigen hat!
Sie feir' es froh noch tausend Jahr!
Sie sey gesegnet immerdar!

Der Maientag.

Strahlend schwebt auf Rosenhügeln
Frühlingsmilde durch die Flur,
Und in Auen und auf Hügeln
Pranget seines Segens Spur.
Vögel singen Freudenlieder
In des Haines Schattendach,
Munter hüpft die Heerde wieder
An des Thales Silberbach.
Freude! so töne von jeglichem Munde
Freudiger Jubel in traulicher Runde,
Freudiger Jubel dem wonnigen Mai!

Fast jedes Städtchen in dem Königreiche Würtemberg hat eine kleine Stiftung zu einem jährlichen Feste für die Kinder. Dieses Kinderfest wird im Mai*) gefeiert und deßhalb der Maientag genannt.

---

*) In Nürtingen ist der achte Juni der feierliche Tag; seit mehreren Jahren aber ist den Kindern das Vergnügen des Tanzens entzogen worden, da man es für anständiger hielt, sie eine Comödie spielen zu lassen. —

Unter diesen Festen zeichnet sich der Maientag zu Laufen am Neckar vorzüglich aus, entsprossen ebenfalls der Stiftung eines Jugendfreundes und wird seit einiger Zeit, wegen des immer mehr steigenden Luxus, zur Erhaltung des Fonds nur noch alle zwei Jahre gefeiert. Der Beamte bestimmt den Tag zu dieser Freude, auf den sich Alt und Jung freut: Wärterinnen singen mit ihm unruhige Kinder in den Schlaf und der Bürger spart sein Geld für diesen Tag.

Endlich erscheint die so sehr ersehnte Zeit und kaum ist die vierte Morgenstunde erschienen, so herrscht schon ein reges Leben durch ganz Laufen. Geschäftig besorgt die Hausfrau das für diesen Tag bestimmte Gebäck und andere Speisen; liebende Jünglinge und dankbare Clienten setzen ihren Liebchen und Patronen einen duftenden Maibaum vor die Fenster und die Jugend hat sich, im Vorgefühl der heutigen Freude, früher vom Lager erhoben und in die Sonntagskleider geworfen. Kaum daß der Morgen völlig angebrochen, so durchschwärmen Schaaren festlich geputzter Knaben und Mädchen mit Maizweigen, an welchen viele farbige Bänder und Flittergold wehen, lautjubelnd die Straßen und der stattliche Wachtmeister, mit einem Commando trefflich nachgeahmter Kriegsknechte, marschirt gravitätisch, der heutigen Würde bewußt, unter Trommelschall durch Stadt und Dorf. Nun gähnen die Thore und Gäste ohne Zahl in Wagen, zu Pferd und zu Fuße strömen herein; Jeder sucht seinen Bekannten, dem er herzlich willkommen ist. Der Vormittag schwindet beinahe unter Erwartung und Em-

pfangen der Fremden und der Aussicht auf die lange Brücke, über welche Chaisen, aus denen zuweilen bekannte Köpfe nicken, ununterbrochen dahinrollen.

Jetzt ertönt die zehnte Stunde, man läutet zur Kirche und ein wohlgeordneter Zug wandert dorthin, um dem Gottesdienste beizuwohnen. Die Kirche sieht einem Haine ähnlich, da sie ringsum mit Maien ausgeschmückt ist. Nach dem Gottesdienste ziehen die Kinder paarweise und der Magistrat singend um die Kirche herum. Der Hausvater sucht nun seine Gäste zusammen und führt sie zum Mittagsmahl, das ländliche Freude und Scherz würzt; diese währt jedoch nicht lange, größere Wonne ladet die Menge in ein nahes Forchenhölzchen ein, welches, gleichsam zu diesem Tage geschaffen, an dem westlichen Ufer des Neckars zwischen gesegneten Fluren sich erhebt. Die Kinder ziehen gereiht, ihren Schullehrer an der Spitze, dahin, Alles folgt ihnen, kein Bewohner Laufen's bleibt zurück, — er würde es Sünde wähnen, diesen Jubel zu versäumen — und in kurzer Zeit ist das Hölzchen mit Menschen überschwemmt. Welch' herrlicher Anblick entzückt nicht das Auge dessen, welcher ländliche Freude gern mit Stadtgewühl tauscht! Hier stehen Zelte unter schattigen Bäumen, dort hüpft die Schaar jauchzender Kinder den Hain hinan, das Echo ungezwungener Freude schallt von den benachbarten Bergen durch die Frühlingsflur her, Freunde finden sich unerwartet und Liebende sehen sich ungestört. Wenn sich die Menge versammelt hat, so wird von den Soldaten ein Kreis geschlossen und die Vorsteher des Orts

bilden zu der bevorstehenden Feierlichkeit ein Amphitheater; nun treten niedlich geschmückte Mädchen und Knaben von 8 bis 14 Jahren mit Hirschfängern in den Kreis und sprechen passende Reden in Prosa oder Versen mit freimüthigem Anstande her.

Diese Reden haben den Localnamen Maisprüche und sind Auszüge aus Gleim, Kleist oder Hölty, oder gar Producte der Lehrer.

Nach geendigter Rede wird eine Art Wettlauf eröffnet. Der ausgesetzte Preis, der in Papier besteht, steckt an einem langen Pfahl; Knaben und Mädchen springen darum. Gierig starren die Augen auf den Beamten, um ihm das Signal zum Sprung abzublicken; er giebt es und schnell rennen die Kinder dem Ziele zu. Dieß bunte Gemisch, wobei nicht selten die lustigsten Scenen vorkommen, gewährt dem Zuschauer einen unterhaltenden Anblick. Der Erste bei'm Ziele sucht durch einen Sprung den Preis vom Pfahle zu haschen und verfehlt ihn entweder ganz, oder wird von einem Zweiten verdrängt. Diesem Wettrennen folgt ein ländlicher Tanz, wobei keine Etiquette, kein städtischer Zwang sich einschleicht; das Mädchen des Vornehmeren rümpft das Näschen nicht und giebt keine Körbe, wenn der Junge eines Bürgers sie zum Tanze fordert, sie reicht ihm ihre Hand; eben so der Sohn eines Honoratioren, er nimmt das nächste, beste schnippische Dirnchen und walzt sie gut schwäbisch und rüstig herum. Nach und nach zerstreut sich die Versammlung, Trinker und Spieler suchen sich an den Tischen, Verliebte seitwärts unter schattigen Forchen,

Patronen und Matronen unter den Zelten und Kinder bei ihres Gleichen. Man unterhält sich mit freundschaftlichen Gesprächen, Näschereien und Spielen, lauter Jubel tönt aus allen Ecken; still wiegt sich die Nachtigall auf belaubten Zweigen und äugelt mit vorgerecktem Halse auf die fröhlichen Gruppen herunter; Manchem spült der goldfarbige Neckarwein die Sorgen hinunter, Manche lehrt der fremde mit fremden Zungen reden und ganze Reihen Witzmühlen beginnen zu klappern. So währt diese Freude hin, bis die Dämmerung ihre grauen Schatten über die Erde wirft und der Mond durch die Aeste der Forchen blitzt. Nun geht, wankt, taumelt und springt das Völklein der Heimath zu und die Gasthöfe füllen sich mit lustigen Brüdern, welche sich bei Becherklang und Tanz belustigen. Für Personen von Stand ist ein Ball auf dem Rathhaus angestellt, welcher erst dann sich endet, wenn der andere grauende Morgen die Maienfreude hinter den neidischen Vorhang der Zeit zurücktreibt.

Das Schifferstechen zu Ulm *).

Das Ruder tönt, die leichten Seegel schwellen,
Gelichtet sind des Schiffes Anker schon,
Und bei der Schiffer lautem Jubelton
Durchfliegt es leicht die ebnen Spiegelwellen.

L. Möller.

Die Schiffer der ehrwürdigen weiland Reichsstadt bilden, der That nach, noch eine eigene Innung, welche geachtet und wohlhabend ist. Sie haben Vieles von ihren altherkömmlichen Sitten und Gebräuchen beibehalten und bewahren schätzenswerthe Andenken aus früheren Perioden. Man zeigt sogar in einem Gasthof an der Donau die mit lebhaften Farben gemalten Brustbilder der Zunftmeister **) dieser Innung

*) Auch Leipzig, Halle, Weißenfels und manche andere Städte Deutschlands haben Fischerstechen.

**) Nicht alle Mitglieder der Schifferzunft sind Meister, was nur der werden kann, der das 30ste Jahr zurück-

vom sechszehnten Jahrhundert an. Ebendaselbst sahen wir einen Pokal, aus welchem sie bei feierlichen Gelegenheiten den „Willkomm" trinken und woran viele Schaustücke hängen, die ihnen theils von Zunftgenossen gestiftet, theils von hohen Herrschaften zum Danke für geleistete Dienste verehrt worden sind. Eines derselben, von Silber, in der Form eines Herzens, trägt die wohlgeprägten Brustbilder von Franciscus und Maria Theresia neben einander. Darunter steht geschrieben: „1745 den 19. October hat eine! erbare Maysterschaft beide kaiserliche Majestäten mit 43 Schiff von Ulm abgeführt und sind glücklich den 27. October erfreulich in Wien angekommen." Ein anderes zeigt, daß die Schiffsleute von Ulm den Herzog Carl von Würtemberg mit bedeutendem Convoi nach Linz geführt haben, 1758. —

Es ist noch heute ein gesunder und kräftiger Menschenschlag, der in seinem ganzen Wesen das Mittelalterliche und

---

gelegt und sich verheirathet hat. Trifft nun Beides zusammen, so kauft er sich ein 60 oder noch mehrere Schuhe langes Schiff und macht es, zum Beweise seiner Tüchtigkeit, flott, das ist, er muß ganz allein das darauf gehörige Häuschen bauen, die Ruderbänke machen, die Rudel, welches die perpendicular stehenden Pfähle sind, an denen die Ruder befestigt werden, errichten; kurz, Alles anfertigen, was zu einem ausgerüsteten Schiffe gehört; jedoch darf er zu einiger Beihülfe einen Knaben nehmen. Ist ihm nun Alles gelungen, so hat er das Recht, mit andern Meistern zu losen und zum erstenmal als Steuermann nach Wien abzufahren.

Städtische nicht verleugnet und die deutsche Biederbheit repräsentirt.

Die junge Mannschaft dieser Schiffer hält bisweilen ein Wasserturnier, Schifferstechen genannt, das schon seit Jahrhunderten besteht und während der reichsstädtischen Periode, als die Zunft noch reicher war, alle zwei Jahre abgehalten wurde. Damals verwendete sowohl die Innung, als auch der Einzelne, viel Geld auf diese mannhafte Belustigung. Seit Ulm Würtembergisch ist, kehrt sie nicht in regelmäßigen Terminen wieder, sondern wartet eine besonders festliche Gelegenheit oder anderweitige Aufforderung ab. In den letzten 20 Jahren zählte man nur 3 Schifferstechen, nämlich: Anno 1818, 1822, 1832. Das im Jahr 1838 wurde auf den Wunsch der Ulmer Liederkränze angestellt.

Folgendes war der Hergang der Sache:

Zuerst zogen die kampflustigen Jünglinge, mit ihren weißgekleideten und bekränzten Mädchen (es soll der schönste Mädchenschlag der Gegend seyn), in ihre „Herberge." Hier legten sie ihre malerischen Costüme an und begannen nun den Zug durch die Stadt, in Begleitung der türkischen Musik. Ihnen vorangetragen ward „das Hauptspeer," wie sie eine große Lanze nennen, an welcher mehrere Zinken angebracht sind, welche zur Aufnahme der Geschenke dienen, die den Kämpfenden während dieses Umzugs von den Einwohnern der Stadt gemacht werden. Die Geschenke sind, in der Regel, werthvoll und bestehen aus Uhren, silbernen Pokalen, Ringen, silbernen Leuchtern und Löf-

feln, seidenen Halstüchern, Bändern u. s. w. Bei der gegenwärtigen Gelegenheit wurden sie von vielen Seiten reichlich bedacht; besonders zeichnete sich durch seine Liberalität gegen sie Herzog Heinrich aus, der ihnen nicht nur zuvor ein bedeutendes Geschenk machte, sondern auch seine kostbare Pfeife, aus der er eben rauchte, als der Zug an ihm vorüberkam, eigenhändig an das Hauptspeer steckte. Sie haben ihn auch wegen solcher Popularität so sehr in Affection genommen, daß er, nach ihrer Versicherung, Leib und Leben von ihnen fordern dürfte

Ueber die Donau war an dem Platze, wo das Stechen vor sich gehen sollte, eine Schiffsbrücke geschlagen, auf welcher diejenigen Zuschauer, welche die beiderseitigen Ufer nicht faßten, Plätze fanden. Malerisch schön nahm sich die Wilhelmshöhe auf dem würtembergischen Ufer aus, welche mit Neugierigen übersäet war und während eines einfallenden Regens den buntfarbigen Anblick mehrerer tausend entfalteter Regendächer darbot. Um die Schiffsbrücke lehnte sich stromabwärts ein Halbkreis von Kähnen an, innerhalb dessen der Kampf geschehen sollte.

Der Umzug in der Stadt hatte lange gedauert. Endlich nahte sich der Zug von der Wilhelmshöhe herab und die Kämpfer, so wie auch ihre Mädchen, bestiegen besondere Kähne. Es waren 13 Streitbare; sie hatten folgende Charactermasken gewählt:

1) zwei Arlequins;
2) ein Bauer und eine Bäuerin;
3) zwei Mohren;

4) zwei Türken;
5) zwei Neapolitaner aus der Stummen von Portici;
6) zwei Tyroler;
7) zwei Ritter;
8) zwei Banditen;
9) ein Herr und eine Dame aus der Zopfzeit;
10) zwei Griechen;
11), 12), 13) drei Paar Weißfischer.

Die Costüme waren sämmtlich wohl gewählt und nahmen sich recht gut aus. Ueber die Wahl der Masken (natürlich kämpft zuerst Gleich mit Gleich) kommen sie mit einander überein; wäre dieß unmöglich, so entscheidet das Loos. Ebenso verloos't werden die Ufer, da das Baierische mehr Strömung gegen das Würtembergische hat, folglich dem Kämpfenden den Vortheil gewährt, daß er einen stärkeren Stoß führen und seinen Gegner leichter zuerst über Bord werfen kann; weiterhin ist es gleichgültig, da mit jedem Umgange das Ufer gewechselt wird. Je drei Umgänge hält jedes Kämpferpaar unter sich. Die nicht Gefallenen — nach ihrem Kunstausdrucke „die Trockenen" — streiten sofort so lange mit einander, bis Alle in's Wasser gefallen sind. Sollte Einer mit Allen der Reihe nach den Umgang gemacht haben und doch trocken bleiben, so ist er König des Festes, d. h., er darf auf dem Balle, welchen Abends die Schiffer ihren Mädchen geben, in seinem Costüm erscheinen und tanzen. Einen andern Preis giebt es nicht, damit „die gute Harmonie" unter den Gesellen erhalten werde. Dagegen werden die Geschenke am Hauptspeer

unter alle Kämpfer verloos't, so daß Jeder Etwas gewinnt, nur mit dem Unterschiede des Werthes. Auch hängen zu dem Stechen die Mädchen ihren Freunden alte Medaillen von Gold oder Silber an seidenen bunten Bändern an, deren uns mehrere gezeigt wurden. Sie sind sinnreich geprägt, aus dem siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderte, mit Wappen und Inschriften, ohne Zweifel Geschenke der Reichsstadt an die Innung. Auf einer derselben sieht man Ulm mit dem Münster und die Aufschrift: **Ulma praesidio numinis tutissima** (Ulm, unter dem Schutze Gottes sicher stehend). Auf einer andern steht: **Pro patria cuncta et facere et ferre parati** (Für das Vaterland Alles zu thun und zu leiden bereit) 1622. — Wie diese Geschenke von Generation an Generation übergehen, so auch die Rüstungen. Heuer war es der Fall, daß nach achtzehn Jahren zwei Söhne in demselben Costüme wie die Väter einander gegenüber standen.

Ihre Waffen sind lange hölzerne Speere, unter dem Arme mit einem Anhalt und vorn mit einer runden hölzernen Kappe versehen. Die Ritter tragen schwerere Lanzen, die eben deßwegen an der Spitze mit Leder gepolstert sind.

Von weißgekleideten Ruderern nach Leibeskräften getrieben, stoßen die Kähne, welche die feindlichen Kämpfer tragen, gleichzeitig vom entgegengesetzten Ufer. Der Hauptvortheil ist Schnelligkeit und Stetigkeit im Rudern; das Boot darf so wenig als möglich schwanken: denn die Gegner stehen auf dem äußersten, nur 1

Fuß breiten Hintertheile. Wenn sie sich einander nähern, erheben sie langsam die Waffen und stoßen sich auf die linke Brust; dann muß der Speer schnell zurückgezogen werden, weil nicht nur der Stoß des Gegners, sondern auch der Gegendruck des eigenen Stoßes aus der Haltung bringen kann. Liegt Einer zu weit vor, so hat er zu befürchten, in den eigenen Kahn hineinzufallen, was schmählich und gefährlich ist. Gewöhnlich stürzt der Ueberwundene seitwärts rücklings in den Fluß und wird schwimmend von seinem Boot aufgenommen. Hat sich ein Neuling sehr schlecht gehalten, so erhält er bei'm Heraufziehen von den Ruderern einige Schläge auf die nassen posteriora. Oft geschieht es, daß Beide zugleich die Haltung verlieren und mit einander fallen.

Recht ergötzlich ist es, wie sie ihren Rollen getreu bleiben. Die Arlequins, z. B., schnitten ihre Gesichter, machten Faxen und drehten sich künstlich auf dem schmalen Kiele, stießen dagegen, gleichsam um das Publikum zu täuschen, nicht auf einander, sondern parirten die fingirten Stöße mit dem Speere. Besondern Spaß machten die Masken aus der Zopfzeit. Die Dame mit ihrem Fächer vermeigte sich fort und fort coketirend und repräsentirend vor den Zuschauern und der alte Philister, der schon zitternd heranfuhr, ließ sich gutwillig von seiner Hälfte hinunterstoßen, worauf sie mit den lächerlichsten Geberden ihren Triumph feierte, während der Gemahl jämmerliche Fratzen schnitt und nur mit Mühe das Boot erklettern zu können schien.

Indessen wurde nicht immer Spaß getrieben. Die kräftigen Bursche versetzten sich im Verlaufe des Spiels recht lebhafte Stöße und es galt, ihre Kunst und Gewandtheit zu bewundern. Die zwei Ritter hielten, trotz ihrer schweren Lanzen, dreimal ohne Erfolg den Umgang und unter den Weißfischern bewies besonders Einer glänzende Tapferkeit. Von ihm wurde der siegreiche Ritter auf seinem fünften Umgange hinabgestoßen, wobei indeß Beide fielen.

Am Schlusse des Stechens warfen sich Alle zumal in's Wasser, um nach solcher Anstrengung ihre Kunstfertigkeit im Schwimmen zu zeigen. Wie übrigens die Kraft des Menschenalters dennoch abgenommen hat, beweis't der Umstand, daß noch vor einigen Decennien von den Rittern mit spitzen Lanzen in eisernen, 60 Pfund schweren Harnischen gekämpft wurde, was jetzt des Schwimmens wegen für zu gefährlich gehalten wird.

Es wäre nur zu wünschen, daß dergleichen Volksfeste in Deutschland immer mehr verbreitet und auf verschiedene Arten von Wetteifer in körperlicher und geistiger Hinsicht angewendet würden. Ein neues Olympia freilich kann nicht immer erstehen; aber dennoch manches Talent, manche Kraft durch den Sporn der Oeffentlichkeit sich entfalten und ein gemeinsames Streben nach Vorzügen aller Art erwachen.

Das Bacchusfest in Belvedere bei Weimar.

Belvedere mit seinen herrlichen Anlagen, seinem Reichthum an exotischen und vaterländischen Gewächsen beschäftigt natürlich eine Menge fleißiger Hände, die ihrem Körper auch gern eine Ergötzlichkeit verschaffen. Zu einer solchen gehört das sogenannte Bacchusfest. Wenn nämlich die gestrengen Herren Servatius und Pancratius vorüber sind und man vor Schneegestöber und Frost sicher zu seyn glaubt, werden alle Orangenbäume, Cypressen ꝛc. aus den Gewächshäusern, oft mit vieler Mühe, in das Freie geschafft.

Strengen heidnischen Gebräuchen nach würde nun Pomonen oder Floren ein Dankopfer zu bringen seyn; den bei dem Transporte der Bäume thätig gewesenen Gärtnergehülfen und anderen Arbeitern beliebt es aber, die für die dabei gehabte Anstrengung bekommenen Geschenke dem Bacchus zu opfern; d. h., in der Art, daß der Gott Rauch, Dampf und Gerüche

erhält, die Opfernden jedoch andern Genuß nicht an ihn lassen.

Um das Fest nach ihrer Art recht stattlich zu begehen, machen sie es wie die Matrosen bei Passirung der Linie, wo Einer derselben den Neptunus auf eine groteske Art darstellt und die Reisenden, die zum ersten Male diesen Weg machen, durch eine Taufe feierlich in sein Reich aufnimmt.

Der hier die Rolle des Bacchus spielte, war mit Tricots oder einer leichten Nankingkleidung angethan; ein rother Leibbund oder auch gewöhnlich Wein- oder Eichenlaub schmückten den Körper und ein gleicher Kranz die Flachsperücke. So wird er auf eine Tonne gehoben, die auf einem kleinen Wagen liegt, woran ein Nachkömmling von Bileam's Saumthiere gespannt ist, das mit kleinem, bedächtigen Schritte den Triumphzug beginnt. Mitunter accompagnirt auch dieses Grauchen, zur größten Belustigung der lieben Jugend, die ein Jubelgeschrei dabei erhebt, der voranziehenden Musik. Sir Bacchus blickte huldreich auf die ihn umgebenden Bacchanten und Bacchantinnen und nahm deren Hurrah unter Gesundheit-Trinken, wie ein **Evohe Bacche,** dankbar auf. Die geflügelten Worte, die er an sie richtete, so wie andere zierliche Reden seiner Begleiter, konnte Referent nicht vernehmen; sie mochten aber, den Beifallsbezeigungen nach, der Würde des Zugs angemessen seyn. Um eine deutliche Vorstellung davon zu geben, muß der geneigte Leser nur wissen, daß eine Menge phantastisch gekleideter Personen diesen Zug bilden. Spanier, Türken,

Indianer u. s. w. scheinen die Repräsentanten der Völker, die an diesem Feste Theil nehmen wollen und hiezu, wie sonst andere zu den olympischen Spielen, strömten. Viele Landleute aus der Umgegend verherrlichen den Zug, der gewöhnlich an einer großen, runden, bedeckten Laube in der Nähe des Gasthofs hält. Nun wird das feine Abbild des Rebengottes, der hier nur die Gaben Gambrian's liefert, von dem Triumphwagen gehoben und er und die übrigen bunten Figuranten beginnen nun nach lustiger Musik ihren Tanz, den Vestris gern nachahmen würde, wenn er ihn sehen könnte.

Gewöhnlich wird dieser Festtag auch von Speculanten benutzt, um einen Luftballon steigen zu lassen, oder ein Wettrennen, Schnellaufen zu halten; kurz:

Belvedere faßt dann kaum die Zahl der Gäste,
Die wallend strömen zu dem selt'nen Feste.

Das Fest besteht seit dem Jahr 1808, wo der verstorbene Großherzog Karl August den Gärtnern zum ersten Male Bier, Tanz ꝛc. gab; die Phantasie der Letztern aber hat die heterogenen Zusammenstellungen bei'm Aufzuge hervorgerufen.

Das Octoberfest in München.

Fleiß ist's, wodurch das Volk wird groß,
Denn Reichthum birgt des Fleißes Schooß.

Alljährlich am ersten Sonntage des Octobers wird seit der Vermählung des regierenden Königs mit Therese, Prinzessin von Sachsen-Hildburghausen, ein allgemeines Volksfest gefeiert, das sich über die ganze nachfolgende Woche erstreckt. Mehr als 70 — 80,000 Menschen faßt am Festsonntage, wenn das Wetter günstig ist, die große, gegen Süden der Stadt gelegene und eigends dem Feste gewidmete Thereſienwiese; eine kleine Stadt von Wirthshäusern hat sich gebildet, Fahnen wehen von hohen Masten und auf mannichfache Weise kündet sich die besondere Feier an. Wohl erkennend indeß, daß nur bei inniger Verbindung mit dem Leben selbst solche Feste gedeihen können, hat der Stifter desselben ihm einen Inhalt gegeben, der es vor jeder Veraltung schützt. Es wird nämlich zu diesem Tage das Beste, was jederzeit durch Viehzucht und Ackerbau im Königreiche gewonnen ist, eingebracht, um die dafür eingesetzten Preise zu gewinnen, die nach

einem zweifachen Maasstabe bestimmt werden, nach der Entfernung von München und nach dem eigentlichen Werth. An der Südseite der Wiese erhebt sich der Boden terrassenförmig, um einen Theil der Zuschauer aufzunehmen; gegenüber ist das königliche Zelt aufgeschlagen und dahinter werden in verschiedene Stände die Pferde, das Rindvieh u. s. w. eingestellt, so wie in einer Bude die Erzeugnisse des Acker-, Garten- und Seidenbaues in Baiern gezeigt. Ist der König und der Hof, in Begleitung der reitenden Nationalgarde, unter dem Begrüßen verschiedener Musikchöre und der Kanonen, in seinem Zelt abgestiegen, so begiebt er sich alsbald unter das Volk, besichtigt das Preisvieh und theilt, zurückgekehrt, die durch eine Prüfungscommission festgesetzten Prämien aus, wo man dann oft sich der Erinnerung an classische Zeiten nicht erwehren kann, wenn einer der kräftigen Bergbewohner, ein edles Roß oder einen schwerwandelnden Ochsen führend, vor des Königs Zelt tritt und die silbernen Münzen und die bunten Preisfahnen aus seiner Hand empfängt. Ist dieß vorüber, so beginnt ein Pferdewettrennen, woran meist 20 bis 30 Pferde Theil nehmen, von welchen das schnellste den Weg von einer Stunde in 9 bis 10 Minuten zurücklegt. Zuweilen schließen sich daran noch Ringelstechen und dergleichen, immer aber Vogel- und Scheibenschießen, Schießen nach dem laufenden Hirsch und Aehnliches. Den zweiten Sonntag wiederholt sich das Rennen und das Fest wird dann mit einem großen Feuerwerke geschlossen.

Das Vogelschießen (Mannschießen, Freischießen, Königschießen, Scheibenschießen).

Ein allgemein verbreitetes Volksfest der Deutschen ist das Vogelschießen, Mannschießen, Scheibenschießen, oder welchen Namen es führen mag. Auf einem freien Platze wird nämlich alljährlich, gewöhnlich im Sommer und Herbst, ein Schießen gehalten und der Gegenstand, nach dem geschossen wird, ist ein aus Holz gefertigter Vogel oder Mann, eine Scheibe, oder sonst ein dergleichen Gegenstand. Glückliche Schüsse werden mit einer Geldsumme oder auf andere Weise belohnt. Den Schießplatz umgeben Punsch-, Wein-, Bratwurst-, Lotto- und andere Buden. Hier steht ein Puppentheater, auf dem ein großes Ritterstück aufgeführt wird; dort eine Menagerie und ein Wachsfiguren-Cabinet; hier exercirt ein weinerlicher Bajazzo seine schalen Späße und zwischendurch schrillen die ohrzerreißenden Töne eines Bänkelsängers,

der eine schreckliche Mordgeschichte hersingt. Hier ist ein Erdspiegel, worin Jeder um einen Dreier seine zukünftige Geliebte erblickt; dort laufen die Kinder, groß und klein, jubelnd dem Carousſel oder der russischen Schaukel zu; wo man hin schaut, allenthalben reges Leben, ungezwungene, kräftige Fröhlichkeit: ein Fest ist es für alle Classen. Die Dauer desselben ist sehr verschieden: an einem Orte dauert es 8, an dem andern 14 Tage; doch darf man annehmen, daß es nicht unter 3 Tage und nicht über 4 Wochen währt.

Die Entstehung des Vogelschießens verliert sich in ein frühes Jahrhundert.

Der Schütze war von den ältesten Zeiten an, bis das gesammte Militär-Wesen nach und nach auf einen ganz andern Fuß gesetzt worden, der ordentliche besoldete Soldat, welcher seine Stadt oder Burg, worin er als Bürger und Schütze wohnte, wider die feindlichen Unternehmungen vertheidigen und beschützen mußte. Die Fürsten hatten sonst keine beständigen Soldaten auf den Beinen. Zur Zeit der Befehdungen oder auch eines ordentlichen Krieges mußte der Adel des Landes aufsitzen. Die Schützen aber, welche bis zur Erfindung des Pulvers mit Armbrüsten, Bogen, gemeinen und Feuerpfeilen zum Schusse bewaffnet waren, dienten zu Fuß. Doch mehrentheils nur in Belagerungen und zur Vertheidigung der Schlösser und Städte *). Man findet zwar auch zuweilen berittene

*) *Christian Ulrich Grupen*, Observationes rerum et antiquitatum german. etc.

Schützen in den Urkunden erwähnt, aber doch gewiß sehr selten *). Sie mußten demnach, als der ordentliche Land-Soldat, mit auf die Heeres-Folge ziehen, sobald sie dazu aufgeboten wurden und damit sie bei vorfallenden Expeditionen desto geschickter und beherzter seyn möchten, so wurden sie zu Friedenszeiten nach den ihnen vorgeschriebenen Ordnungen in den Waffen geübt und mußten, zur Erlangung einer nöthigen Fertigkeit, wöchentlich einmal nach gewissen Zielen schießen, wofür sie eine nach damaligen Zeiten eingerichtete kleine Ergötzlichkeit zu genießen hatten. Man theilte sie, unter ihren Schützenmeistern, in gewisse Rotten oder Gesellschaften ein und es ist leicht zu begreifen, daß man hierzu die muntersten, gesundesten und besten Bürger ausersah. Die Einrichtung des Schützenwesens und der damit verbundenen Ordnungen und Gesetze hat mit dem Ursprunge der Städte selbst ihren Anfang genommen **) und in dem innern Deutschland setzt man denselben in das zehnte Jahrhundert und besonders in die Zeiten Kaiser Heinrich's des Ersten, welcher bekanntermaasen einen großen Theil von Deutschland, in Ansehung des Vertheidigungs-Wesens, in einen ganz andern Zustand gesetzt hat. Doch blieben in den nachfolgenden Zeiten die Schützen-Anstalten nicht bloß auf die Städte eingeschränkt, sie erstreckten sich

*) Johann Gottlob Horn, Lebens- und Heldengeschichten Friedrich's des Streitbaren ꝛc. 10. Abtheilung §. 3. ꝛc.

**) *B. Engau* in elem. jur. German. L. I. T.V. §. CXXIV etc.

auch nachher und nachdem man das Vorurtheil abgelegt, als ob der Bauer zum Kriege nicht schicklich und tauglich sey, auf die Dörfer; wie wir denn in Thüringen noch im sechzehnten Jahrhunderte fast auf allen Dörfern Schützengesellschaften gehabt. Bis gegen das Ende des vierzehnten Jahrhunderts schoß man allein mit Bogen und Pfeilen, nachher aber auch mit den Handbüchsen und von der Zeit an findet man an verschiedenen Oertern doppelte Schützengesellschaften, jede nach der besondern Art des Gewehrs, womit sie gerüstet war. Die alten Gesellschaften der Armbrust-Schützen waren auch, nach Beschaffenheit der damaligen Zeiten, gar devot. Man findet in der Geschichte verschiedene Beispiele, daß sie sich, vermuthlich darum, weil sie in den Zeiten des Faust- und Kolben-Rechts gar vieler Gefahr unterworfen waren, nicht nur in die geistlichen Brüderschaften mit begeben und hin und wieder in den Klöstern und Kirchen Altäre gestiftet, sondern sich auch einen gar schicklichen Patron und Schutzheiligen ausersehen hatten. Und das war der heilige Sebastian. Der Kaiser Diocletian gab ihm den obersten Befehl über seine Leibwache; weil er aber ein Christ war und noch dazu Viele zum Christenthume bekehrte, ließ ihn der Kaiser an einen Baum binden und mit vielen auf ihn abgeschossenen Pfeilen dergestalt zerlästern, daß man nicht anders geglaubt, als daß er seinen Geist aufgegeben habe. Doch kam er damals noch mit dem Leben davon, wurde aber nicht lange darnach, auf Befehl eben dieses Kaisers, mit Kolben erschlagen. Diesem heiligen Sebastian er-

wiesen die Armbrust-Schützen vorzüglich große Verehrung und Hochachtung. Sie führten sein Bildniß auf den Panieren, nannten ihre Gesellschaft nach seinem Namen, begingen den Sebastianstag sehr feierlich, opferten ihm einen Pfeil und lebten an diesem Tage vergnügt und fröhlich (bis noch im 17. Jahrhundert in Frankenhausen). Im 13. Jahrhunderte kam die besondere Uebung der Armbrust-Schützen, nach dem Vogel zu schießen, zum Vorscheine. Fast alle Geschichtschreiber kommen darin überein, daß man den Herzog Boleslaus den Streitbaren von Schweidnitz, welcher auch Bolco I. genannt wird, für den Erfinder dieser Lustbarkeit zu achten habe, welcher im Jahr 1286 seinen Bürgern gedachter Stadt ein sonst nicht gewöhnliches Vergnügen machen wollen und ihnen daher zum erstenmal eine Stange mit einem Vogel zum Abschießen errichten lassen. *) Nach und nach habe sich solches in andere Länder verbreitet und sey nach wenig Jahren fast allgemein geworden: was um so glaublicher ist, weil aus der Geschichte bekannt, daß zu den Zeiten dieses Herzogs sich ein starker deutscher Adel in Schlesien niedergelassen und von ihm die deutschen Lehenrechte daselbst eingeführt worden **); daher war es auch gar leicht, daß das Vogelschießen mit nach Deutschland gebracht wurde ***). Jemehr nun die

*) Erdmann's Versuch §. VI. S. 14. und die daselbst angeführten Schriftsteller.

**) Schlesische Kern-Chronik, S. 64 und 65.

***) Einige wollen von dem Ursprunge des Vogelschießens

Macht und das Ansehen des Adels sank, um so mehr stieg die Herrschaft der Fürsten und erhoben sich die Gemeinden der Städte; jemehr die Turniere der Edeln im 16. Jahrhundert in Abgang kamen, desto freudiger vermehrten sich die Freischießen, Stahl- und Armbrust-Schießen, Vogelschießen der Bürger. Es bildeten sich in den meisten Städten in allen Gegenden Deutschland's eigene Schützengesellschaften, Schützengilden, Verbindungen ehrenwerther, waffenfähiger Bürger zu Uebungen mit Armbrust und Pfeil, oder der Büchse, zur Freude und Erholung in Tagen des Friedens, zur Vorbereitung und Stärkung auf Tage der Noth und Gefahr. Jede Schützengesellschaft wählte aus ihrer Mitte einen Hauptmann und Schützenmeister, einen Kleinodienmeister und einen Pritschenmeister; die beiden erstern wurden jährlich durch Wahl bestellt, letzteres Amt verlangte eigene Anlagen und Humor; den Schützenkönig erkohren Glück und Geschicklichkeit. Die meisten Gesellschaften hatten ein silbernes Bild ihres Patrons und an den Pfeilen hingen die silbernen Schilder mit den Wappen der Schützen- und Kleinodienmeister und der Könige. Diese, nebst den Festpokalen und den Armbrüsten, verwahrte der Kleinodienmeister: die Fahne, welche die Farben der Stadt und einen passenden Wahlspruch, häufig auch Sinnbilder führte, blieb bei'm

---

ältere Spuren gefunden haben und sagen: Schon Aeneas habe, nach der Erzählung Virgil's (Lib. V. Aeneid. V. 485 bis 544), seinem Vater Anchises zu Ehren, nebst andern Lustbarkeiten auch ein Vogelschießen in Sicilien angestellt.

Hauptmanne. Der Pritschenmeister hatte seinen Namen von seinem Werkzeuge, einem klatschenden Kolben oder Schwerte von Holz oder Messing. Er war der Lustigmacher der Gesellschaft, ahndete mit Pritschenschlägen die Ungebühr und Ungeschicklichkeit einzelner Schützen, verspottete ihre Mißgriffe, hielt die Zuschauer in Ordnung und nach ihm hieß der letzte Schuß der Pritschenschuß. Die Pritschenmeister verfertigten auf die Festlichkeiten, bei denen sie Dienste leisteten, Spruchgedichte, in welchen sie die Geber des Festes und dieses selbst weitläufig besangen.

Jede Gesellschaft hatte ihre Rechte und Freiheiten und ihre geschriebenen Statuten, die ziemlich den Turniergesetzen des Adels gleichkommen; jeder ehrbare Bürger konnte Schützengenoß werden, verlor aber mit der Ehre auch die Wehre. In den Statuten des Bogen- und Büchsenschießens zu Zerbst, von 1592, die aber schon länger gegolten hatten, heißt es unter Anderm: „Es soll auch das Fluchen und Schweren und alle Gotteslästerung vermitten werden bey Peen der Gesellschaft 3 Groschen" und „Welcher den Teufel nennen wird, soll in die Büchse 6 Pf. geben." Die Statuten der Weimarischen Stahl- und Armbrustschützengesellschaft, die seit über 400 Jahren besteht, verbieten gleichfalls alles Schwören und Fluchen während des Schießens bei 1 Schilling Strafe. So wurde selbst auf äußere Zucht und Anständigkeit gesehen.

Jährlich hielten die Schützen in der freundlichsten, schönsten Jahreszeit, an den Feiertagen zu Pfingsten, ein feierliches Vogel- und Scheibenschießen.

Schon früh eiferten die Prediger gegen die Wahl dieser Zeit; Luther fragt, ob die Wittenberger zu entschuldigen seyen, daß sie sich an einem Festtag üben, den Vogel von der Stange zu schießen, was sie doch auch an einem andern Tage könnten und die Consistorien verfügten bald in ihrer Weisheit: Wo das Vogelschießen nicht gänzlich abgethan werden mag, soll es eher nicht, denn Dienstag in Pfingsten nach der Predigt angefangen werden. In der churſächsischen Policeiordnung heißt es: „Obzwar auch das Schützen- und Vogelschießen wohl nachgelassen, so soll doch solches entweder an hohen Festen und Sonntagen gar nicht, oder doch nicht eher angestellt werden, es sey denn sowohl Vor- als Nachmittags der Gottesdienst verrichtet und daß alle Ueppigkeit bei unnachläſſiger willkürlicher Bestrafung des Verbrechens dabei vermieden und darüber gute Ordnung mit Bestätigung jedes Ortes Obrigkeit aufgerichtet werde.." Aehnliche Verordnungen wurden überall, in Weimar, z. B., von Herzog Wilhelm, den 18. Mai 1653 gegeben und so wurden die Vogelschießen meistens später abgehalten; doch erinnern die Tänze auf der Pfingstwiese und das Pfingstbier noch an die alte Schützenlust.

Nahte die Zeit des Vogelschießens heran, so ergingen die Schützenbriefe an die benachbarten Städte und Gesellschaften und zahlreiche Schützen und Gäste jeden Standes fanden sich ein. Während des Festes selbst wurde große Gastfreundschaft geübt und Alles gethan, um Freude und Heiterkeit zu verbreiten. Nicht nur mit der Armbrust und der Büchse wurde nach dem

Vogel und der Scheibe geschossen; auch andere Spiele fanden statt, wie Ringelstechen, Ballonschlagen, Fechten, Hahnenschlagen, Wettlaufen, Kegeln, Würfeln ꝛc. Der höchste Preis war gewöhnlich 100 Gulden, dazu die Fahne; ein Fähnlein war bei jeder Gabe, die Gewinner brachten diese stolz nach Hause und hingen sie in ihren Schützenstuben auf. Aber auch Kleidungsstücke, Hosen, Wämser, Hüte, oder ein Ochs mit vergoldeten Hörnern, bebändert und bekränzt, ein stattlicher Widder waren Preise, um die geschossen wurde. Jeder Schütze gab eine kleine Einlage. Häufig verherrlichten die Fürsten durch ihre Gegenwart die Bürgerlust und oft veranlaßten sie selbst solche Schützenfeste oder Freischießen. Die Chroniken der meisten Städte sind reich an Nachrichten von ihnen und mehrere dieser fröhlichen Zusammenkünfte sind in der Geschichte nicht unwichtig. Im Jahr 1458 war ein Schießen zu Konstanz, welches einen Krieg der Eidgenossen mit dieser Stadt veranlaßte, indem ein Bürger derselben den Bernerplappart (eine Scheidemünze) eines Luzerners Kühplappart nannte, welcher Schimpf durch die Einnahme von Weinfelden gerächt wurde. Die zu Cöln hielten 1509 ein Zielschießen. Hans Sindelfinger, ein Bürger von Stuttgart, seines Handwerks ein Schneider, gewann den besten Preis, 100 Gulden, wurde aber von den Cölnern darum betrogen; deswegen befehdete der berühmte Götz von Berlichingen die Stadt. In Leipzig wurde 1498 im Juli ein doppeltes Schießen gehalten; eines aus Büchsen nach der Scheibe, das andere mit Armbrüsten nach

dem Vogel; zu diesem verehrte der Rath 50 Gulden; bei jenem war der erste Preis 100, der geringste 5 Gulden. Zur Vermehrung der Lustbarkeit wurden zwei Glückstöpfe aufgethan; der Gewinnst des einen war 1000, des andern 20 Gulden; das Loos bei ersterm kostete 3, bei letzterm 1 Groschen. Berühmt sind die Schützenfeste zu Passau 1555, Stuttgart 1560, Kolmar 1560, Worms 1575, Straßburg 1576, verewigt durch Fischart's „Glückhaftes Schiff," worin er die That der Zürcher Schützen besingt, die in einem Tage von ihrer Stadt nach Straßburg kamen und einen Topf mit Hirsenbrei, der in Zürich gekocht worden, noch warm aus dem Schiffe trugen, zum Beweise, wie schnell Zürich ihrer Bundesstadt Hülfe bringen könne, wenn es die Noth fordere. In Zwickau wurde, auf Anordnung des Churfürsten August, 1573 ein großes Landschießen ausgeschrieben, an welchem er selbst mit seinem Sohne, dem Herzoge Christian, Wilhelm, Landgraf aus Hessen, Georg Friedrich, Markgraf von Brandenburg, Karl iund Friedrich, Pfalzgrafen am Rheine, sammt ihren Gemahlinnen, der Erzbischof Georg von Bremen, die Grafen von Mansfeld, Barby und viele Personen des Herrenstandes und des Adels Theil nahmen „und sich mit dem Armbrustschießen, allerhand Frewdenspielen, Fechtschulen, Hanensteigen, wettlaufen und andern Fürstlichen Lusten gar friedlichen und fröhlichen ergetzet; ihnen allen auch von einem Erbaren Rath gute Tractation beschehen und sonsten in Allem fürstlichen versehen worden." So

erzählt Pekkenstein in seiner Beschreibung der Stadt Zwickau. Auf den Gewinnstfahnen stand, auf das Wappen der Stadt, den Schwan, anspielend, die lateinische Inschrift, welche zugleich die Jahrzahl enthält: „EX MerIto nIVeVs Dona reponIt oLor.“ (Gaben vertheilt der weiße Schwan nach Verdienst). Herzog Kasimir machte am zweiten Pfingsttage 1599 eine Schützenordnung bekannt und setzte unter Anderm fest, daß Derjenige, so den Vogel abschießen würde, dasselbe Jahr aller bürgerlichen Beschwerden und Auflagen, an Wacht-, Land- und Trankſteuer, befreit werden soll; 1614 gab er zu Ehren des Churfürsten Christian II. ein Freischießen, an dem viele Fürsten und Städte Theil nahmen. Im August 1601 gab der Rath zu Halle ein Vogelschießen, zu dem 156 vornehme Städte eingeladen wurden und an dem 323 Schützen Theil genommen; die Gewinnste betrugen 600 Gülden. Als 1631 die protestirenden Fürsten und Stände zu Leipzig eine Zusammenkunft hielten, die zahlreich beschickt worden, veranstalteten die Fürsten und Grafen mit dem Churfürsten von Brandenburg im Rannstätter Schießgraben ein Armbrustschießen, in welchem der Herzog von Altenburg den ersten Preis gewann.

Die traurigen Zeiten des dreißigjährigen Krieges unterbrachen diese Schützenfeste; obrigkeitliche Verordnungen verboten alle Lustbarkeiten, Saitenspiel und Tanz und jede öffentliche Freude. Die Leipziger Jahrbücher haben die lange Unterbrechung bemerkbar gemacht: „1655 den 30. Juni und die folgenden Tage,

nachdem kurz zuvor die Vogelstange wieder erbaut worden, ward auf der Pfingstwiese ein Vogelschießen gehalten, welches 25 Jahr, wegen der trübseligen und höchst gefährlichen Kriegszeiten, eingestellet gewesen; dabei ward allerhand Ergötzlichkeit vorgenommen; den 2. August ward der Vogel von Daniel Volkmarn abgeschossen und dieser von beiden Bürgermeistern und den Schützen, derer 52 waren, in einer ansehnlichen Procession von der Pfingstwiese in die Stadt auf die Trinkstuben über die Wage begleitet, daselbst der König die andern Schützen auf's Beste gastirte."

In der neuern Zeit hat das Vogelschießen in Rudolstadt in Thüringen den größten Ruf erlangt und dazu hat vorzüglich der heitere Sinn und die Leutseligkeit des verstorbenen Fürsten, dann auch die frohen, genußliebenden, gastfreundlichen Bürger und die schöne, freundliche Lage der Stadt beigetragen.

Es dürfte nicht schwer halten, das Vogelschießen zu einem wahren, Herz und Sinn befriedigenden Volksfeste zu machen; es dürfte, z. B., statt so vieler Wochen, nur einige Tage dauern, die Hazardspiele verboten und dagegen andere, das Volk unterhaltende, ohne daß sie es um sein Geld bringen, eingeführt werden, wie Wettlaufen, Wettrennen, Wettklimmen ꝛc.; am Schießen selbst nehmen ohnehin die Wenigsten Theil; neben der Büchse sollte auch mit der Armbrust geschossen, wenigstens für die jüngern Leute, für Schüler und Lehrbursche ein Armbrustschießen eingerichtet werden. Denn daß die Meisten thätig sind und nicht bloß stumme Zuschauer, das macht ein Volksfest belebt.

Das Johannis- oder Sonnenwendefeuer.

Der Johannistag, oder vielmehr Abend, wird in Deutschland und namentlich in Thüringen häufig begangen; früher jedoch war seine Feier noch weit verbreiteter. Knaben sammeln nämlich einige Tage zuvor Reisig, alte Besen und Theerfässer und zünden am Abende des Johannistages auf den umliegenden Bergen und Anhöhen ein Feuer an, über welches sie springen, oder um das sie herumhüpfen. So war sonst im Fuldaischen die Gewohnheit, daß Gassenjungen von der niedern Volksclasse sich einige Zeit vor Johanni vereinigten, mit hölzernen Flinten in den Orten herumzogen und unter allerlei Soldatenmanövern Holz, Eier und dergl. einsammelten, wo sie dann das Erstere am Johannisabende verbrannten, das Andere verschmaus'ten. Bei diesem Einsammeln sangen sie folgendes Lied:

Da kommen wir heran gegangen
Mit Spießen und mit Stangen
(denn diese nahm man, ehe Schießgewehre aufkamen)

Und wollen die Eier langen.
Feuerrothe Blümelein,
Aus der Erde springt der Wein.
Gebt uns doch der Eier ein
Zum Johannisfeuer.
Der Haber ist gar theuer;
Haber zu, Haber zu! Frie fre frieb!
Gebt uns doch ein Schied *).

In Erfurt zogen sonst die Kinder, besonders Knaben der Vorstädte, einige Tage vor dem Johannisfeste durch die Straßen und sangen:

Eichen und die Gerten
Singen alle Merten;
Rothe Rosenblätterchen,
Wir woll'n Euch auch was singen,
Gebt uns auch was,
Holz h'raus!

wofür ihnen Materialien zum Johannisfeuer gereicht wurden.

Das Lied scheint aus dem zusammengesetzt zu seyn, welches zum Andenken an die Zerstörung eines Raubschlosses auf der Wageweide gesungen wurde **).

---

*) Scheitholz.

**) Es lautet so:

Wir kamen an ein Thälelein, Thälelein,
Rothe Rosen-Blätterlein.
Steht still, steht still auf dieser Stedt,
Woll'n wir aber singen,
Gebt, was Ihr habt;
Prügel her!

Das Fest selbst, an welchem man dieß sang, hieß der Walpurgiszug oder in der Sprache des gemeinen Volkes Walperzug, von dem Tage so genannt, an dem es begangen wurde. Im Jahr 1304 zogen nämlich

An manchen Orten pflegte man außer dem angezündeten Feuer auch ein Rad herumzudrehen. So bekränzten die jungen Leute in Eisenach, als dort noch

die Bürger von Erfurt, mit denen von Mühlhausen vereint, am St. Walpurgistag über die Saale, um den Burggrafen von Kirchberg, mit dem sie in Fehde gerathen waren, zu bekämpfen. Sie nahmen demselben die Schlösser Greifenberg, Windeberg, Lehsten und Kirchberg ab; weil aber Greifenberg so nahe an der Stadt stand, so legten sie eine Besatzung hinein und thaten daraus Ausfälle in die Umgegend. Die Bürger zu Mühlhausen kamen den Erfurtern dabei treulich zu Hilfe. Zum Andenken dieser Waffenthat zogen nach der Zeit die Bürger zu Erfurt alle Jahre in feierlichem Zuge, theils zu Pferd, theils zu Fuß, am Walpurgistage nach der Wageweide auf der Steigerhöhe, nach der Gegend, wo ehemals das Raubschloß Greifenberg stand, das zu jener Zeit zerstört wurde.

Dieser Zug, an welchem Alt und Jung Theil nahm und der dadurch zu einem allgemeinen Volksfeste der alten Erfurter wurde, setzte den größten Theil der Bevölkerung der Stadt an diesem festlichen Tag in eine fröhliche, aber dabei sehr lärmvolle Bewegung; draußen lagerte man sich, in bunte, gemischte Gruppen vertheilt, unter die Bäume des nahen Steigerwaldes und überall erhoben sich Zelte, unter deren Schatten dieser merkwürdige Tag, an welchem Erfurt's Bürger in der Erinnerung ihrer Heldenthaten schwelgten, unter Jubelgesängen und Becherklang hochgefeiert wurde. Erst am späten Abende zog der lärmende Zug, gleich dem Toben des wilden Heeres, mit grünen Maien in den Händen, die sie im Wald abgeschnitten hatten und unter Absingung des eigens dazu gefertigten Volksliedes, nach der Stadt zurück.

Da mancherlei Unordnungen bei einem solchen ungeheuern Zusammenflusse von Menschen unvermeidlich waren und es oft dabei, wenn sich die Köpfe durch Bier und Branntewein erhitzten, nicht ohne Prügeleien und selbst Mord und Todschlag abging, so verbot endlich, im Jahr 1663, der damalige Kurmainzische Vicedom von Schmiedeburg diesen lärmenden Zug. Allein ohne sich an dieses Verbot zu kehren, wurde er

der Sommergewinn gefeiert wurde, am Johannistage vor dem Georgenthore das Rad, an welches sie im Frühjahre, bei Begehung des erstgenannten Festes, einen Strohmann gebunden hatten, mit einer Menge schöner Feldblumen, wie sie die Jahreszeit spendete, ließen es Abends den Mädelstein herab nach der Vorstadt zu laufen und freuten sich dabei der Hoffnung einer reichen Ernte.

Vormals zündete man an diesem Tag in der römischen Kirche geweihte Lichter an und lief mit ihnen herum, selbst um Getreide- und Fruchtfelder. Eben so putzten hie und da einige kleine Mädchen einen kleinen Knaben mit allerhand Bändern und Zierathen an, welchen sie den Johannisengel nannten. Sie schmückten ihn mit einem Blumenkranz und setzten dann diesen kleinen Johannisengel auf einen Tisch und vor ihm auf denselben einen Topf, der mit Blumen geschmückt war und tanzten um denselben mit Gesang und Jubel herum. Von dieser Gewohnheit schreibt

dennoch in gedachtem Jahre noch einmal, wiewohl zum letzten Male, gehalten; doch gingen noch, so lange die Kurmainzische Herrschaft über Erfurt dauerte, zum Andenken an jene Begebenheit die sämmtlichen Tambours des damaligen bestehenden Bürgerregiments auf den Walpurgistag bei ihren Officieren und den Honoratioren der Bürgerschaft umher und trommelten vor den Thüren ihrer Wohnungen; auch hat sich das Fragment eines Volksliedes, das damals bei'm festlichen Zuge nach der Wageweide gesungen wurde, unter der erfurtischen Jugend selbst bis auf unsere Zeiten erhalten und noch jetzt hört man die Kinder zuweilen singen:

„Willst du mit nach Walpern gahn?
„Willst du mit, so komm!" —

sich an manchen Orten der Johannistopf und der Johannisstrauß her, den man sich unter einander zuschickt und welcher aus wohlriechenden Blumen, mit Bändern umwunden, besteht; wahrscheinlich auch die Gewohnheit, daß an manchen Orten an diesem Tage die Schulkinder ihre Lehrer anbinden, zumal wenn sie Johannes heißen.

In manchen Städten pflegt man am Johannistag eine Maie, mit Blumenkränzen und Bändern geziert, zu errichten, um welche die Kinder tanzen In Nordhausen war sonst dieser Gebrauch vorzüglich üblich. Man konnte nicht leicht durch eine Straße gehen, wo man nicht solche geschmückte Maien errichtet fand; ja es war sogar eine ganze Straße von ihren Bewohnern festlich geschmückt *).

*) In Norwegen richtet man am Johannisfeste hohe Maienstangen auf, die mit Kränzen und Bändern geschmückt sind und um welche die jungen Leute tanzen und singen und sich der Hoffnung auf eine reiche Ernte freuen. In Liefland gehört der Johannisabend unter die größten Jubelfeste der niedern Volksclassen, wo Männer, Weiber und Kinder in Procession in den Hof ihrer Herrschaft ziehen. Die Männer spielen dabei auf allerhand Instrumenten, besonders dem Dudelsack und der Fiedel und Weiber und Mädchen, mit Kränzen von Blumen oder Eichenlaub, singen und tanzen. Unter dem Arme haben sie große Büschel von Gras. Die Aelteste unter ihnen ist gewöhnlich die Vorsängerin. Bei den Viehställen fangen sie an, ihre Lieder zu singen und die Weiber werfen gewisse Kräuter, die in einer gewissen Stunde des Tages gesammelt worden, dem Viehe vor, welche wider Viehsterben und wider verschiedene Krankheiten helfen sollen. Von den Ställen gehen sie zu den Wirthschaftsgebäuden, zu den Scheuern ꝛc., immerwährend singend; dann ziehen sie zum Wohngebäude, wo die Herrschaft mit Kränzen

Auch im Lande ob der Enns und weit über den Inn und davon nördlich über die Donau hinaus sind die Johannisfeuer, oder wie man sie dort nennt „Sonnenwendefeuer", ein ungemein beliebtes, ja feierliches Volksfest. Die Art und Weise, wie man es feiert, ist folgende:

Irgend ein Bürger oder Bauer stellt, wie ihn nach Jahresfrist die Reihe trifft, einen Wagen, ein Anderer ein Pferd, ein Dritter und Vierter einen Knecht oder Buben, welche sämmtlich, mit Strohbändern festlich aufgeputzt, am Morgen des feierlichen „Sonnenwendetags" (d. i. am 24. statt 22. Junius) von Haus zu Haus, von Hütte zu Hütte fahren und mit einem herkömmlichen Spruche Holz in Scheiten oder Prügeln und nach Maasgabe der Vermögensumstände begehren. Jeder giebt willig seinen Theil und verspricht, sich Abends mit den Seinigen am bewußten

---

beehrt wird. Nach diesem wird die ganze Nacht hindurch getanzt, gesungen und getrunken. Auf einigen Landgütern befestigen sie leere Theertonnen an lange Stangen, die sie auf die höchste Höhe eingraben. Hierauf brennen sie die Tonnen an, die nun einige Stunden ein angenehmes Schauspiel gewähren. In einigen Gegenden trinkt man an diesem Tage fleißig Meth oder Honigwein, vielleicht weil Johannes wildes Honig gegessen hat; Andere essen Krebse, welche vermuthlich die Heuschrecken vorstellen sollen.

Daß man um diese Zeit hofft: Was Johannes pflanzt und Maria begießt, werde besonders gedeihen und sich eine unfreundliche, regnigte Witterung bis in die Ernte verspricht, weil

Wenn Maria geht über's Gebirge naß,
So regnet es sieben Wochen ohn' Unterlaß,

ist allbekannt.

Platz einzufinden, wenn das Zeichen gegeben wird. Der „Feuerplatz" ist ein Stoppelfeld, eine Aue, ein Hain; das Einladungszeichen wird durch eine überaus hohe, mit jenen Strohbändern umwundene und in Flammen gesetzte Stange gegeben, welche weithin in die Runde leuchtet und bei ihrem Niederbrennen den Holzstoß entzündet, aus dessen Mitte sie emporragt. Sie brennt und flattert ungefähr eine Viertelstunde lang; inzwischen sind mit Einbruch der Nacht die „Springer", „Bäher" und „Gaffer" von allen Seiten herbeigeeilt. Die „Springer" sind in der Regel junge, lebensfrohe Ehegatten, Brautleute und Liebespaare, die da in anderer Form und Behausung ihren Ball halten und so lange paarweise durch das Feuer springen, als sie die Füße zu regen vermögen. Ist die Menge der Springer zu groß, wie es häufig geschieht, so werden noch zwei oder drei Holzstöße angezündet und fleißig unterhalten. Auch zur Belustigung der Kinder brennen zwei oder drei kleinere Feuer, neben welchen die Altmütter, alten Basen und Greise sitzen und mit Salz bestreute Brodschnitten („Bäher") an langen Stäben zur Glut halten, um sie zu rösten und für die Hungrigen in Bereitschaft zu halten, während der Schenkwirth des Orts seinerseits Labsal für den Durst ausbietet. Die müßigen Zuschauer, „Gaffer" genannt, sind die beständigen Recensenten der springenden Paare, bringen durch ihren Contrast das regsamste Leben in die festliche Unterhaltung, die selten vor Mitternacht endet, — legen den Holzstoß oft so hoch an, daß die kühnsten, geübtesten Springer

stutzen, — höhnen und spotten (ohne eben zu beleidigen), wenn man mit dem Springen eine Weile inne hält, oder wenn ein Waghals, der keck hinübersetzt, einen unglücklichen saltum mortalem macht und entweder in die Flamme oder neben derselben niedertaumelt, — beloben aber mit ohrzerreißendem Jubelrufe den glücklichen Springer, führen ihn zum Schenkwirthe und zechen ihm ein Räuschchen an, — hofiren aber noch tumultuarischer einem kühnen Mädchen, wenn es einen gewagten Sprung thut und erklären sie zur „Kaiserin", wobei natürlich oft dasselbe partheiliche Interesse mitspielt, wie in der Residenz bei der Auszeichnung — einer schönen Tänzerin! —

Die Meinungen über die Entstehung dieses Festes sind getheilt. Die Einen sagen: Das Johannisfest ist ein Geburtsfest*) und die an demselben üblichen erwähnten Gebräuche haben mit den an der Geburtsfeier der Alten gebräuchlichen eine auffallende Aehnlichkeit. Die ersten Christen haben die an der Geburtsfeier der Alten üblichen Gebräuche entlehnt und sie mit einiger Abänderung auf das Geburtsfest des Johannis übertragen. Statt des aus grünem Rasen mit Blumenkränzen geschmückten Altars errichteten sie eine Maie, die sie mit Kränzen, Bändern und anderen Zierathen behingen. Die Alten zündeten ein Feuer auf dem Altar an; die ersten Christen zündeten gleichfalls an diesem Tag ein Feuer an, welches Johannisfeuer hieß. Der sogenannte Johannistopf oder Johannisstrauß, was

*) Des Täufers Johannes.

ist das anders, als die an den Geburtstagen der Alten üblichen Kränze, womit sie sich, den Genius und den aus Rosen errichteten Altar bekränzten und der Johannisengel, ist er nicht offenbar der geschmückte Genius der Alten?

Die Andern behaupten, die Johannisfeuer seyen heidnischen Ursprungs, aus der Zeit nämlich, wo die alten Germanen, gleich den alten Persern (mit denen sie auch die göttliche Verehrung der weißen Pferde ꝛc. gemein hatten), die Sonne, die Quelle des Feuers, als oberste Gottheit und das mit der größten Feierlichkeit, am längsten Tage des Jahres verehrten. Diese Meinung hat die größere Wahrscheinlichkeit für sich.

In alten Urkunden findet man oft den Johannistag geradezu Sunnewende, Sunwinde, Suniethen, Singethen ꝛc. bezeichnet, oder es sind ihm diese Wörter als Beiwörter, zum Unterschied anderer Johannisfeste, beigelegt worden und das Johannisfeuer hat man insbesondere mit dem Namen des Sunwendfeuers bezeichnet. Man findet dieß unter Anderm in den Worten eines alten Geschichtschreibers: „Und das beschah ann einem S. Johannis Abendt zu Sunwenden, und machten da in der Stadt ein Groß-Feuer, oder Sunwendt-Feuer." Und der pirnaische Mönch sagt von den Bauznern: „Als sie nach alder Gewohnheit den Sommer mit Fewer entphingen ꝛc."

Wir können diese Abhandlung nicht schließen, ohne zuvor noch eines Gebrauches zu erwähnen, der jährlich an dem Johannistage statt findet und zu interessant ist, als daß er

übergangen werden sollte. Denn wenn die Bewohner einer Provinz von 1,064,506 Einwohnern und wohl 1200 adlichen Gütern, die zusammen einen Territorialwerth von mehr als 40 Millionen Thalern ausmachen, in eine Provinzialstadt von mittelmäßiger Größe zusammenkommen, um ihre Geld- und auch andere Geschäfte für das ganze Jahr in einem Zeitraume von drei bis vier Tagen zu verrichten, so kann es nicht fehlen, daß dieser Verkehr der Stadt ein ungewöhnliches Ansehen voll Leben und Thätigkeit geben muß und das Ganze zu einem wahren Volksfeste wird.

Dieß Schauspiel stellt Posen jährlich am Johannisfeste vom 24. bis zum 28. Juni dar, in welchem kurzen Zeitraume der gesammte Adel der Provinz und der begüterte Mittelstand hier zusammenkommen, um Zahlungen zu leisten oder zu empfangen und alle mögliche Arten von Contracten abzuschließen, welche der Betrieb ihrer bürgerlichen Geschäfte nur irgend nothwendig macht; eine Gewohnheit, welche die Bequemlichkeit, zur Erleichterung des Geschäftsbetriebes, schon seit Jahrhunderten einführte. In diesen Tagen wächst die Menschenmasse, nach einer mäßigen Berechnung, um zwei Dritttheile und der Zuwachs an Pferden steht damit in ziemlich gleichem Verhältnisse.

Die Bürger schicken sich an, so viele Gäste, als nur möglich, aufzunehmen; jeder Hauswirth, selbst der Stand der Honoratioren nicht ausgenommen, schränkt sich auf ein Dachkämmerchen ein, um für die entbehrlichen, schon vier Wochen zuvor bestellten Zimmer, einen Miethzins von zehn bis hundert Thalern mitzunehmen. Bäcker

und Fleischer, Brauer und Branntweinschenker setzen sich in Bewegung, um hinlängliche Vorräthe für so viele Mäuler anzuschaffen. Die Kaufleute und Apotheker ziehen ihre Rechnungen aus; der Chef des Justizcollegiums vertheilt die Rollen zur Aufnahme der Geschäfte unter die Mitglieder desselben; die Justiz-Commissarien schließen ihre Conto's ab und spitzen die Federn; die Aerzte schneiden Papier in Vorrath zu Recepten und die Conditoren schlagen ihre Eiszelte auf dem Wilhelmsplatz auf. Die Diener der Gerechtigkeit ziehen sich aus ihren Kreisen nach der Hauptstadt zurück, um hier ihre Aufträge mit Bequemlichkeit zu vollstrecken, indem sie sicher sind, ihren Mann, den sie lange vergebens gesucht haben, in diesen Tagen hier zu finden. Das Chor einheimischer Musikanten stimmt seine Instrumente; selbst die Freudenmädchen, deren Zunft um diese Zeit noch durch Schwestern aus Berlin, Warschau und Breslau verstärkt wird, machen ihre festliche Toilette in Erwartung einer reichlichen Ernte und die Juden, welche in Südpreußen durch das Herkommen zu Geschäftsträgern gestempelt sind, umschwärmen gleich einem Bienenschwarme diese mannichfachen Gruppen und verbinden sie zu einem ganzen lebhaften Gemälde des erhöhten städtischen Erwerbfleißes. Polnische und deutsche Schauspieler, Optiker und Zahnärzte, Virtuosen, Prager Musikanten und Dudelsackpfeifer, Kunstbereiter und Kunsthändler, wilde Thiere und Wachsfiguren, Kaufleute und Lyoner Waaren, Liederverkäufer, Bärenführer und Silhouettenzeichner, Weiße, Mohren, Riesen und Zwerge, Ban-

kiers und Klopffechter, Glashändler, Maler, Seiltänzer, Porzelanflicker ꝛc. fahren, reiten und wandern ein, um wenigstens einen kleinen Theil von der in Umlauf kommenden Geldmasse zu erschnappen. Kurz, der Vorabend des Festes beginnt und mit ihm strömen auch von allen Seiten die Bewohner des platten Landes in mannichfacher Absicht zur Hauptstadt: Die Männer — um Güter zu kaufen, oder zu verkaufen, Pachtungen zu übernehmen, Darlehne zu negociiren, Zinsen zu zahlen oder zu empfangen und nebenher — zu trinken. Die Weiber — um Vergnügen aller Art zu genießen, welche die Stadt in diesen Tagen so reichlich darbietet, daß die Tageslänge kaum hinreicht, um alle zu umfassen.

Wer gerichtliche Angelegenheiten hat, benutzt das Johannisfest, um sich von der Lage der Sache zu unterrichten, oder seinen Geschäftsträger für das ganze Jahr mit Instructionen zu versehen und wer geschäftslos zur Stadt kommt, was selten der Fall ist, hascht nach Vergnügen.

Einkäufe öconomischer Bedürfnisse, Veränderungen der Garderobe und des Putzes, Annahme eines Hauslehrers oder Tanzmeisters für die Kinder, selbst Zeitungslectüre, kurz, alle Gattungen von Geschäften, die nicht schlechterdings unaufschieblich sind, werden zum Johannisfeste verspart; ja selbst Kranke, welche zu entfernt von einem Arzte wohnen und theure Reisen nicht bezahlen können, verschieben die Cur, wenn die Krankheit nur einigermaasen zu den chronischen ge-

hört, auf Johannis, um sich alsdann auf eine wohlfeilere Art medicinische Hülfe zu verschaffen.

Am Morgen des Johannistages scheint die Stadt neu bevölkert; denn die Einwohner verlieren sich unter der Menge von Fremden, welche die Eilfertigkeit der Geschäfte unaufhörlich in den Straßen umhertreibt; aus jedem Fenster sieht man neue Gesichter, indeß die alten, wohlbekannten sich in das hinterste Kämmerchen zurückgezogen haben. Der reichere Adel besetzt die Häuser am Ring und an der Wilhelmsstraße; der Mindervermögende sucht in den zunächst an diese gränzenden Straßen unterzukommen und so erstreckt sich die Einquartierung, in verhältnißmäßigen Abstufungen, bis in die entferntesten Vorstädte.

Aus jedem Hause tönt das Geklirre ausgeschütteter Geldbeutel, welches sich in dem Gerassel mannichfach geformter Equipagen verliert, worin die Damen, im Morgenanzuge, von Haus zu Haus fahren, um ihre angekommenen Freundinnen zu besuchen und den langweiligen Vormittag zu verplaudern, oder in den Putzläden einen Theil ihrer Reize für den — Abend einzukaufen; indeß die Männer sich nach ihren Schuldnern umsehen, oder neue Contracte verabreden und — wenn sie selbst mehr Zahlungen zu leisten haben, als ihre mitgebrachte Baarschaft beträgt, sich in Speculationen erschöpfen, um die fehlende Summe herbeizuschaffen, welches, bei den verhältnißmäßig geringen Summen des umlaufenden baaren Geldes, in der That keine Kleinigkeit ist. Juden in zerlumpten Mänteln, die kaum noch durch ein paar Fetzen zusammen-

hängen, tragen mächtige Goldsäcke hinter dem in seinem Staatsrocke voranschreitenden Gutsbesitzer her, mit einer Miene voll Wichtigkeit, welche verräth, wie sehr sich die armen Schächer selbst durch dieses Tragen ihres Abgottes, des Mammons, geehrt fühlen; oder sie laufen athemlos mit Hypothekenscheinen umher, um noch in den letzten Augenblicken Summen zu negociiren, wovon ein Procentchen für die Bemühung sie auf Zeitlebens glücklich machen würde, wenn das Project gelingen sollte, was nur zu selten der Fall ist. Nichts ist lächerlicher, als der Schwindel, womit eine Menge Menschen, die keinen Begriff von dem Gang eines soliden hypothekarischen Darlehnsgeschäftes haben, sich demselben, aus Hoffnung eines ansehnlichen Gewinns, unterziehen.

Ein Hülfsbedürftiger erfährt aus der dritten Hand den Namen eines Geschäftsmannes, der sich mit Geldmäkeln abgiebt und trägt ihm seine Documente hin. Dieser verspricht in ein paar Tagen bestimmte Erklärung des Gläubigers, der das Geld schon bereit liegen haben soll, über das Darlehnsgeschäft und stellt die Documente einem Factor zu, welcher einen sichern Mann weiß, von dem das Geld sogleich negociirt werden kann. Der Factor bedingt sich für seine Bemühung nur ein paar Procent aus, die er mit ein paar Gehülfen theilen muß und giebt die Papiere einem Dritten, der von einem Vierten gehört hat, welcher sichere Kundschaft von einem Manne haben soll, dem ein großes Capital zur Unterbringung gegen leidliche

Bedingungen, das heißt, zehn Procent Abzug vom Capital, angeboten worden.

Von diesem empfängt sie der fünfte und aus dessen Hand wohl gar der sechste Unterhändler, der mit den Papieren athemlos zu demselben Geschäftsmann eilt, welcher sie aus der Hand des Gutsbesitzers empfing. Der Geschäftsmann sieht mit Erstaunen seine eignen Documente und merkt nun wohl, daß er angeführt ist; aber er darf sie nicht behalten, sondern empfängt sie erst durch denselben Zirkel, aus der Hand seines Factors, mit der Nachricht zurück, daß dem Creditor die Sicherheit nicht anstehe, oder das Capital bereits versagt sey; Niemand von den Negocianten erfährt, außer seinem Vordermann, etwas von dem wahren Zusammenhange der Sache und so kommt es, daß dieselbe Farce von denselben Personen, außer dem ersten und letzten Acteur, mehr als einmal wiederholt wird.

Gegen eilf Uhr zieht der Strom des negociirenden Publicums nach dem Regierungsgebäude. Hier ist gleichsam die Börse, wo in den ersten beiden Verkehrstagen die Geschäfte unter den Partheien nur verabredet werden, ehe die gerichtliche Aufnahme erfolgt. Ein verworrenes Geräusch von tausend Stimmen, in polnischer, deutscher, lateinischer und französischer Sprache, betäubt hier die Officianten, die mitten in diesem Gewühl ihre Berufsgeschäfte zu verrichten genöthigt sind. Ein Heer von Supplicanten bestürmt das Präsidium mit Vorstellungen, die einer schleunigen Verfügung bedürfen. Ein Theil hält das Depositorium belagert,

um Zahlungen in Empfang zu nehmen, wozu die Gelder erst aus der Bank eingezogen werden müssen; denn es ist eine Gewohnheitssünde der Nation, selbst dringende Angelegenheiten bis auf die letzte Stunde zu verschieben. Daher werden Executions- und Arrestgesuche, Bitten um Eintragung, Ertheilung eines Hypothekenscheins, Bewilligung eines Darlehns u. s. w. erst angebracht, wenn das Johannisfest schon beginnt und ein Citissime jagt dann das andere. Kaum, daß die Mittagsstunde einen kleinen Stillstand dieses allgemeinen Treibens bewirkt. Die Freuden der Tafel werden nur als Nebensache betrachtet; der Durst nach Geld erstickt selbst den Weindurst und kaum ist das Mittagsbrod verzehrt, so beginnt derselbe Geschäftsdrang von Neuem, bis die Schauspielstunde schlägt, in welcher Lieblinge der höhern und der niedern Stände das geschäftige Publicum zu sanftern Freuden einladen und den ernsthaften Geschäften für den Tag ein Ende machen.

Alle Unternehmer der öffentlichen Belustigungen haben sich so eingerichtet, daß sie sich in Ansehung der Zeit nicht hindern, so, daß das Publicum an einem Tag alle diese Schauspiele besuchen kann und wenn Abends um zehn Uhr die Comödie endigt, wieder ein Pickenick, um die Nacht zu verkürzen, beginnt, eine Einrichtung, die um so mehr Beifall verdient, da der größte Theil der Johannisgäste nicht nach ländlichen Freuden (denn sie leben ja das ganze Jahr auf dem Lande), sondern nach städtischen Vergnügungen dürstet,

wozu die kurze Zeit mit weiser Sparsamkeit genutzt werden muß.

Wer am Tanze kein Vergnügen findet, genießt den schönen Abend auf der Promenade, oder in den Eisbuden auf dem Wilhelmsplatze, während herumziehende Musikanten und Leiermänner vor den hin und wieder noch spät erleuchteten Fenstern ihre Serenaden anzubringen suchen.

Aus allen Schenken und Kneipen, deren Zahl Legion ist, tönt Musik bis zum Dudelsacke herunter, mit wildem Geschreie der Tanzenden vermischt. Hin und wieder taumeln Trunkene nach Hause und lallen das zweitönige Volkslied, welches von den niedern Classen der Nation nur in diesem Zustande gesungen wird.

Der zweite und dritte Tag sehen dem ersten vollkommen ähnlich. Dasselbe Gewühl auf den Straßen, wie im Gerichtshofe. Geld und Vergnügen sind die großen Triebräder, welche diese Masse in beständiger Bewegung erhalten. Jeder strebt, seine Geschäfte so bald, als möglich, zu beendigen, um von dem theuern Pflaster wegzukommen. Ein besonders lebhaftes Schauspiel gewährt der Ring, ein Marktplatz von beträchtlicher Größe. Die ganze Fläche ist mit Wagen, worauf die Bauern Lebensbedürfnisse zu Markte bringen, mit Kramläden, Gartenfrüchten und Producten aller Art so bedeckt, daß die Polizeidiener nur mit Mühe einen fahrbaren Weg offen erhalten können, worin die Passage doch mit jedem Augenblicke stockt. Tausende von Fußgängern suchen zwischen dieser Wagenburg

durchzuschlüpfen. Waaren und Geldsäcke werden hin und hergetragen, — junge Elegants zeigen sich auf einem neuen, geschmackvollen Cabriolet, oder als schulgerechte Reiter den Damen, die an den offenen Fenstern die langsamen Morgenstunden verflüchtigen und auf die oft mühselige Geschäftigkeit der Männer sorglos herabsehen. Auf dem Collegienhause vermehrt sich das Gedränge mit jedem der drei folgenden Tage. Die Verhandlung der Geschäfte beginnt nun; aber mit jedem Tage wird auch der Mangel an Gelde, der den unsichern Geschäftsgang hemmt, fühlbarer und die Verlegenheit wächst. Ein Gutsbesitzer ist so glücklich gewesen, ein großes Darlehn zu negociiren; zwar hat er sich zehn Procent Abzug vom Capital, die Transportkosten des Geldes, die Uebernahme aller gerichtlichen und außergerichtlichen Kosten und einige kleine Douceurs gefallen lassen müssen! — aber was schadet das? das Geld ist hier und liegt für seine Rechnung da, nur verzögert sich die Auszahlung zur Berichtigung des Hypothekenbuchs noch durch irgend einen kleinen Umstand, der sich in 48 Stunden nicht heben läßt; gleich geräth dadurch eine Menge von Geschäften in's Stocken, die schon bis auf die Zahlung abgeschlossen sind und mehr als dreihundert Personen, wovon immer Einer auf den Andern wartet, werden oft dadurch wider ihren Willen in Posen zurückgehalten, wenn schon längst die Stadt von ihren Johannisgästen verlassen ist und verwünschen den Urheber ihrer Leiden; denn Jeder hat, in der gewissen Hoffnung, von seinem Vordermanne bis zu dem hinauf, der das

Darlehn negociirt, an einem bestimmten Tage Geld zu erhalten, wieder einen anderweitigen Contract geschlossen, worin er sich unter einer namhaften Conventionalstrafe zur Zahlung der contractmäßigen Summe auf einen bestimmten Termin verpflichtet. Endlich ist der Anstand gehoben, die Geldfässer öffnen sich und der Silberbach ergießt sich über die dürren Fluren in hundert kleinen Canälen, die immer kleiner und kleiner werden, bis er sich endlich wie ein Staubregen, im Sande verliert und so wenig, als dieser, sonderlichen Nutzen stiftet.

Alle diese Unbequemlichkeiten, die, wenn sich die Masse des baaren Geldes von Jahr zu Jahr vermindern sollte, nur noch drückender werden müssen, sind größtentheils eine Folge des Johannistages, welchen man nun einmal zum allgemeinen Zahlungs- und Rechnungstermin angenommen hat. Es ist freilich nicht zu läugnen, daß diese Einrichtung in einem Lande, dessen geschäftsfähige Einwohner so zerstreut wohnen, viele Vortheile gewährt. Jedermann ist sicher, seine Schuldner, oder Gläubiger am Johannistag in Posen zu treffen; hier ist die Niederlage aller die Güter der ganzen Provinz betreffenden Documente; die Geschäftsmänner sind hier jeden Augenblick bereit, den Unterhandlungen der Partheien die gesetzliche Gültigkeit zu geben; die Zeit ist für den Landmann bequem und wer sie in diesen Tagen zu Abschließung seiner Geschäfte benutzt hat, kann das ganze Jahr des Reisens überhoben seyn. Aber alle diese Vortheile wiegen dennoch den baaren Schaden nicht auf, den Je-

der, welcher zu seinen Geschäften fremden Geldes bedarf, dadurch leidet. Das Geld ist eine Waare, welche, wie jeder Handelsartikel, der gesucht wird, um so höher im Preise steigt, je größer die Concurrenz ist. Wären die Geschäfte, wie es in den übrigen preußischen Provinzen stattfindet, im ganzen Jahre vertheilt, so würden die vermögenden Gutsbesitzer sich nicht genöthigt sehen, selbst bei der depositalmäßigen Sicherheit, die sie für ein Darlehn geben können, Wucherern in die Hände zu fallen, die einen Abzug von zehn Procent vom Capital, ja, jede beliebige Bedingung von ihnen erpressen; weil auf der andern Seite, im Fall das Capital nicht geschafft werden kann, der Verlust für den Eigenthümer vielleicht noch größer als diese Aufopferung ist, indem er sich nun genöthigt sieht, sein Gut durch einen Pfandgläubiger, statt der Zinsen eines Capitals, aussaugen zu lassen, welches mit dem Werthe des Guts in keinem Verhältnisse steht. Alle Gesetze vermögen nichts gegen diesen Wucher; denn der Wucherer läßt sich die auf einen Dritten ausgestellte und in das Hypothekenbuch eingetragene Forderung cediren und genießt seinen Raub mit Sicherheit.

Das Johannisfest zu Schöten.

Zu Ende des zwölften Jahrhunderts lebte in Thüringen, auf der Burg zu Apolleda, jetzt Apolda, der Ritter Wolf von Apellau. Seine Burg war stark und fest, seine Besitzungen groß und weitläufig, sein Name ein Schrecken für die ganze Gegend. Seiner nächsten Umgebung, selbst seinem braven Weib und seiner schönen Tochter Emma, galt er als ein Unmensch, als ein Wüthrich, den heiligen Mönchen als ein Klosterräuber, den reisenden Kaufleuten als ein Wegelagerer und selbst von den Mächtigeren ward er gefürchtet. Wild und trotzig verachtete er schon als Knabe alles, was Regel und Gesetz hieß. Sein Ohr kannte nichts Lieblicheres, als das Gewieher der Rosse, sein Auge nichts Schöneres, als eine durch Fehde auflodernde Burg und sein Geist nichts Ehrenvolleres, als eine starke Faust.

Ein Einziger auf Wolf's Veste besaß seine ganze Liebe und Zuneigung; dieß war Veit, des Ritters

Knappe, ein schöner und tapferer Jüngling. Veit war, kaum einige Jahre alt, als ein vater- und mutterloser Knabe auf die Burg gekommen und mit des Ritters Tochter Emma von dessen liebevoller Gattin Irmengard erzogen worden. Als er emporwuchs, erwarb er sich gar bald durch sein gefälliges und munteres Wesen die Zuneigung und Liebe Aller; selbst der Ritter Wolf ließ ihn, als er größer und stärker wurde, in allen ritterlichen Künsten unterrichten und machte ihn späterhin zu seinem Knappen.

In der Nähe von Apellau, in einem angenehmen Wäldchen an dem Abhang eines Berges, aus dessen Fuße die Quelle des Bonifacius-Brunnens entspringt, wohnte seit langen Jahren ein frommer Waldbruder, Namens Felix. Er war ein wohlthätiger und gastfreier Greis, stand dem Zweifler mit gutem Rathe, dem Hungrigen mit seiner Gabe, dem Kranken mit seinen Genesung bringenden Kräutern und dem verirrten Wanderer mit seiner Hütte bei. Kurz, jede Gelegenheit war dem frommen Manne willkommen, wo er an einem Menschen irgend ein Werk der Liebe und Barmherzigkeit ausüben konnte. Schon seit undenklichen Zeiten war seine Zelle von frommen Brüdern bewohnt worden; ja der heilige Bonifacius selbst soll da gewohnt haben und ein altes Schwert, das noch in der Clause hing, von ihm herrühren.

Zu diesem Eremiten Felix ging die fromme Rittersfrau gar oft und sein Trost war nie vergebens; den Kindern wußte er durch kleine Spenden von Waldbeeren, Blumen und dergleichen immer mehr Zutrauen

und Liebe einzuflößen und bald besuchten sie ihn fast täglich, wo er dann manch' heilig Samenkorn der Religion in ihre für alles Göttliche und Schöne empfänglichen Herzen streute. Veit und Emma hingen, als gelehrige Schüler, mit kindlicher Liebe an dem frommen Siebler und gar zu gern hörten sie seinen Erzählungen zu.

Seit undenklichen Zeiten hauſ'ten in dem Gebiete des Ritters von Apellau im Schilfſumpf am Berg unweit des Weges nach Vierzehnheiligen und Jena ein Paar Lindwürmer. Sie ſetzten die ganze Gegend in Furcht und Schrecken und fügten vorzüglich dem Burgherrn unzähligen Schaden zu; Schafe, Kühe und Pferde auf der Weide wurden von ihnen angefallen, zerriſſen und verſchlungen. Beinah' Niemand wagte mehr den Weg in der Nähe ihres Aufenthaltes zu gehen; denn die Unthiere lauerten Tag und Nacht auf Raub und Viele, die unbeſonnen oder mit der Gefahr unbekannt dieſe Straße zogen, haben ihren väterlichen Heerd nicht wiedergeſehen. Selbſt der Huf- und Waffenſchmied des Ritters Wolf (Niklas), als er Geſchäfte halber nach Kirchberg wanderte, wurde angefallen und aufgezehrt. *) Große Belohnungen hatten die

*) Lange Zeit lag ein Stein, in welchem 2 Lindwürmer und ein Menſchenkopf eingehauen ſind, zum Denkmale dieſer ſchrecklichen That auf dem Brunnengewölbe zu Schöten. Späterhin wurde er nach Apolda gebracht und befindet ſich in der neuen Kirchhofsmauer, nicht weit von der ſogenannten Kirchſchmiede, wo er noch jetzt zu ſehen iſt.

Herren von Apellau geboten, wenn sich Jemand fände, der diese Bestien, eine wahre Geißel der Gegend, umbrächte. Drei Ritter und einige andere Waghälse hatten bereits im Kampfe mit den Ungeheuern ihr Leben eingebüßt und von dieser Zeit an hatte Keiner Lust, sich an die gräulichen Drachen zu wagen und Jammer und Klagen über die Verderber erschollen weit und breit im Lande.

Veit war zum kräftigen und schönen Jüngling und Emma zur schönen Jungfrau herangewachsen; ihre Herzen schlugen jetzt stärker für einander, als sonst. Als Kinder vertrauten sie einander so gern ihre Geheimnisse; damals waren sie so offen und ein Jedes mit der Erfüllung eines Wunsches für das Andere so zuvorkommend; aber jetzt waren ihre Herzen wie verschlossen. Vergebens bemühten sie sich, diese Leidenschaft zu unterdrücken, da sie nur zu gut wußten, daß, wenn der wilde Wolf von Apellau nur das Geringste eines solchen Verhältnisses merken würde, für Beide die furchtbarste Ahndung erfolgen werde. Emma verfiel endlich durch eine so lang unterdrückte Leidenschaft in eine schwere Krankheit, die mit jedem Tage heftiger wurde; doch durch die heilbringenden Kräuter des Waldbruders Felix wurde sie nach und nach wieder hergestellt. Ihr erster Ausgang war in die Burgcapelle, um dem Schutzheiligen derselben, St. Martin, auf den Knieen für ihre Genesung zu danken. Sie war eben im Begriff aufzustehen, als Veit, der ihr mit einem Herzen voll Liebe und Treue nachgeschlichen

war, sie mit seiner Rechten umfaßte und niederkniete. „Emma," rief er aus, „hier vor Gottes Altare schwöre ich Dir ewige unwandelbare Liebe, ewige Treue! Du wirst die Meinige, oder kein irdisches Weib! Schmach, Pein, Verderben und Fluch treffe mich, wenn meine Liebe Dich unglücklich machen sollte! Schwöre mir nun auch, Geliebte!" Weinend sank sie an seine Brust. Veit drückte sie an sein Herz, vergessend, daß sie eines Ritters Tochter sey. Ihm war sie Geliebte, Braut, Himmel, Alles. Erschöpft von Wonnegefühl, legte Emma ihr Haupt auf die Schulter ihres Geliebten. Hundertmal gestanden sie sich ewige Liebe, besiegelten sie mit theuern, heiligen Eiden.

Von dem alten Minnesänger Heimward, der jahrelang durch sein meisterliches Harfenspiel und seinen launigen Gesang dem Ritter Wolf und seinen Spießgesellen bei freudigen Gelagen die Zeit verkürzte, hatte der gelehrige Veit gar bald die Kunst seines Meisters erlernt und wohl meinten Viele, wenn Veit zur Harfe sang, er sey fertiger im Spiel und Sang, als sein Lehrer. Auf Vorbitten der Mutter bei'm Ritter Wolf erlangte Emma die Erlaubniß, sich von Veit die Harfe und den Gesang lehren zu lassen. Dieß hatten die Liebenden schon längst gewünscht, denn nun erst konnten sie sich öfter, ohne lästige Zeugen, sehen und sprechen.

Mehrere Monde waren bereits den Liebenden in unaufhörlichem Wechselgenusse der süßesten Liebe verschwunden. Es war eben die Nacht vor dem heiligen

Johannistag, als Veit und Emma im Burggarten in einer Laube Arm in Arm umschlungen saßen und mit einander beriethen, wie sie nun durch die Flucht der Rache entgehen und zum ersehnten Ziel ihrer Wünsche gelangen könnten. Der Ritter Ulrich von Ehrhardtberga, ein alter Wüstling und Spießgesell des Ritters Wolf, welcher schon längst seine Augen auf die sittige und schöne Emma geworfen hatte, merkte, daß sich Emma entfernte und den Weg nach dem Garten nahm. Er schlich ihr bald nach, um ihr, ohne Zeugen, die Gluth seines Herzens zu gestehen. Die Liebenden waren so unaufmerksam und nur mit sich selbst beschäftigt, daß sie nicht einmal die Tritte des nahenden Ulrich vernahmen. Wie vom Donner geschreckt stand jedoch derselbe, als er das seltsame Gespräch der Liebenden hörte. Lange lauschte sein Ohr; dann ging er aber eiligst, jedoch leise und unbemerkt, in die Burg zurück, raffte den halbberäuschten Wolf von der Tafel weg und führte ihn in den Garten, unterwegs das so eben Gehörte und Gesehene erzählend.

Wüthend und zähneknirschend nahte Wolf der Laube, die die Liebenden barg. Erst, als der so gefürchtete Wolf vor ihnen stand, bemerkten sie ihn. Erschrocken stürzten sie zu dessen Füßen und flehten: „Gnade! Vergebung, bester Vater!" Aber er, der Gefühllose und Unbarmherzige, schleifte Beide unter den heftigsten Verwünschungen durch den Garten in den Burghof. Seine Tochter Emma schloß er selbst in einen Thurm, währenddem der Knappe Veit gefesselt und in das tiefste Gefängniß geworfen wurde.

Die Verurtheilung und Bestrafung seines Knappen hatte sich der vor Wuth und Rache schäumende Wolf für den morgenden Tag vorbehalten.

Unsere Geschichte führt uns jetzt vor die Burg von Apellau, eben in der Stunde, als die blutigen Würfel über Veit's Leben und Tod geworfen werden sollten. Es war ein höchst belebter Anblick. Die aus der umliegenden Gegend herbeieilenden Zuschauer hatten sich bereits an dem gewöhnlichen Richtplatz eingefunden. Jetzt ertönte vom Marktthurme das Armesünderglöcklein, ein Zeichen, daß ein Todesurtheil gefällt werden sollte. Diese düstern Töne, das Signal der herannahenden Procession, erfüllten Aller Herzen mit Grausen, da zumal auch alle Anwesenden Veit herzlich liebten. Jetzt rauschte die Zugbrücke herab und bald langte die Procession am Richtplatz an. Veit wurde nun in den von Rittern und Knappen geschlossenen Kreis geführt und der Fesseln entledigt. Da ertönte des Burgherrn Wolf Stimme: „Vernimm, Du Kind des Todes, Dein Urtheil! Du hast mein Haus, meinen Namen geschändet, hast meine Tochter entehrt, hast also Dein Leben verwirkt, den Tod verdient; Gott sey Deiner Armensünderseele gnädig! Ich habe jedoch Deine Strafe dahin gemildert, daß Dein Blut durch keines Menschen Hand vergossen werden soll. Du machst dich zum Kampfe mit den Lindwürmern bereit! Erwürgst Du sie, so kommst Du im Triumphe zurück, Dein Leben sey Dir dann geschenkt

und den Ritterschlag nebst großen Belohnungen sollst Du ob dieser That erhalten!"

Als nun das Urtheil gefällt war, erhielt Veit Schwert, Spieß und Panzer, auch vier waffenfähige Knechte zur Begleitung.

Auf dem Wege nach dem Schilfsumpfe sprach Veit bei dem frommen Siedler Felix ein, um von ihm Abschied zu nehmen und sich noch dessen väterlichen Segen ertheilen zu lassen. Ströme von Thränen vergoß der fromme Greis, als er das Schicksal der Liebenden vernahm. Doch plötzlich erheiterte sich sein Angesicht; eiligst ging er in seine Hütte und brachte ein altes Schwert zurück, welches er Veit mit den Worten überreichte: „Hier, mein Sohn! nimm hin das Heiligste, das Beste meines Eigenthums; es ist das Schwert des heiligen Bonifacius; mit demselben wirst Du die Lindwürmer erlegen, denn kein irdisches Wesen, keine Gewalt und Kraft vermag demselben zu widerstehen. Doch merke Dir: wenn die Sonne am höchsten steht, liegen die Ungeheuer am Ufer des Sumpfes, sich sonnend und spielend und wenn Du dann von ferne siehst, daß sie sich mit ihren Schwänzen umschlingen, so wisse: das ist die Zeit ihrer Ruhe, ihres Schlafes. Nicht länger als 15 Minuten währet er; dann schleich' Dich eilig hinzu, erfaß mit Kraft und Muth das Schwert und trenne mit einem ritterlichen Schlage beide Schwänze von ihren Körpern; dieß ist ihr Tod; schwarz wird das Blut in die Höhe schießen und im Nu der Sumpf

von ihm gefärbt seyn. Nun geh', mein Sohn! Vertraue Deinem Schutzheiligen, er wird Dir mächtig zur Seite stehen, du wirst siegen; der heilige Bonifacius lege erneuete Kraft in dieß Schwert; Michael und seine heiligen Engel seyen mit Dir, Amen!"

Gestärkt an Leib und Seele nahte Veit dem Schilfsumpfe. Von einer kleinen Anhöhe sah er hinab und erblickte die schrecklichen Gestalten im Sumpfe sich wälzend. Jetzt schien die Sonne ihren höchsten Gipfel erreicht zu haben, heiß brannten ihre Strahlen auf die Erde, kein Lüftchen regte sich. Da ertönte von der nicht fernen Burgwarte die Glocke 12 und bald hierauf wurde in dem nahen Kloster durch den Klang der Glöcklein das Fest des heiligen Johannis laut verkündet. Da sank Veit auf seine Kniee und betete: „O heiliger Johannes! Sey Du heut' mein Schutzgeist, ich gelobe Dir im Angesichte des Himmels ewige Dankbarkeit! Wenn ich siege, so sey jeder zurückkehrende Johannistag mein größter Fest- und Freudentag." Jetzt sah Veit, daß sich die Lindwürmer an das Ufer zurückzogen, sich spielend nach und nach mit ihren Schwänzen umschlangen und nach kurzer Zeit ganz ruhig lagen. Veit mußte eilen, ehe die kurze Zeit ihrer Sinnlosigkeit verschwand. Jetzt stand er vor ihnen, mächtig erhob er seinen Arm und pfeilschnell trennte sein Schwert beider Schwänze von ihren Leibern. Rauschend rollte ihr Blut aus den Adern und wüthend stürzten sie in den Sumpf. Furchtbar zischten sie und die heftigsten Schmerzen empfindend, wälzten sie sich mit Wuth im Schilfe herum. Fürch-

terlich war dieser Anblick! Da lagen sie, die Geißel und das Schrecken der Umgegend; langsamer ging ihr Odem, ihre so gefürchtete Kraft hatte sie verlassen.

Da warf sich Veit nach glücklich vollbrachter That auf die Kniee und lauter Dank entströmte seinen Lippen. Eine große Volksmenge, die ebenfalls nachgefolgt war, stand gaffend an dem Schilfsumpfe, die noch immer sich krümmenden Ungeheuer mit Grausen beschauend. Jetzt kehrte mit Jubel- und Freudengeschrei der Zug nach der Burg zurück. Der Sieger in der Mitte war stattlich mit Eichenlaub geziert und noch einige hundert Schritte vor der Burg wanden die Jungfrauen Kränze aus bunten Kornblumen, um den schönen und tapfern Kämpen noch mehr zu schmücken.

Während Veit so siegreich kämpfte, hatte sich auf der Burg zu Apellau ein großes Unglück ereignet.

Der Ritter Wolf erhielt nämlich die Nachricht, daß kommende Nacht einige Fuhren edlen Frankenweins, für den Keller der heiligen Jungfrauen des Klosters Heusdorf bestimmt, einen Weg ohnweit der Burg passiren müßten. Schnell setzte er sich mit seinen Spießgesellen in Bereitschaft, sich des Weines für seine Tafel zu bemächtigen. Er hatte aber kaum seinen Streithengst bestiegen, als sich dieser zu bäumen anfing; der halbberauschte Wolf wußte ihn nicht zu bändigen und so stürzte er rücklings herab. Halbtodt und am ganzen Körper zerschlagen, brachte man ihn zurück in den Rittersaal.

Wenige Minuten hierauf ertönte im Burghofe der Jubel des Volkes, das den Sieger Veit begleitete. Da fragte mit matter Stimme der Ritter Wolf: was dieß zu bedeuten habe? und als man ihm bedeutete, wie sein Knappe Veit die Ungeheuer im Schilfsumpf erlegt habe und als Sieger wiederkehre, erheiterte sich sein Angesicht und er verlangte, ihn eiligst herzuführen. Veit erschien. Da erhob sich der Ritter Wolf, so weit es ihm möglich war, das Ritterschwert in der Rechten haltend und sprach: „Ihr Alle, Ihr Edlen als auch Ihr Knechte, waret Zeugen, daß ich meinem Knappen Veit den Ritterschlag zu ertheilen versprach, wenn er die Ungeheuer im Schilfsumpf erlege. Er hat mit Rittermuth das Abentheuer, das schon so Vielen das Leben gekostet, bestanden. Er ist des versprochenen Lohnes würdig!" Da kniete Veit nieder und indem ihm Wolf mit matter Hand den Ritterschlag ertheilte, sprach er: „Im Angesichte dieser edlen Versammlung schlage ich Dich zum Ritter. Führe hinfort Dein Schwert zum Schutze der Armen, der Nothleidenden, der bedrängten Unschuld. Ziehe es nie aus der Scheide, um unschuldig Blut zu vergießen, oder Dich durch Raub und Plünderung zu bereichern. Du hast mein Thun und Treiben viele Jahre mit angesehen; drum, willst Du ächt und nach Ritterpflicht handeln, so thue von Allem, was ich gethan habe, das Gegentheil; nur so wirst Du ein Gott und Menschen wohlgefälliges Leben führen, Amen!"

Da erhob sich Veit, faßte Wolf's Rechte und sprach: „Guter Vater! groß ist die Belohnung, die

Ihr mir jetzt ertheilet habt; doch wollt Ihr Euer nahes Ende mit noch einer schönern That krönen, so gebt mir, da Ihr mich nun selbst zu einem mannhaften Ritter gemacht habt, Eure Tochter Emma zur ehrsamen Hausfrau." Emma mußte erscheinen und der fromme Anselmo vollführte im Angesichte der ganzen Versammlung auf Wolf's Befehl die heilige Handlung.

„Nun, Kinder," sprach der Ritter, „wenn ich entschlummert bin, betet fleißig für mich; Manches habe ich aus meinem Schuldbuche getilget, doch lange nicht Alles. O Gott! hätte ich doch Deine strafende Vaterhand schon längst empfunden; weit eher hätte ich mich zu Dir kehren und meinen Wandel ändern wollen; so aber ist der Tag meiner Züchtigung auch der Tag meiner Buße und meines Todes!"

Seine Augen brachen; in wenigen Minuten war sein Geist entflohen. Still ward er in der Gruft seiner Väter beigesetzt.

Schöne Tage im Kreis ihrer Unterthanen zu Apellau blühten nun wieder für die Glücklichen, verlebt im Schooße der Allmutter Natur. Der kleine Veitsdom (nachher Vitzthum von Apolda), womit die junge Rittersfrau Emma ihren Eheherrn beschenkt hatte, vermehrte um ein Großes das Glück der Edlen.

Damit nun der Tag, an welchem Veit die Lindwürmer erlegt hatte (der heilige Johannistag), nicht vergessen werde, so beschloß der Ritter Veit, denselben

zu einem Volksfeste zu machen. Er ließ deßhalb Canäle graben, damit sich das Wasser des Sumpfes verlaufe und die tiefsten Stellen ließ er verschütten; daher erhielt nun auch die Gegend, wo die Ungeheuer gehauset hatten, den Namen Schütten. Die Quelle, die an einer Anhöhe entspringt, ließ der Ritter Veit in die Gestalt eines Brunnens fassen und ertheilte ihm den Namen: Born der Erinnerung. Sumpf, Strauch und Gebüsch verschwanden bald durch die emsige Hand der Arbeiter und munter ertönte jetzt die Schalmei des Hirten, der sich nun ohne Furcht vor den Lindwürmern mit seinen Heerden um den Brunnen lagerte. So ließ der Ritter auch für die Pilger und Reisenden, um das Wasser aus dem Brunnen zu schöpfen, eine eiserne Kelle oder Löffel, an einer Kette befestigt, an denselben hängen. *)

Der von Vielen schon längst ersehnte Johannistag erschien. Von nah und fern hatte sich das Volk bei dem Brunnen eingefunden. Der Ritter Veit erschien mit seiner Familie und vielen herzugeladenen Rittern und Freunden. Die ganze Versammlung hielt zuerst einen Umzug, worauf dann der fromme Felix einige Gebete verrichtete und Veit ohnweit des Brunnens mit eigner Hand eine schlanke, junge Linde in die Erde pflanzte, damit sie Jeden, bis auf die fernsten Nach-

*) Dieser große eiserne Löffel befindet sich noch immer, trotz seines hohen Alters, welches man ihm aber auch ansieht, an dem Brunnen. Das Gemeindesiegel in Schöten führet auch eine Kelle oder Löffel als Zeichen.

kommen, an die allda besiegten Lindwürmer erinnern möchte. Mehrere große Fässer Wein und auch Brod und Fleisch wurde hierauf den Anwesenden zum Besten gegeben. Jetzt ließ sich die Leier hören; da wurde denn vollends der Festtag unter Jubel, Tanz und Gesang beschlossen.

Der Ritter Veit beschloß, seinen Unterthanen zu nützen; er that sich hervor und stiftete unzähliges Gute; Liebe hatte ihn beglückt, Unglück hatte ihn weise, Leiden standhaft, widrige Schicksale theilnehmend an fremdem Unglück gemacht; Menschenliebe und Wohlwollen waren die Grundzüge seines Characters und noch jetzt wird von Vielen sein Andenken gesegnet.

Zu Ende des 13. Jahrhunderts wurde bei'm Borne der Erinnerung der Grund zu einem Dorfe gelegt. Es erhielt den Namen Schütten, nach der Stelle, auf welcher es erbaut wurde *).

Späterhin verkauften die Schenken von Apolda die Flur nebst dem Dorfe Schütten an das Kloster Heusdorf. Lange Zeit wurde der Johannistag bei'm Borne der Erinnerung als Volksfest gefeiert. Auch die Oeconomen von Apolda feierten alljährlich ihr Hegemahl bei'm Brunnen.

Ein jeder Nachbar zu Schöten war verpflichtet, den Oeconomen ein Brod zu reichen, welches sie in

---

*) Jetzt wird es jedoch Schöten genannt und geschrieben, wiewohl es in der Sprache des Volks immer noch jenen alten Namen führt.

Stücken brachen, in das klare und sehr gesunde Wasser des Brunnens warfen und, nachdem es geweicht war, mit der am Brunnen hängenden eisernen Kelle, gleich einer Leckerspeise, aus dem Wasser fischten und aßen. Mann und Roß waren mit grünen Zweigen geschmückt. Als jedoch vor ohngefähr 80 Jahren einer dieser Reiter bei'm Zurückreiten vom Pferde stürzte und todt blieb, wurde die fernere Feier des Hegemahls bei'm Borne der Erinnerung untersagt. Vor längerer Zeit pflegte man auch bei dem am Johannisfeste stattgefundenen Umzug einen jungen, lustigen Burschen zu verkleiden, ihn mit Eichenlaub, Kornblumen und Kränzen zu schmücken; seine Rechte zierte ein Schwert, mit Blumenguirlanden umwunden. Er sollte den Sieger Veit vorstellen. Da aber im Jahr 1768 am Johannistage während des Umzuges ein so schreckliches Schloßen- und Hagelwetter entstand, daß auch kein Halm der Feldfrüchte in der Schötener Flur mehr zu sehen war, so soll der damalige Pfarrer befohlen haben, den Umzug mit dem Kornblumen-Mann einzustellen.

Bloß die Schuljugend und die Kleineren feiern seit jener Zeit auf eine anständige Weise das Johannisfest. Die Kinder ziehen nämlich, einige geistliche Liederverse singend, von Haus zu Haus. Sie erhalten dafür Geld, Eier und dergleichen, wovon sie sich des Nachmittags ein kleines Fest bereiten. Alle Kinder sind festlich gekleidet; in der Hand halten sie einen 3 Ellen langen weißen Stab, oben mit einem Kreuz, an welchem ein schöner Kornblumenkranz hängt; der

Stab ist mit Blumenguirlanden umwunden. Der Brunnen selbst ist auf's Schönste geschmückt. Ein Kinderfest, wie dieses, das in keiner Hinsicht die Gemüther der Kleinen verderben kann und manche Scene, vor vielen Jahrhunderten geschehen, in die Herzen der dasigen Bewohner zurückruft, wird gewiß von Jedem gebilligt werden.

Die von dem Ritter Veit ohnweit des Brunnens gepflanzte Linde wurde im Jahr 1770, da sie den Umsturz drohte, abgehauen. Eine, an die nämliche Stelle gesetzte junge Linde soll das Andenken an die allhier bekämpften Lindwürmer erneuen und erhalten.

Gar gern erzählt in langen Winterabenden die Mutter den Kleinen von dem tapfern Veit und den Lindwürmern, oder auch von dem heiligen Bonifacius und dem frommen Einsiedler Felix und selten wandelt ein Fremdling vorüber, ohne die Kelle zu schauen und mit ihr einen Trunk aus dem Borne der Erinnerung zu schöpfen.

Das St. Rochusfest zu Bingen.

Zu des Rhein's gestreckten Hügeln,
Hochgesegneten Gebreiten,
Auen, die den Fluß bespiegeln,
Weingeschmückten Landesweiten,
Möget, mit Gedankenflügeln,
Ihr den treuen Freud begleiten.

Goethe.

Von Bingen heraufwärts erstreckt sich nahe am Strom ein Hügel gegen das obere flache Land. Er läßt sich als Vorgebirge in alten, höhern Wassern denken. An seinem östlichen Ende sieht man eine Capelle, dem heiligen Rochus gewidmet, welchem alljährlich, am 16. August, ein Fest gefeiert wird, das zum wahren Volksfeste geworden ist. Eine Reise führte uns (1816) an den Rhein; an dem Gedächtnißtage des St. Rochus waren wir in Bingen und eilten zur Capelle, ehe noch das Fest begann. Reger und reger wird jetzt das Treiben. Nun ergreift uns das Gewühl; tausend und abertausend Gestalten streiten sich um unsere Aufmerksamkeit. Diese Völkerschaften sind an Kleidertrachten nicht auffallend verschieden, aber von

der mannichfachsten Gesichtsbildung. Das Getümmel jedoch läßt keine Vergleichung aufkommen; allgemeine Kennzeichen sucht man vergebens in dieser augenblicklichen Verworrenheit, man verliert den Faden der Betrachtung, man läßt sich in's Leben hineinziehen.

Eine Reihe von Buden, wie ein Kirchweihfest sie fordert, stehen unfern der Capelle. Voran geordnet sieht man Kerzen, gelbe, weiße, gemalte, dem verschiedenen Vermögen der Weihenden angemessen. Gebetbücher folgen, Officium zu Ehren des Gefeierten. Rosenkränze aller Art fanden sich häufig; sodann war aber auch für Wecken, Semmeln, Pfeffernüsse und mancherlei Buttergebackenes gesorgt, nicht weniger für Spielsachen und Galanteriewaaren, Kinder verschiedenen Alters anzulocken.

Processionen dauerten fort. Dörfer unterschieden sich von Dörfern; der Anblick hätte einem ruhigen Beobachter wohl Resultate verliehen. Im Ganzen durfte man sagen: die Kinder schön, die Jugend nicht, die alten Gesichter sehr ausgearbeitet; mancher Greis befand sich darunter. Sie zogen mit Angesang und Antwort, Fahnen flatterten, Standarten schwankten, eine große und größere Kerze erhob sich Zug für Zug. Jede Gemeinde hatte ihre Mutter Gottes, von Kindern und Jungfrauen getragen, neu gekleidet, mit vielen rosenfarbenen, reichlichen, im Winde flatternden Schleifen geziert. Anmuthig und einzig war ein Jesuskind, ein großes Kreuz haltend und das Marterinstrument freundlich anblickend. „Ach," rief ein zartfühlender Zuschauer, „ist nicht jedes Kind, das fröhlich

in die Welt hineinsieht, in demselben Falle!" Sie hatten es in neuen Goldstoff gekleidet und es nahm sich, als Jugendfürstchen, gar hübsch und heiter aus.

Eine große Bewegung aber verkündet: nun komme die Hauptprocession von Bingen herauf. Man eilt, den Hügelrücken hin, ihr entgegen. Und nun erstaunt man auf einmal über den schönen, herrlich veränderten Landschaftsblick in eine ganz neue Scene. Die Stadt, an sich wohl gebaut und erhalten, Gärten und Baumgruppen um sie her, am Ende eines wichtigen Thales, wo die Nahe herauskommt. Und nun der Rhein, der Mäusethurm, die Ehrenburg. Im Hintergrunde die ernsten und grauen Felswände, in die sich der mächtige Fluß eindrängt und verbirgt.

Die Procession kömmt bergauf, gereiht und geordnet wie die Uebrigen. Vornweg die kleinsten Knaben, Jünglinge und Männer hinterdrein. Getragen der heiliche Rochus, in schwarzsammtnem Pilgerkleide, dazu, von gleichem Stoff, einen langen, goldverbrämten Königsmantel, unter welchem ein kleiner Hund, das Brod zwischen den Zähnen haltend, hervorschaut. Folgen sogleich mittlere Knaben in kurzen, schwarzen Pilgerkutten, Muscheln auf Hut und Kragen, Stäbe in Händen. Dann treten ernste Männer heran, weder für Bauern noch Bürger zu halten. An ihren ausgearbeiteten Gesichtern glaub' ich Schiffer zu erkennen, Menschen, die ein gefährliches, bedenkliches Handwerk, wo jeder Augenblick sinnig beachtet werden muß, ihr ganzes Leben über sorgfältig betreiben.

Ein rothseidner Baldachin wankte herauf; unter ihm verehrte man das Hochwürdigste, vom Bischofe getragen, von Geistlichen würdig umgeben.

Sollte ich aber die allgemeinsten Eindrücke kürzlich aussprechen, die alle Processionen bei mir zurückließen, so würde ich sagen: die Kinder waren sämmtlich froh, wohlgemuth und behäglich, wie bei einem neuen, wundersamen, heitern Ereignisse. Die jungen Leute dagegen traten gleichgültig anher. Denn sie, in böser Zeit geboren, konnte das Fest an nichts erinnern und wer sich des Guten nicht erinnert, hofft nichts! Die Alten aber waren alle gerührt, wie von einem glücklichen, für sie unnütz zurückkehrenden Zeitalter. Hieraus ersehen wir, daß des Menschen Leben nur in so fern etwas werth ist, als es eine Folge hat.

Nun aber ward von diesem edlen und vielfach würdigen Hervorschreiten der Betrachter unschicklich abgezogen und weggestört, durch einen Lärm im Rücken, durch ein wunderliches, gemein-heftiges Geschrei. Auch hier wiederholte sich die Erfahrung, daß ernste, traurige, ja schreckliche Schicksale oft durch ein unvorhergesehenes, abgeschmacktes Ereigniß, wie von einem lächerlichen Zwischenspiel, unterbrochen werden.

An dem Hügel rückwärts entsteht ein seltsames Rufen; es sind nicht Töne des Haders, des Schreckens, der Wuth, aber doch wild genug. Zwischen Gestein, Busch und Gestrüpp irrt eine aufgeregte, hin und wiederlaufende Menge, rufend: Halt! — hier! — da! — dort! — nun! — hier! — nun heran! — so schallt es mit allerlei Tönen; Hunderte beschäftigen

sich laufend, springend, mit hastigem Ungestüm, wie jagend und verfolgend. Doch gerade in dem Augenblick, als der Bischof mit dem hochwürdigen Zuge die Höhe erreicht, wird das Räthsel gelöst.

Ein flinker, derber Bursche läuft hervor, einen blutenden Dachs behaglich vorzuweisen. Das arme, schuldlose Thier, durch die Bewegung der andringenden frommen Menge aufgeschreckt, abgeschnitten von seinem Baue, wird, am schonungsreichsten Feste, von den immer unbarmherzigen Menschen im segenvollsten Augenblicke getödtet.

Gleichgewicht und Ernst war jedoch alsobald wieder hergestellt und die Aufmerksamkeit auf eine neue, stattlich heranziehende Procession gelockt. Denn, indem der Bischof nach der Kirche zuwallte, trat die Gemeinde von Bidenheim, so zahlreich als anständig, heran. Auch hier mißlang der Versuch, den Character dieser einzelnen Ortschaft zu erforschen. Wir, durch so viel Verwirrendes verwirrt, ließen sie in die immer wachsende Verwirrung ruhig dahinziehen.

Alles drängte sich nun gegen die Capelle und strebte zu derselben hinein. Wir, durch die Wege seitwärts geschoben, verweilten im Freien, um an der Rückseite des Hügels der weiten Aussicht zu genießen, die sich in das Thal eröffnet, in welchem die Nahe ungesehen heranschleicht. Hier beherrscht ein gesundes Auge die mannichfaltigste, fruchtbarste Gegend, bis zu dem Fuße des Donnersbergs, dessen mächtiger Rücken den Hintergrund majestätisch abschließt.

Nun wurden wir aber sogleich gewahr, daß wir uns dem Lebensgenusse näherten. Gezelte, Buden, Bänke, Schirme aller Art standen hier aufgereiht. Ein willkommener Geruch gebratenen Fettes drang uns entgegen. Beschäftigt fanden wir eine junge, rührige Wirthin, umgehend einen glühenden weiten Aschenhaufen, frische Würste — sie war eine Metzgers-Tochter — zu braten. Durch eignes Handreichen und vieler flinker Diener unablässige Bemühung, wußte sie einer solchen Masse von zuströmenden Gästen genug zu thun.

Auch wir, mit fetter, dampfender Speise, nebst frischem, trefflichen Brode reichlich versehen, bemühten uns, Platz an einem geschirmten langen, schon besetzten Tische zu nehmen. Freundliche Leute rückten zusammen und wir erfreuten uns angenehmer Nachbarschaft, ja liebenswürdiger Gesellschaft, die von dem Ufer der Nahe zu dem erneuten Feste gekommen war. Muntere Kinder tranken Wein, wie die Alten. Braune Krüglein, mit weißem Namenszuge des Heiligen, rundeten im Familienkreise. Auch wir hatten dergleichen angeschafft und setzten sie wohlgefüllt vor uns nieder.

Niemand schämt sich der Weinlust, ja sie rühmen sich einigermaasen des Trinkens. Hübsche Frauen gestehen, daß ihre Kinder mit der Mutterbrust zugleich Wein genießen.

Da ergab sich nun der große Vortheil solcher Volksversammlung, wenn durch irgend ein höheres Interesse, aus einem großen weitschichtigen Kreise, so viele einzelne Strahlen nach einem Mittelpuncte gezogen wer-

den. Heitere und ernste, belehrende Gespräche kreuzten sich.

Indessen steht manche Gesellschaft gleichgültig auf, den fast unübersehbaren Tisch verlassend: Andere grüßen und werden gegrüßt; so verliert sich die Menge nach und nach. Nur die Zunächstsitzenden, wenige wünschenswerthe Gäste zaudern, man verläßt sich ungern, ja man kehrt einigemal gegen einander zurück, das angenehme Weh' eines solchen Abschiedes zu genießen und verspricht endlich, zu einiger Beruhigung, unmögliches Wiedersehen.

Eine neue Bewegung deutet auf neues Ereigniß; man eilt zur Predigt, alles Volk drängt sich nach der Ostseite. Eine steinerne Kanzel, außen an der Kirchmauer auf Kragsteinen getragen, ist nur von Innen zugänglich. Der Prediger tritt hervor, ein Geistlicher in den besten Jahren. Die Sonne steht hoch, daher ihm ein Knabe den Schirm überhält. Er spricht mit klarer, verständlicher Stimme einen rein verständlichen Vortrag.

Die Predigt endigte und nun kehrt der Bischof zur Kirche zurück; was drinnen vorgegangen, blieb uns verborgen. Den Widerhall des Tedeum's vernahmen wir von Außen. Das Ein- und Ausströmen der Menge war höchst bewegt; das Fest neigte sich zu seiner Auflösung. Die Processionen reihten sich, um abzuziehen; die Bidenheimer, als zuletzt angekommenen, entfernten sich zuerst. Wir sehnten uns aus dem Wirrwarr und zogen deßhalb mit der ruhigen, ernsten Binger-Procession hinab. — — —

Die Geschichte des Heiligen, dem man zu Ehren dieses Fest feiert, wird uns gewöhnlich auf folgende Art überliefert.

St. Rochus, ein Bekenner des Glaubens, war aus Montpellier gebürtig und hieß sein Vater Johann, die Mutter aber Libera und zwar hatte dieser Johann nicht nur Montpellier, sondern auch noch andere Orte unter seiner Gewalt, war aber ein frommer Mann und hatte lange Zeit ohne Kindersegen gelebt, bis er seinen Rochum von der heiligen Maria erbeten und brachte das Kind ein rothes Kreuz auf der Brust mit auf die Welt. Wenn seine Eltern fasteten, mußte er auch fasten und gab ihm seine Mutter an solchen Tagen nur ein Mal ihre Brust zu trinken. Im fünften Jahre seines Alters fing er an, sehr wenig zu essen und zu trinken; im zwölften legte er allen Ueberfluß und Eitelkeit ab und wendete sein Taschengeld an die Armen, denen er sonderlich viel Gutes that. Er bezeigte sich auch fleißig im Studiren und erlangte bald großen Ruhm durch seine Geschicklichkeit, wie ihn denn auch sein Vater auf seinem Todbette durch eine bewegliche Rede, die er an ihn hielt, zu allem Guten vermahnte. Er war noch nicht zwanzig Jahr alt, als seine Eltern gestorben, da er denn alle sein ererbtes Vermögen unter die Armen austheilte, das Regiment über das Land niederlegte, nach Italien reis'te und zu einem Hospitale kam, darinnen Viele an ansteckenden Krankheiten lagen, denen er aufwarten wollte und ob man ihn gleich nicht alsobald hineinließ, sondern ihm die Gefahr vorstellte, so

hielt er doch ferner an und als man ihn zu den Kranken ließ, machte er sie alle durch Berührung mit seiner rechten Hand und Bezeichnung mit dem heiligen Kreuze gesund. Sodann begab er sich ferner nach Rom, befreite auch allda, nebst vielen Andern, einen Cardinal von der Pest und hielt sich in die drei Jahre bei demselben auf.

Als er aber selbst endlich auch mit dem Uebel befallen wurde und man ihn in das Pesthaus zu den Andern brachte, wo er, wegen grausamer Schmerzen, manchmal erschrecklich schreien mußte, ging er aus dem Hospital und setzte sich außen vor die Thüre hin, damit er Andern durch sein Geschrei nicht beschwerlich fiele und als die Vorbeigehenden solches sahen, vermeinten sie, es wäre aus Unachtsamkeit der Pestwärter geschehen; als sie aber hernach das Gegentheil erfuhren, hielt ihn Jedermann für thörig und unsinnig und so trieben sie ihn zur Stadt hinaus, da er denn, unter Gottes Geleit, durch Hülfe seines Stabes, allgemach in den nächsten Wald fortkroch. Als ihn aber der große Schmerz nicht weiter fortkommen ließ, legte er sich unter einen Ahornbaum und ruhte daselbst ein Wenig, da denn neben ihm ein Brunnen entsprang, daraus er sich erquickte.

Nun lag nicht weit davon ein Landgut, wohin sich Vornehme aus der Stadt geflüchtet, darunter einer, Namens Gotthardus, welcher viele Knechte und Jagdhunde bei sich hatte. Da ereignet sich aber der sonderbare Umstand, daß ein sonst sehr wohlgezogner Jagdhund ein Brod vom Tische wegschnappt und

davon läuft. Obgleich abgestraft, ersieht er seinen Vortheil den zweiten Tag wieder und entflieht glücklich mit der Beute. Da argwohnt der Graf irgend ein Geheimniß und folgt mit den Dienern.

Dort finden sie denn unter dem Baume den sterbenden frommen Pilger, der sie ersucht, sich zu entfernen, ihn zu verlassen, damit sie nicht von gleichem Uebel angefallen würden. Gotthardus aber nahm sich vor, den Kranken nicht eher von sich zu lassen, als bis er genesen wäre und versorgte ihn zum Besten. Als nun Rochus ein Wenig wieder zu Kräften kam, begab er sich eilends nach Florenz, heilte daselbst Viele von der Pest und wurde selbst durch eine Stimme vom Himmel völlig wiederhergestellt. Er beredete auch Gotthardum dahin, daß dieser sich entschloß, mit ihm seine Wohnung in dem Wald aufzuschlagen und Gott ohne Unterlaß zu dienen, welches auch Gotthardus versprach, wenn er nur bei ihm bleiben wollte, da sie sich denn eine geraume Zeit mit einander in einer alten Hütte aufhielten und nachdem endlich Rochus Gotthardum zu solchem Eremitenleben genugsam eingeweiht, machte er sich abermals auf den Weg und kam nach einer beschwerlichen Reise glücklich wieder nach Hause und zwar in seiner Stadt, die ihm ehemals zugehört und die er seinem Vetter geschenkt hatte. Allda nun wurde er, weil es Kriegszeit war, für einen Kundschafter gehalten und vor den Landesherrn geführt, der ihn, wegen seiner großen Veränderung und armseligen Kleidung, nicht mehr kann-

te, sondern in ein hart Gefängniß setzen ließ. Er aber dankte seinem Gott, daß er ihn allerlei Unglück erfahren ließ und brachte fünf ganzer Jahre im Kerker zu; wollte es auch nicht einmal annehmen, wenn man ihm etwas Gekochtes zu essen brachte, sondern kreuzigte noch dazu seinen Leib mit Wachen und Fasten. Als er merkte, daß sein Ende nahe sey, bat er die Bedienten des Kerkermeisters, daß sie ihm einen Priester holen möchten. Nun war es eine sehr finstere Gruft, wo er lag; als aber der Priester kam, wurde es helle, darüber sich dieser höchlich wunderte, auch, sobald er Rochum ansah, etwas Göttliches an ihm erblickte und vor Schrecken halbtodt zur Erde fiel, auch sich sogleich zum Landesherrn begab und ihm anzeigte, was er erfahren und wie Gott wäre sehr beleidigt worden, indem man den frömmsten Menschen so lange Zeit in einem so beschwerlichen Gefängniß aufgehalten. Als dieses in der Stadt bekannt worden, lief Jedermann häufig nach dem Thurme. St. Rochus aber wurde von einer Schwachheit überfallen und gab seinen Geist auf. Jedermann aber sah, durch die Spalten der Thüre, einen hellen Glanz hervordringen; man fand auch bei Eröffnung den Heiligen todt und ausgestreckt auf der Erde liegen und bei seinem Haupt und Füßen Lampen brennen; darauf man ihn, auf des Landesherrn Befehl, mit großem Gepränge in die Kirche begrub. Er wurde auch noch an dem rothen Kreuze, so er auf der Brust mit auf die Welt gebracht hatte, erkannt und war ein großes Heulen und Lamentiren hierüber entstanden.

Solches geschah im Jahr 1327, den 16. August und ist ihm auch nach der Zeit zu Venedig, allwo nunmehr sein Leib verwahret wird, eine Kirche zu Ehren erbaut worden. Als nun im Jahr 1414 zu Constanz ein Consilium gehalten wurde und die Pest allda entstand, auch nirgend Hülfe vorhanden war, ließ die Pest alsobald nach, sobald man diesen Heiligen anrief und ihm zu Ehren Processionen anstellte.

Anhang.

Reminiscenzen

einiger

Belustigungen und Spiele.

Digitized by Google

Belustigungen und Spiele aus dem Innkreise.

Belausche den unbefangenen Sohn der Natur, mit welchen Mienen und Geberden er sich der freien Geselligkeit und Freude hingiebt, so hast Du den tiefsten Blick in sein Inneres gethan. In Lust und Spiel liegt eine Art Trunkenheit, worin sich Temperament und Character, Bildung und Gesinnung um so klarer nach Außen spiegeln, je glühender die innere Leidenschaftlichkeit kocht. Belausche den Anwohner des Inns zuvörderst bei seinen Pferderennen, an denen er mit besonderer Vorliebe hängt und zwar seit Jahrhunderten schon. In dieser Beziehung ist der Innkreis ein wahres en miniature: es giebt da kaum eine Dorfschenke, geschweige einen größeren Flecken, wo nicht jährlich ein Pferderennen (Laufen genannt) mit verhältnißmäßigen Gewinnsten und unter leidenschaftlichen Wetten abgehalten würde. Man reitet hier

stets auf ungesattelten Pferden, ohne die Reitbuben gegenseitig abzuwägen und durch Beschweren die Bürden der Pferde einander gleich zu machen. Auch wird es allenthalben für gültig erkannt, wenn ein Pferd (Rennroß) ohne einen Reiter mitläuft, gleichwie ein Pferd, wenn der Bube herabgefallen ist, seine angemessene Prämie gewinnt, wenn es vorschriftmäßig gelaufen und das ausgesteckte Ziel (die Streu) erreicht hat. Die ersten Prämien in den größern Orten: Braunau, Schärding, Ried ꝛc., sind zwischen 18 und 20 Gulden C. M., in den kleinern Orten über 3 bis 6 Gulden C. M., dann stufenweise abwärts; alle Gewinnste sind mit verhältnißmäßig schönen seidenen Fahnen verbunden, die sammt ihrem silbernen Schmucke schon acht Tage früher zur lockenden Schau ausgehängt werden. Alle übrigen Umstände, welche diese Volksbelustigungen begleiten, sind von der Art, wie sie allenthalben bekannt sind, daher ich sie übergehe.

Das Ochsenrennen

kommt wohl weit seltener auf den Schauplatz allgemeiner Belustigung; doch gewährt es oft noch mehr Unterhaltung, als jenes. Man reitet diese Thiere ohne Sattel und Zaum und manchen, wenn sie wilderer Natur sind, werden bei diesem possierlichen Ritte die Augen verhüllt.

Das Rennschlittenfahren

ist gleichsam das Gegenstück vom Pferderennen; denn man spannt gewöhnlich dieselben Pferde, die im Sommer wackere Renner waren, im Winter an leichte, flüchtige Schlit-

ten, welche ihre Bahn unter großen Wetten meistens in der Runde beschreiben.

Das Ringelstechen

erinnert an die alte Ritterzeit. Man spannt nämlich, wie bei'm Gansreiten (siehe Seite 335), ein Seil quer und straff über eine Straße, befestigt daran mit einer ziemlich starken Schnur einen metallenen Ring, reitet, wie dort, aus einer gewissen Entfernung und im schnellsten Trabe unter dem Seile durch und sticht in diesem Augenblicke mit einer spitzigen Lanze nach jenem Ringe, den die Gewandtheit nicht bloß im Mittel treffen, sondern die Kraft des Armes auch von der Schnur losreißen muß, um sich, nach gemachten Einlagen, eine ausbedungene Prämie zu verdienen.

Das Baumsteigen

ist wahrhaft eine herkulische Arbeit. Ein roher Waldstamm von etwa 40 Fuß Höhe wird von seinen Aesten bis an die Krone befreit, dann abgeschält und an der ohnedieß glatten Oberfläche ganz mit Fett und Unschlitt eingerieben, endlich an der Krone mit Prämien ausgeschmückt, wovon die ersten zu oberst hängen und an einem freien Platze senkrecht aufgerichtet. Die Kletterer dürfen kein anderes Werkzeug oder Erleichterungsmittel gebrauchen, als Pech und Asche.

Das Sacklaufen, wie das Hosenlaufen

sind so ganz geeignet, das Zwerchfell im Innersten zu erschüttern und den Lachenden fast alles Athems zu

berauben. Im ersten Falle stehen alle Wettläufer in engen Säcken, die ihnen am Halse zusammen gebunden werden. Sie können also eigentlich nicht laufen, sondern nur springen und zwar mit beiden Füßen zugleich. Wer fällt, kann sich allein nicht mehr aufrichten und bleibt auch so lange auf der Bahn liegen, zum Spott Aller, bis das Wettspiel vorüber ist, d. h., bis alle Sackspringer das ausgesteckte Ziel erreicht haben. Im zweiten Falle gesellen sich die Preislustigen paarweise zusammen, wovon der Eine mit dem rechten, der Andere mit dem linken Fuß in Ein Beinkleid (Hosen) steigt, welches dann um die Lenden Beider fest zugeschnürt wird. Das ist wohl ein wirkliches Laufen; doch müssen die verschiedenen Paare durchaus gleichen Schritt à tempo halten, sonst hemmen sie sich, oder fallen zum Gelächter Aller und müssen auch auf jede Prämie Verzicht leisten.

Das Bockschieben

ist ein Kegelspiel, wo ein fetter, possierlich aufgeputzter Bock eben so zur Preisbewerbung ausgestellt ist, wie bei den Griechen ein τραγος für das beste Trauerlied. Die besondere Art jenes Kegelspiels heißt: Pudel, im Gegensatze von der gewöhnlichen Art, die Langaus heißt

Das Ringen

ist ein Athleten-Spiel und nicht sowohl dem Boxen der Engländer, als vielmehr dem bekannten Robeln

der Tyroler ähnlich. Alle anderen Spiele haben entweder nichts Eigenthümliches mehr an sich, oder sie lassen keine allgemeine öffentliche Theilnahme zu, daher ich einige von ihnen nur kurz andeuten will.

Das Scheibenschießen mit Kugeln oder Bolzen; das Eisschießen mit sogenannten Eisstöcken und zwei Marken, welche Tauben oder Geleger heißen; das Wettlaufen, wie im Prater bei Wien; der Hahnenschlag, wie fast allenthalben; das Faustschieben ist eine athletische Kraftanstrengung, wobei man die geballten Hände über einem Tische zusammenschiebt und so lang entgegentaucht, bis der Schwächere seinen erlahmten Arm zurückzieht. Das Nägelschlagen ist ein Cyklopenspiel, wobei große eiserne Nägel mittelst eines Hammers in einen harten Pflock um die Wette geschlagen werden. Das Berntreiben, wobei man mit knotigen Stöcken einen hölzernen Keil oder Stein auf eine gewisse Entfernung um die Wette schlägt oder treibt. Das Stockschlagen, das Eckum, die Schneiderscheere ꝛc. sind meistens schon Kinderspiele.

Volksvergnügungen in Baiern.

Außer dem, wie in Oesterreich gebräuchlichen, Hosen- und Sacklaufen ist das Tellerlaufen sehr im Schwange. Jeder Mitspielende setzt nämlich einen runden hölzernen Teller auf den Kopf und legt auf denselben einige rund abgeschälte Rüben, von denen er während des angestellten Laufes keine verlieren darf. Wer nun bei allen diesen Hindernissen zuerst an das bestimmte Ziel kommt, trägt den Preis davon.

Ein renommirtes Volksfest in der Nähe von München ist der sogenannte Keferloher Viehmarkt, welcher jedes Jahr am ersten Montag im September abgehalten wird; vorzüglich Fohlen werden hierher gebracht. Es wird hier von vielen tausend Menschen ein reges Bivouacleben geführt und es besteht eine herkömmliche Observanz von Ungebundenheit, resp. Grobheit, welche zum Sprichworte geworden ist: das ist keferlohisch, d. h., flegelhaft.

Eben so werden die Leonhardstage festlich begangen. Die Bauern bringen nämlich ihre Pferde zu einer dem heiligen Leonhard geweiheten Capelle und reiten sie dreimal um dieselbe, was zum Gedeihen der Pferde, deren Schutzpatron der heilige Leonhard ist, beitragen soll. Zugleich ist mit dieser Festlichkeit ein Markt und sonstige Volkslustbarkeiten verbunden.

Der Metzgersprung in den Brunnen auf dem Schrannenplatze bildet zu München alljährlich seit undenklichen Zeiten den Wendepunct der Faschingsperiode. Ohne moccolo und ohne confetti geht dieser Carnevalsact in München unter einem Zulaufe von vielen Hunderten vor sich. Da man die römischen confetti nicht kennt und noch viel weniger zu streuen gedenkt, läßt man sich von den rüstigen Fleischerjungen, welche von ihrer Meisterschaft freigesprochen werden und den Grad der Metzgergesellen — also eine espêce Doctorgrad — erlangen, mit einer Dosis Wasserfluth begießen. Man könnte dieses Fest das hydropathische nennen, denn die eiskalten Wassertropfen, die aus Bechern und Gläsern über die Köpfe hinfliegen und mancher Dame die glühende Wange kühlen, geben eine augenblickliche wohlthätige Erfrischung und dem von Carnevalsnächten getrübten Auge die erwünschte Klarheit. Die geschworenen Wassertrinker und Hydropathen sehen mit sympathetischer Behaglichkeit dem muthigen Sprunge der muskelderben Jungen zu, die kopfüber dem kalten Elemente sich in die Arme

werfen und nach vollbrachtem Sprunge ein Glas Rheinwein, im Angesichte der versammelten Menge, jubelnd leeren.

Ein anderes Fest in München ist, daß, nach einem altherkömmlichen Privilegium, die Schäffler (Böttcher) von sieben zu sieben Jahren ihre Reiftänze in den Straßen der Stadt aufführen.

Volksfeste aus Tyrol und der Schweiz.

Ein ächtes Volksfest ist die Zurückkunft der Heerden von den Alpen. Ein Hirt im Feierkleide, mit einem Stab, eröffnet den Zug und ihm folgt die beste Kuh, geschmückt mit Blumen und einer großen Schelle; — dann kommen die übrigen Kühe, alle bekränzt und nach ihnen der Gatterer oder Wächter der Kälber, der Geißer oder Ziegenhirt mit seiner Heerde, der Schafer oder Schafhirt, und den Schluß macht die Saudirne oder Schweinehüterin mit ihren borstigen Unterthanen und der ganze Haufe der Zuschauer — unter Musik der Alpenflöte und dem Gesange fröhlicher heimathlicher Lieder — die lebendigste Idylle, wie sie im ganzen Geßner nicht zu finden ist.

Gleich festlich wird der Hinaufzug der Heerden auf die Alpen begangen.

Feste und Vergnügungen in Preußen.

Provinz Westphalen.

Eine wunderliche Sitte hat sich bei der Feier der Fastnacht in dem Flecken Greven erhalten: Alle vier Jahre nämlich müssen die während dieser Zeit getrauten Ehepaare, ohne Unterschied der Person, in einen zu dem Ende auf dem Markt aufgestellten ungeheuren Kübel kalten Wassers sich werfen und durchbaden lassen.

Eine andere alte und sonst nirgends bekannte Feier, die anmuthiger ist und weniger die Rohheit der Vorzeit auch in ihren Spielen bezeichnet, ist die, womit zu Münster der Vorabend des St. Lambertustages begangen wird. Der Heilige ist Schutzpatron einer der Haupt- und schönsten Kirchen Münster's, eben der, an deren sehr hohem Thurme die drei eisernen Käfige befestigt sind, in welchen die drei Häupter der Wiedertäufersecte eine luftige Bestattung für ihren von

glühenden Zangen zerfleischten Leib fanden. Es werden nämlich mit Lichtern besetzte Kränze über die Straßen gezogen und darunter tanzt um brennende Kerzen oder um blumenumwundene und mit farbigen Windlichtern geschmückte Pyramiden die ganze lebenslustige Jugend, zum Tacte von Gesängen ohne viel Poesie und seltsamerweise in hochdeutscher Sprache, was einen jüngern Ursprung der Sitte vermuthen läßt, aber in sonderbaren Weisen, die wie Klänge aus heidnischer Vorzeit tönen.

Provinz Sachsen.

In der uralten Stadt Halle an der Saale lebt ein Menschenstamm, den man bei dem ersten Anblicke für ein Geschlecht halten möchte, zu dem es auf Erden kein Muster weiter giebt. Ich weiß nicht, ob der Name Halloren von der Stadt, oder die Stadt von dem ihrigen entsprungen sey. Auch ist es nicht meine Absicht, eine Geschichte dieser fremden Bewohner zu schreiben; aber so viel weiß ich, daß ihr Daseyn sich in die früheste Geschichte dieser Gegend verliert. Ohne Zweifel sind sie die Nachkommen eines alten wendischen Stammes, wie man Zweige davon in der Lausitz und in der Mark findet; aber ihre Gewohnheiten und Gebräuche sind so eigenthümlicher Art, daß sie Jedem, der diesen Boden betritt, auffallen müssen. An dem Orte der Stadt, wo die ersten Salzquellen entdeckt wurden, Salz-Quellen, die vielleicht dieselben sind,

welche zur Zeit des Tacitus der Gegenstand eines heftigen Streites zwischen zwei nachbarlichen Völkerschaften waren; an dem Orte, sag' ich, ziehen sich die Gebäude der Salzsiederei hin und die Hütten Derjenigen, welche in diesem Werk arbeiten. Es ist ein unfreundlicher, häßlicher Platz; aber wer weiß, ob er nicht der interessanteste der Stadt ist. Er liegt nicht fern von einem Arme der Saale, der zwischen der westlichen Vorstadt und der eigentlichen Stadt durchfließt und schon aus der Ferne kann man ihn, mit Hülfe des Qualmes, der aus seinem Schoos emporsteigt, sehr deutlich bezeichnen. Dieser Rauch hüllt ihn zu gewissen Zeiten, wenn die Schwere der obern Luft die Dämpfe niederdrückt, gleichsam in ein Nebelmeer ein, so daß ich eines Abends auf den Höhen, die nach Eisleben sich hinziehen, von der ganzen Stadt wenig mehr bemerkte, als die Thürme, welche in der Abendsonne zurückglänzten. Einem Fremden, der nicht an Erscheinungen dieser Art gewöhnt ist, scheint dieser Ort ein Eisenhammer zu seyn, wie ihn Schiller in der bekannten Ballade beschreibt. Er heißt die Halle und man sagt, daß er die ersten Keime zu einer Stadt gleichen Namens enthalten habe. Hier sieht man, besonders an heißen Sommertagen, halbnackte Menschen herumlaufen, schwarz von der Sonne gebrannt und mit tief eingegrabenen Spuren ihrer rauhen Beschäftigungen. Ihr Körper pflegt von großer Stärke zu seyn; sie sind rasch in ihren Bewegungen und zeigen eine Ausdauer und Abhärtung, wie man sie in weiter Umgegend nicht findet. Tage und Nächte schüren sie das

Feuer und kochen das Mineral; sie betreiben die Werke und seit uralten Zeiten sind sie im Besitze von Privilegien, die ihnen Heiligthümer sind. Ich kann nicht sagen, ob es schwerer gewesen sey, ihre Urväter, die Wenden, Sorben, zur Annahme der christlichen Religion zu bewegen, oder ihre Enkel den Sitten der übrigen civilisirten Welt zu unterwerfen. Alle Wechsel der Mode, alle Launen der äußern Cultur streichen an diesem Geschlecht ohne Wirkung vorüber und daher mag es kommen, daß sie mit den übrigen Bewohnern der Stadt keine ehelichen, ja kaum geselligen Verhältnisse eingehen. Wie das geht, sie besitzen einen unüberwindlichen Stolz auf ihre Rechte und ihre Einrichtungen und es ist mehr als einmal geschehen, daß sie Beleidigungen mit dem ganzen Feuer eines Nationalhasses gerächt haben. Sie betrachten die Eltern ihres Geschlechts als die Gründer der Stadt und sehen sich selbst für nichts weniger an, als für die Schutzgötter, ohne welche sie selbst untergehen würde. Gleich den Großen der Erde, heirathen sie nur in ihren eigenen Stamm; ihren Kindern erzählen sie die Geschichte ihres Volkes und die Thaten, die durch dasselbe geschehen sind. Man impft den Kleinen die stärkste Liebe zu den Beschäftigungen der Eltern, zu ihrer Würde und zu ihren Vorrechten ein und auf dem Wege pflanzt sich dieser Menschenstamm, von Geschlecht zu Geschlecht, unverändert fort, so daß man sicher annehmen kann, man sehe einen Menschen aus dem zwölften Jahrhunderte wenn man seinen Enkel aus dem neunzehnten betrachtet. Die Reichern nähern sich mehr den Gebräuchen

der neuern Civilisation und vermischen sich nicht selten mit den übrigen Kindern der Mode.

Ihre Tracht ist nicht weniger eigenthümlich, als ihre Stellung zu den andern Einwohnern; sie scheinen in der Mode des sechzehnten Jahrhunderts sitzen geblieben zu seyn; ihr Gallakleid ist ein altfränkischer, ausgeschnittener Rock, eine lange Weste ohne Kragen mit halbkugeligen Metallknöpfen, die bei den Reichen von Silber zu seyn pflegen; kurze, unter dem Kniee zusammengebundene Beinkleider und ein dreispitziger Hut, der auf einem geschorenen Kopfe sitzt. Die Aeltern führen einen langen, am Knopfe versilberten Stock bei sich, schreiten gravitätisch über die Straßen und sprechen unter sich eine Sprache, die Niemand versteht, als sie selbst. Man wird errathen, daß es ein wendischer Jargon sey.

Sie haben aus alten Zeiten das Vorrecht behauptet, ihre eigne Gerichtsbarkeit zu halten; sie besitzen ein Thaalhaus, was die Bedeutung eines Gerichtshauses hat und einen Salzgrafen, der des Rechts über sie pflegt. Sie hegen gegen diese Obrigkeit eine so große Achtung, daß man nie Ursache gehabt hat, ihnen diese Privilegien zu entreißen; man kann sich nicht erinnern, daß auffallende Verbrechen in ihrem Schoos erzeugt worden wären und eine unauslöschliche Infamie würde Jeden verfolgen, der sich seines Stammes für unwerth erklärte. Hier bringt die öffentliche Meinung das hervor, was anderwärts nur durch die Strenge der Gewalt bewirkt werden kann und die Wächterin der Tugend ist die Stimme der Welt.

Ich wüßte nicht, daß sie ihre eigne Moral hätten; ihnen sind die Gesetze der Religion und des Staats eben so unverbrüchlich, als jedem andern guten Bürger des Staats.

Es ist bekannt, daß sich nirgends ausgezeichnetere Schwimmer finden, als unter ihnen; daher ist ihnen die Aufsicht über die Flußbäder anvertraut. Sie tauchen unter das Wasser, wie ein Amphibion, so daß man glauben sollte, sie wüßten eben so gut im Wasser wie auf dem Lande zu leben. Der reißendste Strom schreckt sie nicht ab und den Kahn führen sie durch Stürme und wüthendes Gewässer mit Sicherheit fort. Bäume, die höchsten Tannen, Erlen, deren Rinde glatt ist wie die Haut der Schlangen, ersteigen sie mit einer bewundernswürdigen Schnelligkeit.

Mit der Universität scheinen sie in einem wunderlichen Zusammenhange zu stehen; denn sie betrachten den Studenten für ihren Bruder, reden ihn mit diesem Namen an und pflegen alle Vertraulichkeiten zu genießen, die gewöhnlich Folge dieser Benennung sind. Sobald ein Novize, den man in der Sprache der Studenten Fuchs nennt, bei der Universität ankommt, versäumen die Halloren nicht, eine Deputation an ihn zu schicken und sich einen Willkommen auszubitten. Mit diesem Geschenk ist er gleichsam in die Innung dieses Urvolks aufgenommen.

Sie sind verpflichtet, bei Feuersgefahr und Wassersnoth hülfreiche Hand zu leisten, was sie auch stets mit großem Eifer gethan haben. Dafür sind ihnen besondere Vorrechte und Vergünstigungen zugestanden,

z. B., der Fischfang und das Lerchenstreichen in dem Bezirke der Stadt. Ebenso haben sie die Bestattung der Leichen größtentheils zu besorgen.

Dieses Volk hat aber auch seine eigenen Feste. Bei dem Regierungsantritte des Königs empfangen sie ein weißes Pferd *) (was dann gewöhnlich mit Geld wieder eingelöst wird), eine Fahne und einen silbernen Becher. Daß hierbei nun große Festlichkeiten stattfinden, versteht sich von selbst. — Sodann feiern sie alle zwei Jahre zu Pfingsten mit alten Gebräuchen ein Fest, bei welchem sie ihre Vorsteher wählen, einen öffentlichen Aufzug und einen Tanz halten.

*) Als Hieronymus König von Westphalen wurde, geschah ein Gleiches.

Belustigungen und Spiele in Kärnthen.

Einige Spiele, die in Kärnthen sehr im Schwange sind, sind so beschaffen, daß sie, weit entfernt, die Unschuld beider Geschlechter zu bewahren, sie vielmehr ganz verderben. So das Christkinderspiel. Eine bäuerische Gesellschaft durchzieht mit einem Bauernmädchen, welches die Jungfrau Maria vorstellt, vom Christtage bis auf die Erscheinung des Herrn verschiedene Gegenden und führt in den Häusern, deren Väter es begehren, das Geschichtliche der Geburt Jesu mit einer solchen drolligen Entstellung auf, daß der aufgeregte Unwille des besser unterrichteten Zuschauers mit achselzuckendem Bedauern endet.

Ein wohlgenährter, mit Papier umhangener Bube kündigt, als Engel Gabriel, der Maria die Empfängniß und Geburt eines Kindes an. Nach einiger Zeit gebärt Maria, die auf einem kleinen Fußschemel sitzt und Joseph bringt, als Geburtshelfer, ein aus Holz

geschnitztes Kind unter ihrem Rocke hervor. Dickstämmige Bauern, als Hirten und als Magier, verehren das geborne Kind, nennen es Gott und Herrn und bringen Geschenke. Der Engel Gabriel warnt den Joseph vor dem bethlehemitischen Kindermord und rathet zur Flucht nach Aegypten. Kaum sind Beide entflohen, so stürmen Henkersknechte und Soldaten zur Thüre herein; hölzerne Kinder stecken an ihren Kosakenmessern, die sie tobend in die Höhe halten. Die ganze Handlung geht in den elendesten Knittelversen vor sich.

Kann wohl die Religion tiefer herabgewürdigt werden, als daß sie zur Abstumpfung der Muttergefühle und zur Zerstörung der heiligen Schaam gemißbraucht wird!

Das Brechelnspiel

ist eben so abgeschmackt, als das vorige. Nach der Beendigung der Flachsreinigung, die im October jedes Jahres gewöhnlich durch Mädchenhände geschieht, versammeln sich die jungen Bursche am späten Abend vor dem Hause, wo die Mädchen arbeiten. Es entsteht nun ein sonderbarer Wettkampf: wer die größten Zoten vor dem Hause sagt und seine Dirne am schlüpfrigsten beschreibt, wird als Sieger belacht und beklatscht. Sie begehren endlich tobend die sogenannte Brechelbraut und es wird ihnen, statt der rüstigen Dirne, ein altes Mütterchen aus der Thüre geschoben, das wacker ausgelacht wird. Man kann nur versteckter Weise diesem Spiele zuhören; denn der bemerkte Vorwitz würde mit einem Steinregen büßen müssen.

Verzeichniß

der

bei Ausarbeitung dieses Werkes

benutzten

Quellen.

Digitized by Google

1. Das Lamboifeſt zu Hanau.

Das Lamboifeſt in und außer der Stadt. Eine Hanauer Localſkizze in zwei Abtheilungen ꝛc. Hanau. 1833.

2. Wieſe zu Günſtedt.

Allgemeine deutſche Vaterlandskunde. 1824.

3. Der Hammeltanz in Hornberg.

Deutſchland's National-Trachten ꝛc., von A. Schreiber. 1. Heft. qu. Fol. Freiburg.

4. Der Sommergewinn oder das Todaustragen.

1. Zweiter Bericht an die Mitglieder des Sächſ. Vereins für Erforſchung und Bewahrung vaterländiſcher Alterthümer zu Leipzig. Leip. 1826. S. 58.
2. *P. Ch. Hilschner*, de ritu dominica Laetare quem vulgo appellant den Tod austreiben. Lips. 1690.
3. *I. H. Kindervater*, Diss. Laetare vulgo Todten-Sonntag. Jen. 1701.
4. *I. P. a Ludewig*, Opusc. miscell. Hal. 1720. Tom II., P. XXVIII. p. 536.
5. *E. I. Westphalen*, Monument. ined. rer. Germ. Tom. I. praef. p. 52.
6. Wöchentl. Frankenhäuſer Intelligenzbl. 1766 No. XI. und XII
7. Journal von und für Deutſchland. 1784, 1788 No. VI., 1787. No. IX. XII, 1790 No. IX
8. Hellbach, Nachtrag zu dem Archiv von und für Schwarzburg, S. 51 fg.
9. Thüringiſche Vaterlandskunde. 1825 No. XII.
10. Kruſe, deutſche Alterthümer. Halle 1829. Bd. 3 Heft III. und V. S. 69.

11. Schumacher, Merkwürdigkeiten der Stadt Eisenach. S. 136.
12. Cahlaisches Nachrichtsblatt. 1834 No. 29.
13. *Duglossus*, Hist. Polon. L. II. F 94.
14. *Mart. Cromerus*, de Orig. et reb. gest. Pol. L. III.
15. *Guagninus* in Chron. Pol. Lib. III.
16. *Curacus*, in annal. Siles. p. 32, 65. 90. XXV. 118.
17. *Ioh. Casp. Zeumer*, Diss. de Dominica Laetare. §. 10 sqq.
18. *Matth. Dresserus*, in tractatu de Fest. p. 16.
19. *Zachar. Schneiderus*, Chronic. Lips. LIV. p. 143.
20. *Ioannus Leznerus*, in Chronic. Corbeiensi, c. 18.
21. Arnold, in dem Anhang, d. Götzendiener betreffend, bei d. Uebers. v. A. Rösens unterschied. Gottesdienst der ganzen Welt. Heidelberg 1674.
22. *Meibomius*, de Dominica Laetare.
23. *Caluger*, in Sax. inf. ant. Lib. I, c. XI. p 45.
24. *Georgius Torquatus*, in Annal. Magdeburg. et Halberstad. P. III. C. I. c. Q.
25. *Ioh. Christoph Eberlinus*, De omniosis diebus Dominicis, p. 7. sqq.
26. *Abrahamus Frencelius*, in Comment. de Diis Soraborum. Sect 2. c. 29 §. 12.
27. *Michael Frencelius*, in Diss. 3.: De idolis Slavorum, §. 8.
28. *Petrus Saxius*, in Frisiae Septentr. descriptione.
29. *Nerretterus*, in templ. Jud. et Gent. ed. 1701. p. 745.
30. *Gerh. Io. Vossius*, L. I. de Orig. et progressu Idololatr. c. 37. L. II. c. 13.
31. *Mareschalcus*, L. I. Annal. Herul. et Vand. c. 7.
32. Thebesius, in den Schlesischen Merkwürdigkeiten 2. Th. Cap. I. Nr. 9. u f., p. 4.
33. Thebesius, Liegn. Merkwürdigkeiten.
34. J. G. Henze, Versuch über die ältere Geschichte des

fränkiſchen Kreiſes, insbeſondere des Fürſtenthums Bayreuth, 1. St.

35. *Bochuslaus Balbinus*, in 1188 Epit. Hist. Boh. Lib. II. Cap. 7 p. 117.

36. Abhandlungen einer Privatgeſellſchaft in Böhmen. 3. Thl. S. 111.

37. Anton, Verſuch über die alten Slaven. 2 Bde. 1183 — 89.

38. Ueber den Todtenſtein bei Görlitz, von Schachmann.

39. Beobachtungen über das Gebirge bei Königshagen in der Oberlauſitz. Dresden 1780.

40. Lauſitzer Magazin.

41. Deutſches Muſeum. 1778.

42. Deutſche Encyclopädie unter dem Worte Dominica Laetare.

43. J. F. Jerel, über einige in der Gegend von Erfurt gefundene Alterthümer. 1787.

44. *Raup*, Bibl. portat. pract. Loc. 26.

45. Mehlig, Kirchen- und Kezerlexicon sub voce Laetare.

46. Zedler's Univerſallexicon sub voce Todenſonntag.

47. Friſch, deutſches Wörterbuch sub voce Todenſonntag.

48. *Cramer*, de origine et rebus gestis Polonorum.

49. Chr. Franz Paullin's philoſophiſcher Feierabend, allerhand Begebenheiten in ſich haltend. 3 Thle. Frankfurt 1695.

51. Fränkiſche Sammlungen. 8. Bd. 1760? Bd. 6.

52. Flögel, Geſchichte der komiſchen Literatur. Th. 4, S. 10.

53. Dr. Aug. Pfeifer, evangeliſche Erquickungsſtunden. Leipzig 1698.

54. *Michovius*, in Chron. Polon. Lib. II. Cap. 6.

55. *Englert*, Franconia in tenebris ethnicismi in luce Christianismi. Schweinfurt 1760.

56. *Martin Hanke*, de rebus Silesiorum. 1705 p. 112.

57. Vita Ottonis, bei'm Ludwig in den Script. rerum. Germ. T. I. p. 490.

58. *Müldener*, Commentatio de monumentis Slavicae et Vandalicae gentis in Guldinavia. 1756.

59. M. P. Chr. Hilscher, wegen des zur Fasten- und Osterzeit eingerissenen Aberglaubens. Dresden 1708.

60. Lucas, Schlesische Chronik. S. 222.

61. Schlesische Kirchenhistorie. Frankfurt 1702.

62. *Ienel*, Silesia renovata.

63. *Pilgram*, in Calendario medii aevi sub voce Todtensonntag.

64 Büchners diplomatische Genealogie des Hochgräfl. Reuß-Plauischen Hauses, die sich in Longols sicheren Nachrichten Th. II. S. 234 befindet.

65. Widmann's Hofer Chronik (in der Handschrift findet sich die hierher gehörige Stelle, in *Menken* Scriptoribus Rerum Germanicarum T. III., wo die Chronik abgedruckt, ist sie ausgelassen).

66. Fischer, Beschreibung von Anspach. S. 182.

68. *Moller*, de diebus ominosis 1690. Edit. sec. 1730.

68. Bayreuther hist. wöchentl. Nachrichten 1766. S. 75.

69. Becker's deutsche Zeitung für die Jugend 1788. St. 18. No. 21.

70. Gnädigst privilegirte Thüringische Vaterlandskunde. 1802.

71. Spieß, Archivarische Nebenarbeiten. 2. Bd.

72. Haltaus Jahrzeitbuch.

73. *Marci* Hierolexicon.

74. *Hildebrand*, de diebus Festis, p. 42.

75. *Hospinianus*, de festis Christ., p. 66.

76. Neueste Reise durch Oesterreich, ob und unter der Ens, Salzburg, Berchtesgaden, Kärnthen und Steyermark von Dr. F. Satori. 2. Bd. S. 348.

77. Conversations-Lexicon.

78. Der Eremit in Deutschland, von Panse. Hft. 8. S. 304.

5. Osterfest, Osterfeuer und Ostereier.

1. *Guicciardini*, in Descript. Belgiae. P. I. 60 — 61.
2. *Polydor. Vergilius*. L. VI. c. 12. ad fin.
3. *Du Pin*, Bibl. des Auteurs Ecclés. T. VI. p. 168. T. VII. p. 169.
4. *Hildebrandi* Disp. de Festis Christi annor. diebus, p. 44 — 58.
5. *Hospinianus*, libr. de Festis. P. II. p. 54. — 74.
6. *Polydor. Vergilius*, de Invent. Rer. I. V, p. 297.
7. *Bartholin*. de Puerperio Veterum, p. 34. 36. 128 — 129. 171 — 179.
8. *Chemnitii* Examen Concil. Trident. P. IV. p. 224. coll. 219. d. 241 sequ.
9. *Buxtorf*, Synagog. Jud. c. XII. — XIV.
10. *Ciacconius*, de Triclinio, p. 56.
11. *Baile*, Dict. Art. Adam et Arminius.
12. Götzens Zeitvertreib und Unterricht für Kinder. 4. Bd. S. 453.
13. Donndorff, Antipandora. 3. Bd. S. 219.
14. Abendzeitung 1838.
15. Gnädigst privilegirte thüringische Vaterlandskunde. 1803 und 1806.

6. Das Nasenfest.

1. Phönix. 1808 Nr. 79.
2. Anleitung, auf die nützlichste und genußvollste Art die Schweiz zu bereisen. Von J. G. Ebell. 2. Bd. S. 194.
3. Becker, Guirlanden. 4. Bd.
4. J. v. Müllers Schweizer-Geschichten u. v. a. Schriften.

7. Schul-Feste.

1. *J. M. Heusing*. Opusc. min. T. I. p. 174.
2. Rehmeyers Kirch. Gesch. II. S. 231.
3. Schützens Hamburger Gesch. II. S. 16.
4. Dillherrns Zeit- und Weltlauf. P. II. p. 461.
5. Mücke, vom Ursprunge des Gregoriusfestes. Leipzig.

6. Schulz, Auf- und Abnahme der Stadt-Garbelegen, S. 57.
7. Reichs-Anzeiger. J. 1798. Bd. 1. S. 613.
8. Journal von und für Deutschland. 1786.
9. Allgem. thüringische Vaterlandskunde. 1823.
10. Wetzel, vom Gregoriusfest und Liedern, als Vorrede von G. Müllers Hymnologia sacra und dessen Frage: Ob das Gregoriusfest eine sündliche Eitelkeit sey? 1733.
11. Curiositäten ꝛc. 3. Bds. 6. St.

8. Das Fritschifest zu Luzern.

Luzern und seine Umgebungen. Von Jos. Businger. Luzern 1835.

9. Die Eselswiese bei Querfurt.

1. Allgem. deutsche Vaterlandskunde. 1824.
2. Gnädigst privilegirte thüringische Vaterlandskunde. 1806.

10. Der grüne Montag.

1. Journal von und für Deutschland. 1786.
2. Allgem. deutsche Vaterlandskunde. 1824.

11. Frohnleichnamsfest.

1. Conversations-Lexicon. 3. Bd.
2. Allgem. deutsche Vaterlandskunde. 1824.
3. Gnädigst privilegirte thüringische Vaterlandskunde. 1802 und 1803.
4. Bericht vom Frohnleichnamsfeste, der allen lutherischen Christen zu wissen nöthig. Jena 1683.
5. Die Feier des heiligen Frohnleichnamsfestes.
6. Sr. Päpstl. Heiligkeit Benedict des Vierzehnten Abhandlung vom Fronleichnams-Fest, a. d. Latein. übersetzt u. mit nöthigen Erläuterungen, auch der Beschreibung des bei diesem Fest in Wien gebräuchlichen Umgangs vermehrt ꝛc. Nürnb. 1763.
7. Die Frohnleichnamsprocession. Wien.
8. Acta Sanctorum. Tom. I. Monat April S. 437 und S. 903.
9. *Gretseri* Auctarium de Festis Christianorum.
10. *Alberti Bzovii* Annales ad annum 1264.
11. *Theophili Raynaudi* Opera. Tom. XV. pag. 84.
12. *Danhauer*, Diss. de Festo Corporis Christi.
13. *Johann Zwinger*, Tractat. de Festo Corporis Christi.
14. *Hospinianus*, de Festis.

15. *Menzer*, Antipistorius, pag. 462.
16. *Dallaeum* de cultus religiosi objecto, pag. 287.
17. *Hottinger*, histor. eccles. Saeculi XIII. pag. 458
18. *Fabricii* bibliograph. antiqu. pag. 338.
19. C. A. *Muratorius*, il Christianismo felice nelle Missioni de' Padri della Compagnia di Giesu nel Paraguai 1743.
20. *Hugo de S. Caro*, Diplomata de Festo Corporis Christi.
21. Keyßler's Reisen durch Deutschland, Böhmen ꝛc. S. 416.

12. Der Carneval, Fasching oder Fastelabend in Cöln.

1. Conversations-Lexicon. 3. Bd.
2. Journal von und für Deutschland. 1785. S. 452.
3. Allergnädigst privilegirte thüringische Vaterlandskunde. 1803.
4. Haltaus Jahreszeitbuch. S. 202.
5. Rheinisches Conversationslexicon. 3. Bd.
6. Schier, Carnevalsalmanach. 2 Jahrg.
7. Sieg der Freude.
8. Göthe, Kunst und Alterthum. 5. Hft.

13. Kirschfest zu Naumburg.

1. Sächs. Provinzialblätter. 1803.
2. Zeitung für die elegante Welt. 1803. S. 450.
3. Freimüthiger. 1803. S. 504.
4. Philipp's Geschichte des Stifts Naumburg.
5. Merkel's Erdbeschreibung von Sachsen. 4. Thl. S. 96.
6. *Johannes Töpfer*, De honesta laboris intermissione. 1671.
7. Miscellaneae Numburgicae, (vom Jahr 1631 zusammengetragen) von Jacob Franke. (Handschriftlich in der Naumb. Schulbibliothek vorhanden).
8. Johann Zader, Stiftschronik. 2. Th. (Handschrift.) Das eigentliche Original in 4 Büchern liegt auf dem Rathhause zu Naumburg; die in der Stiftsbibliothek zu Zeitz vorhandene Handschrift in 3 Büchern ist aus jener zusammengezogen.
9. *M. J. C. Marci* Curios. Saxon. 1643. p. 267.
10. *Celii* Cataclysm. Thüring. p. 35.
11. M. Mart Borck, Nachricht von dem Naumburger Schul- oder sogenannten Kirschfeste. 1746.
12. *Johann Eisenhart* (Isenacensis), Acta et fata prae-

sulum Naumburgensium, in Paulini Syntagm. Rer. Germ. p. 129.

13. *Paul Lange*, Chron. Zizense (in *Pistor.* script. rer. Germ. T. I.)

14. *Paul Lange*, Chron. Numburg. (in *Menk.* script. rer. Germ. P. II).

15 Joh. Georg Rauh, die Schwachheit über die Stärke, oder gründliche Nachricht von dem, i. J. 1432 vor Naumburg gelagerten Heere der Hussiten u. s. w. 1782.

16. Benedict Taube, umständliches Chronicon Numburgense etc. (Handschriftl. in der Rathsbibliothek zu Naumburg; ein Werk, dessen Aechtheit gar verdächtig).

17. Spangenberg's Mansfeldische Chronik.

18. Theobald, Geschichte des Hussiten-Krieges. Breslau 1750.

19. *Joh. Puchler*, Res Misn. ab ao. 1426. ad ann. 1488 (in *Menk.* Scr. rer. Germ. II. p. 418).

20. Auctor. Chron. et Annal. Torgau (ebend. S. 1595).

21. *Monachus Pirnens.* (ebend. S. 1595).

22. *Joh. Rothe*, Chron. Thur. (ebend. p. 1820).

23. Albin, Meißn. Land-Chronik, S. 212.

24. *Georg Fabricii* Orig. Sax L. VII. p. 749.

25. C. P. Lepsius, die Sage von den Hussiten vor Naumburg und der Ursprung des Naumburgischen Kirschfestes. Zeiz 1811.

26. Roch, Gesch. des Städtleins Tauche, in Grundig's und Klotzschens Sammlung zur sächs. Gesch. Thl. 12. S. 331.

27. Weise, Handbuch der Gesch. der sächs. Staaten. Th. 2. S. 300.

28. Die Hussiten vor Naumburg, ein historisches Gemälde von A. Braun. Jena 1805.

29. Allgem. thüringische Vaterlandskunde. 1823 und 1825.

30. Conversations-Lexicon unter „Hussiten."

31. Journal von und für Deutschland 1790. 1. Thl. S. 367.

32. Deutschland, oder Briefe eines in Deutschland Reisenden. 3. Bd. Stuttg. 1834.

Noch eine große Anzahl Schriften über das Concilium zu Kostnitz.

14. Der Graskönig zu Groß-Vargula und das Laubmännchen in der Ruhl.

1. Gnädigst privilegirte thüringische Vaterlandskunde. 1801 und 1802.

Volksfeste in poetischem Gewande, nebst historischen Bemerkungen. Von H. J. M — r. Ilmenau 1822.

15. Der Milchtanz zu Klein-Geschwenda.

Gnädigst privilegirte thüringische Vaterlandskunde. 1802.

16. Langensalzer Volksfest der Fuhr- und Ackersleute.

Gnädigst privilegirte thüringische Vaterlandskunde. 1803.

17. Der Holzäpfeltanz.

Deutschland's National-Trachten ꝛc. von A. Schreiber 1. Heft, querfol. Freiburg.

18. Die Reiter zu Fuß. Eine Kinderlustbarkeit zu Molschleben.

Gnädigst privilegirte thüringische Vaterlandskunde. 1805.

19. Die Brigittenau.

1. Wien wie es ist. Von A. Schmidt. Wien 1833.
2. Herbstblüthen aus Wien. Gesammelt in den Spätmonaten 1830 von H. Meynert. Leipzig 1832.
3. Beschreibung der Haupt- und Residenz-Stadt Wien, von Johann Pezzl. 4. A. Wien 1816.
4. Wien's Geschichte und seine Denkwürdigkeiten, von v. Hormayr. 2. Jahrg. Wien 1825.

20. Das Christfest.

1. Sitten, Gebräuche und Narrheiten alter und neuer Zeit. Berlin 1806.
2. Gnädigst privilegirte thüringische Vaterlandskunde. 1806.
3. Conversations-Lexicon.
4. Panteleon's deut. Helden. 1 Bd. S. 187.
5. Gasparus bei Menken Script. T. I. p. 1666.
6. *Leibniz*, Hist. Brunco. T. II. p. 335 und T. II.
7. *Rothii* Chron. Thüring.
8. *Monachus Pirn.* bei Menken. T. I. p. 1554.
9. Morgenblatt f. gebildete Stände 1838.
10. Neudeckers Kirchenlexicon. 4. Bd.

21. Der Hahnentanz in der Baar.

Deutschland's National-Trachten ꝛc. von A. Schreiber. 1. Heft. Querfol. Freiburg.

22. Das Fahnenschwenken der Bäckerbursche.

Gnädigst privilegirte Thüringische Vaterlandskunde. 1801.

23. Kirchweihe, Kirchmesse, Kirmse.

1. Conversations-Lexicon.
2. Zeitung für die elegante Welt. 1810.
3. Zedlers Universal-Lexicon.
4. Fischer, statistische und topographische Beschreibung des Burggrafthums Nürnberg unterhalb des Gebirges. 2. Bd. S. 354.
5. Gedanken von der Kirchweihe. Ulm 1731.
6. Heineccius, Abbild. der Griech. Kirche III. 2. §. 24.
7. Cave, erstes Christenthum 1. 6 p. 163.
8. *H. Lincke*, Diss. de Encaeniis Templorum. Altd. 1713.
9. *Sigonius*, de Rep. Ebr. III. 16.
10. *Goodvin*, Mos. et Aaron III. 11. 3.
11. *Leydecker*, de Rep Ebr. IX. 8.
12. *Reland*, Ant. Ebr. IV. 9. 6.
13. *Suicerus*, Thes. Eccles.
14. *Alexander Monachus*, de Invent. Cruc.
15. *Codinus*, Orig. Constantin
16. *Meursius*, *Gloss.* Gr. Barb v. *Ἐγκαινια*
17. *Gerda*, Advers. 36. n. 1.
18. *Bulenger*, de Imper. Rom. III. 2.
19. *Balcamon* ad Marrum Resp. 13. 33.
20. *Du Fresne* Gloss. Gr. p. 80

24. Volksfest zu Questenberg am dritten Pfingstfesttage.

Die Ritterburgen und Bergschlösser Deutschland's, von Fr. Gottschalk. 2. Bd. S. 33.

25. Der Stralower Fischzug.

1. Berlin und Potsdam. Eine Beschreibung aller Merkwürdigkeiten dieser Städte und ihrer Umgebung, von J. D. F. Rumpf. 2 Bdchn. 4. Ausg. Berl. 1823.
2. Ersch und Gruber's Encyclopädie sub voce Berlin.
3. Bilder aus Berlin's Nächten. Von L. Schneider.
4. Berlinische Nachrichten 1834, Nr. 199.
5. Berlin wie es ist und trinkt, von Glasbrenner. 3. Hft.

26. Das Martinsfest.

1. Weimarische Zeitung 1834.
2. Sitten, Gebräuche und Narrheiten alter und neuer Zeit. Berlin 1806.

3. Journal von und für Deutschland. 1786.
4. K. Pr. Allergnädigst privileg. thüring. Vaterlandskunde. 1805.
5. Marks, Geschichte vom Martini-Abend und Martinsmanne. Hamb. und Güstrow. 1772.
6. Fabri, Geographisches Magazin B. 2. S. 447 ff.

27. Das St. Vigiliusfest in Trient.

1. *Gennad*, Catalog. Vir. Illust. c. 27.
2. *Honorii* Augustod. L. II. c. 37.
3. Histoire ecclésiastique par Mr. *Fleury*. Tome Cinquième.
4. Lewald, Tyrol vom Glockner zum Orteles und vom Garda- zum Bodensee. München 1835.
5. Baron Voß, Miraeus allgemeine Chron. 3. Bd. p. 358.
6. Acta Sanctorum Junii, ex Latinis et Graecis aliarumque gentium Monumentis, servata primigenia veterum Scriptorum phrasi, collecta, digesta, commentariisque et observationibus illustrata a *Godefrido Henschenio*, *P. M. Daniele Papebrochio*, *Francisco Baertio*, *Conrado Janningo*, *Joanne Bapt. Sollerio*, e Societate Jesu Presbyteris Theologis. T. V. Venet. 1744. Pag. 163 etc.
7. Zedlers Universal-Lexicon 48. Bd. S. 1237.

28. Der Schäfertanz oder Schäfermarkt.

1. Das Narrenschiff. S. 222.
2. *Besold*, Supplem. Fritschii.
3. Frischens deutsch-latein. Wörterbuch 2. Bd.
4. Der Eremit in Deutschland, v. Panse. Hft. 8. S. 304.
5. Campe, Wörterbuch der deutschen Sprache, 4. Bd.
6. Zedler sub voce Schäfer Tanz.
7. *Sprenger*, de Jur. aedif. in Stat. Imp. detin. v. Rotenburgum, p. 450.
8. Wirtembergischer Hofkalender f. d. Jahr 1790.
9. *Fritsch* in Append. ad Thesaur. Speidelio-Besoldian. v. Schäfer-Tanz
10. Allgem. Thüringische Vaterlandskunde 1823. S. 302 — 303.

29. Das Sechsläuten in Zürich.

Didaskalia 1838. Nr. 96.

30. Das Dreschflegelhängen.

Wirtembergischer Hof-Kalender f. d. Jahr 1790.

31. Das Eierlesen.

1. Wirtembergischer Hof-Kalender f. d. Jahr 1790.
2. Didaskalia 1837 Nr. 111.

32. Das Sichelhängen.

Wirtembergischer Hof-Kalender f. d. Jahr 1790.

33. Das Breistehlen und der Haartanz.

Oesterreichische Zeitschrift für Geschichts- und Staatskunde. 1835. Nr. 65.

34. Der achtzehnte October.

1. Allgemeiner Anzeiger und Nationalzeitung der Deutschen 1838. Nr 284.
2. Der Eremit in Deutschland, von Panse.

35. Die Meyer'sche Brücke.

Thüringische Vaterlandskunde. 1822. S. 212 und 236.

36. Das Popperoder Brunnenfest.

Thüringische Vaterlandskunde. 1824. S. 61.

37. Das Rosenfest zu Capellendorf.

Thüringische Vaterlandskunde. 1823. S. 385.

38. Der Böttchertanz zu Frankfurt a. M.

1. Morgenblatt für gebildete Leser. 1838 Nr. 62.
2. Frankfurter Journal. 1838. Nr. 80. Beil.

39. Das Waisengrün zu Hamburg.

1. Zur Ehre Hamburg's. Vier Gedichte von A. G. Eberhard. Halle 1833.
2. Der Delphin. 1838. Ein Almanach von Theodor Mundt. Altona.

40. Der Maientag.

1. Wirtembergischer Hofkalender f. d. Jahr 1790.
2. Journal von und für Deutschland 1786. S. 265.
3. Haltaus Jahreszeitbuch, S. 102.

41. Das Schifferstechen zu Ulm.

1. Europa, von Lewald. 1836.
2. Didaskalia 1836 Nr. 229.
3. Nicolai, Reise durch Deutschland.
4. Hausleutner, Schwäbisches Archiv. Theil 2.
5. Journal von und für Deutschland. 1792. S. 960.

42. Das Octoberfest zu München.

1. Das Volksfest der Baiern, im October. Von J. S. München 1815.
2. München's Festkalender zur Jubelfeier des Octoberfestes im J. 1835.
3. Conversations-Lexicon der neuesten Zeit und Literatur.
4. Neuester Wegweiser durch die Haupt- und Residenzstadt München. Von A. von Schaden. München 1835.

43. Das Vogelschießen (Mannschießen, Freischießen, Königschießen, Scheibenschießen).

1. Zedler's Universal-Lexicon.
2. Zeitung für die elegante Welt. 1802.
3. Conversations-Lexicon.
4. Sitten, Gebräuche und Narrheiten alter und neuer Zeit. Berlin 1806.
5. *P. Ch. Gilbert*, Diss. de *Ορνιθοτοξιβολία*, oder von dem Vogelschießen zu Leipzig 1714, gehalten. — Eine schnurrige Abhandlung.
6. H. Teubel, Schützen-Predigt vom Vogelschießen. Leipzig 1714.
7. Johann Friedrich Gottlieb Erdmann, Versuch zu einer umständlichen Historie vom öffentlichen Armbrust- und Büchsen-Schiesen. Leipzig 1737.
8. Wöchentliches Frankenhäusisches Intelligenz-Blat. XXIV. St. u. f. 1766
9. Johann Friedrich Mülbener, zuverlässige Nachrichten von den Schützengesellschaften, sowohl überhaupt. als d. Stadt Frankenhausen in ältern und neuern Zeiten. Frankenhausen 1767.
10. Thüringsche Vaterlandskunde. 1824.
11. Thüringer Volksfreund. 1829.

44. Das Sonnenwende- oder Johannisfeuer.

1. Wiener Zeitschrift für Kunst, Literatur, Theater und Mode. 1838 Nr. 26.
2. Allgemeine Thüringische Vaterlandskunde 1823. S. 91.
3. Wöchentliche Jenaische Fragen und Anzeigen. 1762. Nr XXXII.
4. *C. G. Haltaus*, calendar med aevi. p. 66. und 109.
5. Chronic. comit. de Cylli, in Halinii monum. T. II. p. 693.

6. *Joh. Lindneri* excerpt Saxon., in Menkenii scriptor. rer. germ. T. II. p. 1531.

45. Das Johannisfest in Schöten.

Der Thüringer Volksfreund. Eine Wochenschrift für Thüringen, das Osterland und Voigtland. Jena 1829.

46. Das St. Rochusfest zu Bingen.

Göthe's nachgelassene Werke. 3. Bd. Stuttgart und Tübingen 1833.

47. Belustigungen und Spiele aus dem Innkreise.

Oesterreichische Zeitschrift für Geschichts- und Staatskunde. 1835. Nr. 65.

48. Volksvergnügungen in Baiern.

Wiener Zeitschrift für Kunst, Literatur, Theater und Mode. 1839. Nr. 41.

49. Volksfeste in Tyrol und der Schweiz.

Deutschland, oder Briefe eines in Deutschland Reisenden. 2. Bd. S. 567.

50. Feste und Vergnügungen in Preußen.

(Provinz Westphalen).

Morgenblatt für gebildete Leser. 1838. Nr. 307.

(Provinz Sachsen.)

1. Der Eremit in Deutschland, von Panse. 1826. 5. Hft.
2. Blicke auf Halle und seine Umgebungen. Von Friedrich Hesekiel. Halle 1824.

51. Belustigungen und Spiele in Kärnthen.

Neueste Reise durch Oesterreich ob und unter der Enns, Salzburg, Berchtesgaden, Kärnthen und Steyermark, von Dr. F. Sartori, 3 Bde.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

331
RL

UNIVERSITY OF MINNESOTA